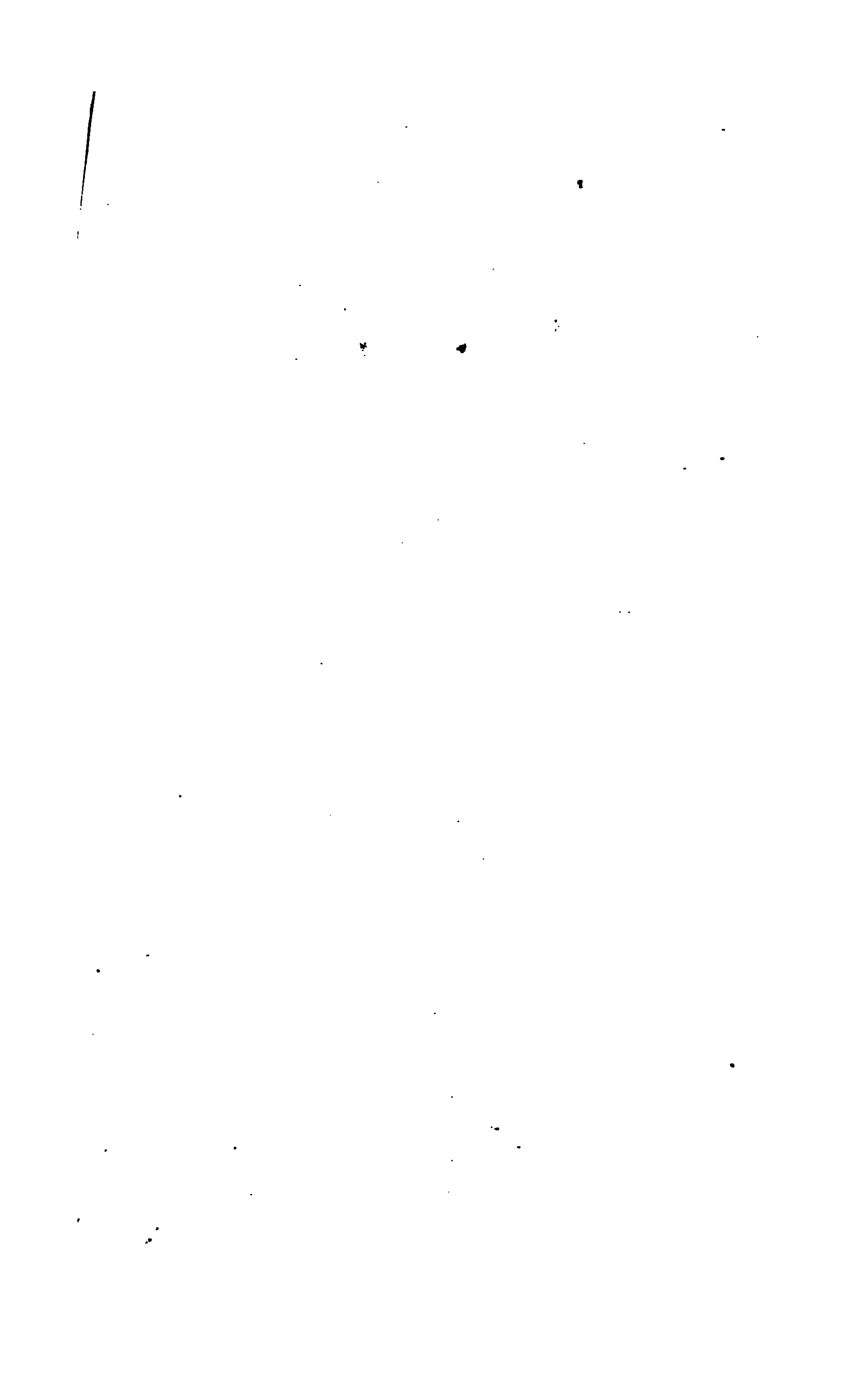





600080922R

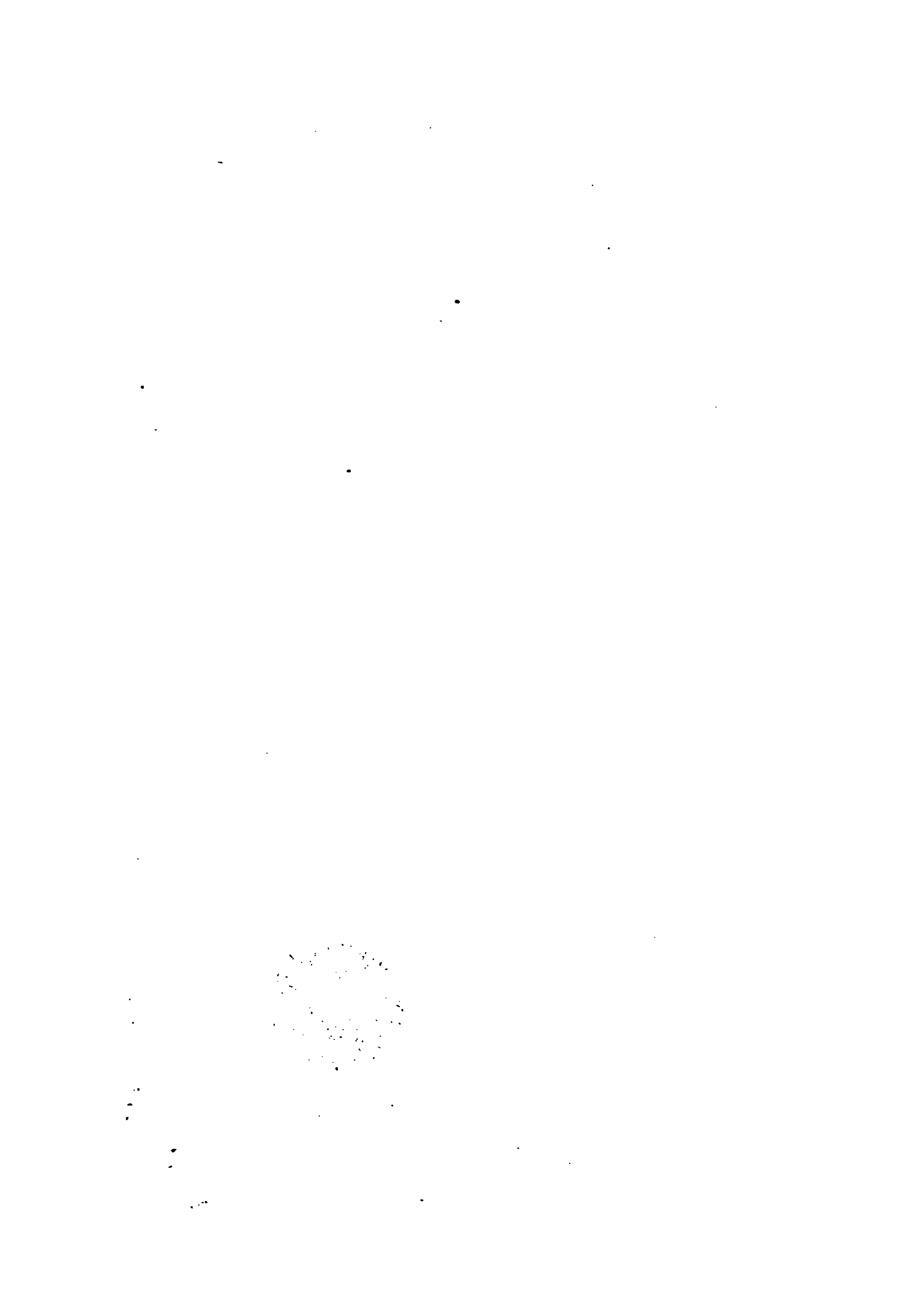








Aus Phönizien.



Aus Phönizien.

Geographische Skizzen und historische Studien

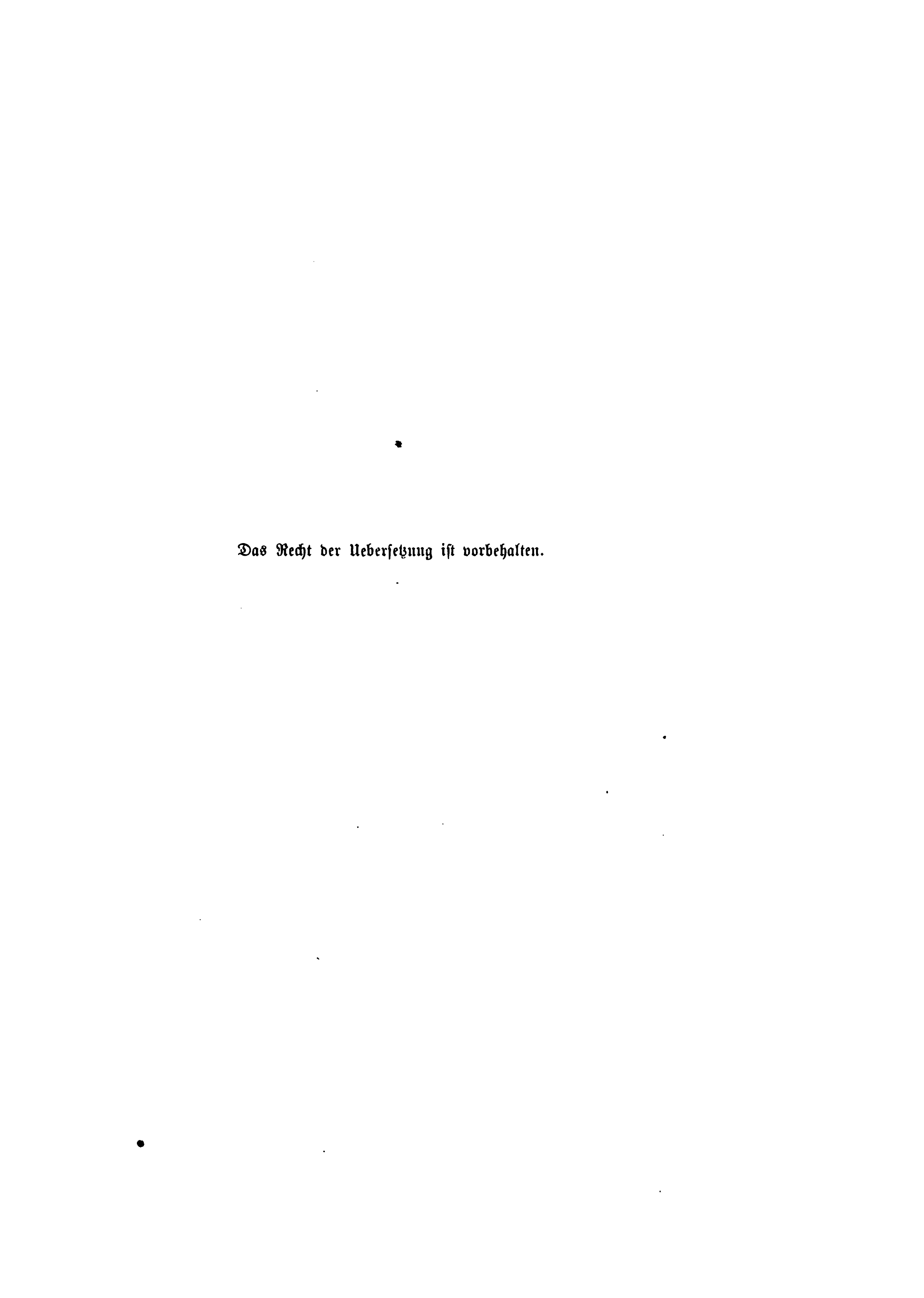
von

Hans Prutz,
Dr. phil., Docent der Geschichte an der Universität zu Berlin.

Mit vier lithographirten Kartenskizzen und einem Plan.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1876.



Vorrede.

Ueber die besondere Veranlassung, welcher die in dem vorliegenden Bande vereinigten geographischen Skizzen und historischen Studien ihre Entstehung verdanken, eine zu Beginn des Sommers 1874 im Auftrage des deutschen Reichskanzleramtes in Gemeinschaft mit Herrn Professor Dr. Sepp aus München unternommene Forschungsreise nach Tyrus, dem heutigen Sur, habe ich in der Einleitung die nöthige Auskunft gegeben. Ebenda sind auch diejenigen Gesichtspunkte entwickelt, welche bei jener Reise für mich maßgebend wurden und von denen aus daher billigerweise auch der Werth und die Zuverlässigkeit meiner Beobachtungen beurtheilt sein wollen. An dieser Stelle erübrigt mir daher nur noch Zweck und Tendenz des vorliegenden Buches näher zu bezeichnen und damit zugleich auf die Richtung und das Ziel der Studien hinzuweisen, deren erste Frucht diese Blätter dem Publikum darbieten und für deren Förderung ein allgemeineres Interesse zu erwecken mit der vornehmste Zweck ist, welchen diese nur Anfänge und Versuche, nichts Abgeschlossenes bietende Publikation zu erfüllen bestimmt ist.

Daß ich gerade den Namen des alten Phönizien gewählt habe, um unter demselben eine Reihe ziemlich selbständiger historisch-geographischer Monographien zusammenzufassen, hat seinen Grund, wie der geneigte Leser sehen wird, nicht eigentlich darin, daß es sich dabei zum guten Theile mit um alt-

phönizische Städtegeschichten handelt: denn auf diesem Gebiete habe ich, abgesehen von den aus eingehenden Studien an Ort und Stelle entstandenen Untersuchungen über die ehemalige Beschaffenheit der Inselstadt Tyrus, eigenes ja nicht zu bieten gehabt, sondern mich fast durchweg den überall bahnbrechenden, vielfach auch gleich abschließenden Forschungen von Movers anschließen können. In einzelnen Punkten nur setzte mich der Vortheil der an Ort und Stelle gewonnenen Anschauung in den Stand, die Darstellung Movers' theils neu zu belegen, theils zu ergänzen. Anderes habe ich als zur Zeit noch allzu hypothetisch und objectiv noch nicht deutlich genug erweisbar für jetzt noch zurückhalten zu müssen gemeint, in der Absicht und auch der Hoffnung, nach einem erneuten Besuch der syrischen Küstenlandschaft und eingehendem Studium einiger mir diesmal noch unzugänglich gebliebener Punkte derselben darauf zurückkommen zu können. Denn wenn z. B. Movers, ein altes und doch so lange gedankenlos von einem Buche in das andere übernommenes Vorurtheil widerlegend, aus den Schriftstellern aller Zeiten den Nachweis geführt hat, daß die Phönizier nicht, wie man ehemals allgemein annahm und wie man auch heutzutage noch zuweilen hören kann, durch die traurige Unfruchtbarkeit der von ihnen bewohnten Küstenlandschaft zum Betriebe der Seefahrt genöthigt und so zu Seefahrern geworden sind, daß im Gegentheil das eigentliche Phönizien von alters her der fruchtbarste und gesegnetste und deshalb gefeiertste Theil ganz Syriens gewesen ist, so ergibt eine weitere Untersuchung der Küstenbildung sowol wie der geschichtlichen Ueberlieferung, daß auch eine andere, mit jener meist verbunden auftretende landläufige Meinung durchaus irrig ist, die nämlich, als ob die Phönizier durch die der Seefahrt besonders günstige Gestaltung ihrer Küste, durch den Reichthum derselben an Buchten, Baien und guten Häfen zu dem ersten seefahrenden Volke des Alterthums geworden seien. Was wir auch in späterer Zeit an guten phönizischen Häfen rühmen hören, nirgends handelt es sich dabei, so weit wir nachzukommen im Stande sind, um von

der Natur selbst geschaffene Häfen, sondern stets um künstliche Anlagen, gemacht erst zu einer Zeit, wo der gesteigerte Seeverkehr größere Bedürfnisse mit sich brachte. Das schlagendste Beispiel dafür gibt die Entwickelung der späterhin so gefeierten Hafenanlagen von Tyrus selbst. Nicht weil die Armuth ihres Landes den Bewohnern nicht genügenden Unterhalt gewährte und nicht weil die glückliche Gestaltung ihrer Küste eine frühzeitige Entwickelung der Seefahrt begünstigte, sondern gerade umgekehrt infolge des Ueberreichthums des von ihnen bewohnten Niederungslandes und trotz der ungünstigen Beschaffenheit der Küste desselben sind die Phönizier ein Seefahrervolk ersten Ranges geworden. Das sind die für die Auffassung einer ganzen hochwichtigen Entwickelungsreihe durchaus maßgebenden Consequenzen, welche sich aus dem von Movers erbrachten Beweis dafür ergeben, daß der Name Kanaan sich zuerst und eigentlich auf die üppig fruchtbare Küstenebene bezieht, die sich, einer langgestreckten Mondsichel vergleichbar, zwischen dem Libanon und dem Meere hinzieht und im nördlichen Theile die herrliche Fruchtebene von Sidon, in dem südlichen die ehemals nicht minder köstliche Landschaft von Tyrus enthält. Von diesen Sätzen aus aber würde sich nun, wie es mir scheinen will, unter sorgfältiger Erwägung einer Reihe eigenthümlicher Erscheinungen, welche sich schon bei Betrachtung der Karte, vollends energisch aber bei einem Ritt durch die Küstenlandschaft selbst einem aufdrängen, eine Anzahl von Folgerungen ableiten lassen, welche für einige scheinbar unvermittelt dastehende historisch-geographische Thatsachen eine ebenso einfache wie vollständig befriedigende Erklärung geben würden. Um nur einen Punkt zu berühren: auffallen wird einem jeden die überraschend gleichförmige Lage der phönizischen Küstenstädte und die gleichmäßige Vertheilung derselben über die Gesammtausdehnung der Küstenebene. Tyrus, Sidon, Beirut und Byblus, sowie die über das eigentlich phönizische Land hinaus nach Norden vorgeschobenen Städte Tripolis und Aradus liegen immer ziemlich genau je eine Tagereise

auseinander; sie liegen ferner — mit Ausnahme allein von Byblus (Gibeil), für welches ein derartiges Verhältniß wenigstens aus den mir zugänglichen Karten nicht mit Sicherheit zu erkennen ist — sämmtlich an einem verhältnißmäßig weiter vorspringenden Punkte der jeder energischen Gliederung, tiefer eingreifender Meerbusen und weiter gegen Westen vorgeschobener Halbinseln entbehrenden Küste, an einem Punkte also, welcher zwar keinen irgend sichern Hafen darbot, wol aber die Möglichkeit gewährte, je nach Bedürfniß sowol gegen von Norden wie gegen von Süden her drohende Winde und Strömungen Schutz zu finden, indem man je nachdem südlich oder nördlich von den Landvorsprüngen vor Anker ging. Ist in diesen einfachen Thatsachen nicht die ganze, älteste, von den natürlichsten Anfängen ausgehende Entstehungsgeschichte der phönizischen Seefahrt und Colonisation enthalten? Nur bei Tage längs der Küste hinsegelnd suchen die phönizischen Schiffsherren abends Schutz unter einem Deckung gegen Wind und Strömung gewährenden Vorsprunge des wenig gegliederten Landes; an diesen regelmäßig besuchten Orten sind die ältesten Niederlassungen, die ersten Handelsstädte entstanden. Ich bin aber der Meinung, daß aus der Lage der phönizischen Küstenstädte sich noch andere allgemeine Sätze ziehen lassen über die Art, in der die Phönizier bei Gründung ihrer Handelsniederlassungen zu verfahren pflegten. Zu Stapelplätzen erwählten dieselben nämlich, wie es scheint, fast regelmäßig nur solche Punkte, wo der Küste vorgelagerte Inseln einmal die Erbauung der Magazine in eine gegen Krieg und Raub gesicherte Lage und dann durch Ausbildung der von der Natur gewährten Elemente die Anlage von gesicherten Häfen zwischen den Inseln und dem Festlande ermöglichten. Von Tyrus ist diese Art der Entstehung ja allbekannt; aber ein solches Verhältniß läßt sich noch heutigentags in Sidon erkennen, wo die den Hafen gegen die See hin begrenzenden Inseln deutliche Spuren einst darauf befindlicher großer phönizischer Bauten darbieten; Aradus (Ruad) war bekanntlich in ganz ähnlicher Weise wie Tyrus eine Inselstadt

und stand zu dem ihm auf dem Festlande gegenüberliegenden Marathus ganz in demselben Verhältniß wie Inseltyrus zu dem festländischen Palätyrus. Bei Beirut aber, das heutzutage wie von jeher dem Festlande angehörig erscheint, führt die eigenthümliche Configuration der ganzen Lage zu der nach dem Localbefunde sehr wahrscheinlichen Annahme, daß wir es auch in ihm mit einer einst dem Festlande vorgelagerten Insel zu thun haben, welche erst durch Versandung des trennenden schmalen Sundes mit dem Festlande zusammengewachsen ist: die nach Westen und Osten, nach der See sowol wie nach dem Binnenlande zu ziemlich steil abfallende Höhe, auf der Beirut liegt, ist durch eine nur röthlichen Seesand darbietende, freilich ziemlich breite Landenge mit dem fruchtbaren, von Nahr-Beirut, dem alten Magoras, durchflossenen Gelände verbunden, zu dem sich der sonst überall dicht an das Meer herantretende Libanon absenkt. Die Annahme, daß Beirut einst eine Insel gewesen, drängt sich jedem unwillkürlich auf, der einmal von den östlichen Höhen Beiruts die eigenthümliche Bildung der Landschaft ringsum überschaut hat, und findet eine Stütze in dem Mangel an Quellwasser in dem Gebiete der Stadt und in der Thatsache, daß der Nahr-Beirut infolge allmählich entstandener, mächtiger Sandanhäufungen an der Küste seinen Lauf nicht unwesentlich verändert hat, sodaß seine Mündung jetzt gegen früher viel weiter nach Norden und Osten gerückt ist. Ganz ähnlich verhält es sich, wie es scheint, mit Tripolis, der jüngsten der phönizischen Städte, der gemeinsamen Gründung von Sidon, Tyrus und Byblus.

Um aber nach dieser schon allzu lang gerathenen Abschweifung, welche das hohe Interesse der Sache entschuldigen mag, zu dem Ausgangspunkte zurückzukehren, so habe ich die in dem vorliegenden Bande vereinigten geographischen Skizzen und historischen Studien also nicht deshalb unter der Gesammtbezeichnung „Aus Phönizien" zusammengefaßt, weil es sich in ihnen zum Theil um altphönizische Städtegeschichten handelt, sondern weil der Schauplatz der hier dargestellten durch Alterthum,

Mittelalter und Neuzeit sich erstreckenden inhaltreichen geschichtlichen Entwickelung fast ganz genau mit dem alten Phönizien im engern Sinne des Wortes zusammenfällt. Hat es ohne Frage ein hohes Interesse, die geschichtliche Entwickelung eines so alten und so eigenartigen Culturlandes durch die jähen Wechsel der Jahrtausende zu begleiten und zu beobachten, wie Natur und Geschichte einander wechselweise beeinflussen und so auf einem und demselben Boden zu den verschiedenen Zeiten die entgegengesetztesten Bildungen zu Tage fördern, so stand für mich doch, wie ja auch die Oekonomie meines Buches darüber keinen Zweifel lassen kann, das Mittelalter und insbesondere die Epoche der Kreuzzüge weitaus in erster Linie. Wenn ich die den Kreuzzügen voraufgehende Zeit ebenso wie die ihnen folgende Entwickelung bis zur Gegenwart mit in den Rahmen der Darstellung hineingezogen habe, so geschah das vornehmlich deshalb, weil ich zu der Ueberzeugung gelangt war, daß die so absonderliche Eigenart der von den Kreuzfahrern in Syrien eingebürgerten „fränkischen" Cultur nicht anders zu vollem Verständniß gebracht und in ihrer Bedeutung richtig gewürdigt werden kann, als wenn ihr historisches Gewordensein ebenso wie ihr Nach- und Ausleben vollkommen klar dargethan werden, d. h. auf der einen Seite gezeigt wird, was die fränkische Cultur bei ihrem erobernden Eindringen denn nun eigentlich vorfand, und auf der andern, was schließlich aus ihr und aus den mit ihr zusammenstoßenden fremden Culturelementen und dem Kampfe beider geworden ist.

Das Zeitalter der Kreuzzüge ist von der so rastlos thätigen deutschen Geschichtsforschung bis in unsere Tage verhältnißmäßig eigentlich vernachlässigt worden. Die umfassende Arbeit des hochverdienten Wilken[1] ist noch immer unentbehrlich, und nicht blos das, auch noch unübertroffen. Denn die kritisch

[1] Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Quellen. (7 Bde. Leipzig 1807—32.)

eindringende Arbeit Heinrich's von Sybel[1] über die Geschichte des ersten Kreuzzuges, so epochemachend sie für die Kritik der Quellen geworden ist und so anregend sie durch die in ihr vertretene neue Auffassung der großen Ereignißreihe gewirkt, hat doch, wie mir scheinen will, einmal von einem gewissen modern rationalistischen Standpunkte ausgehend in der sachlichen Kritik hier und da des Guten zu viel gethan und sozusagen über das Ziel hinausgeschossen, dann aber — und das gilt namentlich auch von den späteren Aufsätzen von Sybel's über die weitere Entwickelung des christlichen Reichs im heiligen Lande und über den zweiten Kreuzzug[2] — die ungünstige Entwickelung der fränkischen Colonie in Syrien doch nur aus allerlei allgemeinen politischen und militärischen Erwägungen zu erklären versucht. Die spätern Arbeiten über diesen Stoff von Bernhard Kugler[3], von Riezler[4], Fischer[5] u. a. behandeln die Kreuzzüge eigentlich immer nur von dem Standpunkte der allgemeinen Geschichte aus und soweit sie sich mit dieser berühren und in irgendeinem directen ursächlichen Zusammenhange stehen. Dieser Standpunkt aber wird über eine gewisse Einseitigkeit der Auffassung nicht hinauskommen. Vor allen Dingen müssen wir — wie das ja schon Wilken nach Kräften zu thun bemüht gewesen ist und in einzelnen Abschnitten bekanntlich mit dem erfreulichsten Erfolge — uns von dem Einfluß der engherzigen Auffassung losmachen, die wir in den abendländischen Chronisten, selbst den relativ aufgeklärtesten, vorgetragen finden: dem beschränkten priesterlichen Fanatismus, der aus den meisten dieser Berichte spricht, muß man die zeitgenössischen arabischen Geschichtschreiber entgegenstellen, welche an

---

[1] Geschichte des ersten Kreuzzuges. (Düsseldorf 1841.)

[2] In Ad. Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Bd. 3. und 4.

[3] Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzuges. (Stuttgart 1863.)

[4] Der Kreuzzug Kaiser Friedrich's, in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" Bd. X.

[5] Geschichte des Kreuzzuges Friedrich's I. (Leipzig 1870.)

politischem Blick, historischem Sinn und Darstellungsvermögen, ja nicht selten auch an Unbefangenheit des Denkens der Mehrzahl ihrer abendländischen Collegen weit überlegen sind. Was aus einem solchen Verfahren zu gewinnen ist, wie ganz anders, wie viel lebenswahrer, menschlicher, verständlicher alle diese Ereignisse sich nach diesen Quellen gestalten, das zeigen die verdienstvollen Arbeiten meines verehrten Freundes, Dr. Reinhold Röhricht[1], der auf die Berichte der Araber zurückgehend einzelne Ereignisse bereits in ein völlig neues Licht gesetzt hat.

Aber auch das — so wichtig der damit gemachte Fortschritt sein wird — genügt doch noch nicht. Die politischen und dynastischen Wirren innerhalb des königlichen Hauses, die leidigen Zwistigkeiten der einander den Rang streitig machenden in dem locker gefügten Staate nebeneinander geordneten Gewalten, die Verweltlichung der zum Dienste des Christenthums gestifteten großen Orden u. s. w., — die ganze eigenartige, so ungewöhnliche Krankheitserscheinungen zu Tage fördernde Entwickelung des schnell seiner Auflösung entgegeneilenden christlichen Staats in Palästina wird, so meine ich, ganz und voll erst begreifbar werden, wenn wir die materiellen Grundlagen, auf denen die sociale Existenz dieser ganzen Pflanzung beruhte, genau kennen gelernt, wenn wir die Culturgeschichte der fränkischen Ansiedelung in Syrien oder auch die Culturgeschichte Syriens unter der fränkischen Herrschaft in ihrer Gesammtheit erfaßt, d. h. aus ihren noch weitzerstreuten, zum Theil noch so gut wie ganz unbeachteten, elementarsten Bruchstücken zusammengefügt haben. Mit allgemeinen Betrachtungen und von modernen Anschauungen ausgehenden Reflexionen ist da natürlich nichts gethan: es kommt vielmehr darauf an, in das kleinste und einzelnste Detail einzugehen, für einen eng-

[1] Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge. (1. Bd. Berlin 1874.) — Quellenbeiträge zur Geschichte der Kreuzzüge. (Berlin 1875; Programm der Luisenstädtischen Realschule.)

begrenzten Bezirk alles, auch das Speciellste, was über seine Zustände zur Zeit der Kreuzzüge vorhanden ist, zusammenzubringen und durch die sorgfältigste Kleinmalerei zu unmittelbar anschaulichem, sozusagen alltäglichem Leben zu erwecken. Diese Arbeit muß gethan sein, ehe auf ein wirklich abschließendes Verständniß der Kreuzzüge und ihrer Einflüsse auf die abendländische Cultur gerechnet werden darf: denn gerade von den Neubildungen, die unter dem Einflusse der Berührung mit dem Morgenlande durch die Kreuzzüge im Westen ins Leben gerufen worden sind, werden manche erst dann recht verständlich werden, wenn man die fränkische Cultur in Syrien bis in das Detail hinein kennen gelernt hat.

Gewiß ist es ein wissenschaftliches Ideal, was ich hier zeichne; aber für unerreichbar möchte ich es nicht halten, so sicher ich bin mit dem Versuche einer Durchführung meines Gedankens für den kleinen District von Tyrus weit hinter demselben zurückgeblieben zu sein. Eins aber — darin werden mir alle zustimmen — ist zur Vorbereitung dieser großen culturgeschichtlichen Arbeit, welche, wie die Kreuzzüge ein sozusagen internationales Unternehmen waren, der deutschen Geschichte nicht allein, sondern ebenso gut der aller andern Culturvölker den größten Gewinn, vielfache Aufklärung und reiche Anregung gewähren würde, durchaus und ganz unerläßlich nothwendig: nämlich ein eingehendes Studium des Landes selbst und die Erforschung der in ihm in so übergroßer Zahl vorhandenen und zum Theil noch so gut wie ganz unbekannten Denkmäler eben dieser abendländisch-morgenländischen Cultur.

Ich will ja nicht leugnen, daß nach dieser Richtung hie und da schon ein erfreulicher Anfang gemacht ist. Im allgemeinen aber verfolgten und verfolgen noch heute die meisten der wissenschaftlichen Reisenden in Palästina biblisch-antiquarische oder orientalisch-sprachliche Interessen: die mittelalterlich-antiquarischen Forschungen, wenigstens in wirklich wissenschaftlichem Betriebe, sind im Vergleiche mit jenen andern Disciplinen nur sehr selten vertreten worden; nur Jerusalem selbst mit

seiner Umgebung dürfte in dieser Hinsicht eine Ausnahme machen. Bei andern und zwar besonders interessanten Punkten ist dafür auch noch nicht einmal ein Anfang gemacht: namentlich Antiochien, einer der denkwürdigsten Plätze Syriens, und die einst mit zahlreichen und sehr wichtigen Burgen der Franken bedeckten Berglandschaften von da nach Artasia und Aleppo hin und südwärts den Orontes aufwärts bis Hama und Emesa sind, von einzelnen auf flüchtiger Durchwanderung beruhenden Berichten abgesehen, noch so gut wie unbekanntes Land. Aehnlich ist es mit dem Gebiete von Tripolis. Auch die sonst so gut bekannte Gegend vom See Merom zum See Tiberias und von da weiter südwärts den Jordan entlang bedarf in Bezug auf die in ihr enthaltenen Reste aus dem Zeitalter der Kreuzzüge noch einer genauern Durchforschung. Für die Kenntniß der Befestigung des Landes durch die Franken gibt das nicht unverdienstliche Werk Rey's[1] doch eben nur einen ersten Anfang. Ueberall aber würde es nach meiner Ansicht darauf ankommen, mit den Geschichtschreibern der Kreuzfahrerkämpfe in der Hand, die über die mittelalterliche Topographie, die Vertheilung, den Anbau und den Culturstand des Landes Auskunft gebenden Urkunden und Itinerarien vor sich, die einzelnen Districte von den Hauptcentren aus zu durchforschen und unter topographischer Fixirung ein vollständiges Inventar aller aus dem Kreuzzugszeitalter vorhandenen Denkmäler zusammenzubringen. Damit erst wäre die antiquarische und topographische Grundlage geschaffen, von der aus ein wirkliches Eindringen in die uns doch immer noch halb fremden Zustände des Kreuzzugszeitalters möglich werden wird, während gleichzeitig auf der andern Seite die auch noch ziemlich in den Anfängen stehende kritische Bearbeitung der Quellen, der abendländischen nicht allein, sondern vorzugsweise der arabischen,

---

[1] Étude sur les monuments de l'architecture militaire des croisés en Syrie. (Paris 1871; in den Documents inédits sur l'histoire de France.)

die zu einer erneuten und abschließenden Behandlung des ganzen denkwürdigen Zeitraumes nöthige Beihülfe leisten würde.

Neuerdings hat man ja angefangen auch der wissenschaftlichen Bearbeitung der Geschichte der Kreuzzüge größern Eifer und lebhafteres Interesse zuzuwenden. Vielleicht findet unter diesen Umständen auch der oben entwickelte Plan Theilnahme und Beifall und gelangt so zur Ausführung. Freilich wird dieselbe größere Mittel erfordern als dem deutschen Gelehrten zur Verfügung zu stehen pflegen, aber der Staat wird die im Vergleich zu den Kosten anderer wissenschaftlichen Unternehmungen doch immer nur geringen Summen, um die es sich dabei handelt, einer Arbeit von so allgemeinem wissenschaftlichen Interesse sicherlich nicht vorenthalten. Ja, ich meine, noch ein anderes als das blos wissenschaftliche Interesse müßte dem Staate und zwar in erster Linie dem Deutschen Reiche die Unterstützung eines solchen Unternehmens sogar erwünscht erscheinen lassen. Dieselbe würde — um nur den wichtigsten Gesichtspunkt anzudeuten — wenigstens mittelbar auch politische Interessen fördern, welche heutigentags weit ernster ins Auge gefaßt werden müssen als das bisher geschehen ist. Ich habe diesen Punkt in dem vorliegenden Buche an mehrern Stellen berührt und namentlich der Stellung Erwähnung gethan, welche die Franzosen in Syrien und besonders bei den syrischen Christen einnehmen. Ich meine — um mich kurz zu fassen — die Bedeutung Syriens, und zwar nicht die materielle allein, sondern die geographisch-politische und die religionsgeschichtliche, um nicht zu sagen kirchliche, — die Bedeutung Syriens läßt es höchst wünschenswerth erscheinen, daß das neue Deutsche Reich die günstige Meinung und die warmen Sympathien, die ihm ebendort von der ersten Stunde an entgegengebracht wurden, nicht unbeachtet lasse oder gleichgültig abweise. Schon unsere unsichern Beziehungen zu Frankreich fordern eigentlich wie überall so auch in Syrien, ein wachsames Auge auf den dort einst so allmächtigen Einfluß unsres Nachbarn zu haben, dessen vielfach drückend empfundene Machtstellung eingeschränkt

zu sehen man im Lande selbst geradezu wünscht; daß man dabei sein Augenmerk auf Deutschland richtet, ist um so erklärlicher als man sicher ist, daß dasselbe dort eigennützige Plane weder verfolgen will, noch verfolgen kann. Einen ersten und durchaus nicht erfolglosen Schritt hat Deutschland in der von mir angedeuteten Richtung schon durch die wissenschaftliche Unternehmung nach Tyrus gethan, welche den Anlaß zu dem vorliegenden Buche gegeben hat. Eine Forschungsreise, wie ich sie oben skizzirt, würde in dieser Beziehung von großem Nutzen sein. Statt jedes andern Belegs führe ich da nur die Thatsache an, daß die doch sehr bescheidenen, ohne jede Erwerbung von Grund und Boden für Deutschland unternommenen Ausgrabungen in Tyrus bei den fremden Nationen in Syrien ebenso viel Beunruhigung wie bei den Einheimischen Befriedigung erregt haben. Erst in diesen Tagen ist mir die überraschende, aber durchaus beglaubigte Mittheilung zugegangen, daß namentlich von russischer Seite von jenem Aufenthalte zweier deutscher Gelehrten in Sur und der glänzenden Aufnahme, die dieselben dort gefunden, ein ganz ungewöhnliches Aufheben gemacht worden ist und daß die beunruhigten Consulatsbeamten Rußlands an Ort und Stelle geeilt sind, um sich von dem Verlauf und dem Zweck dieser deutschen Invasion in Syrien zu unterrichten. Diese Andeutungen, welche jeder mit den syrischen Verhältnissen Vertraute bestätigen wird, mögen genügen, um die Ausführung des mir vorschwebenden Plans zur Erforschung Syriens für die Zeit der Kreuzzüge auch von einem andern Standpunkte noch als blos dem der Gelehrten als wünschenswerth darzuthun.

Aber ich muß fürchten, das einer Vorrede erlaubte Maß schon weit überschritten zu haben und die Geduld meiner Leser zu erschöpfen noch ehe sie zur Sache selbst gekommen sind. Ich eile deshalb zum Schluß.

Wie es einem mit derartigen Arbeiten, wo es ein weitschichtiges und zum Theil unübersehbar weitzerstreutes Material zusammenzubringen gilt, zu gehen pflegt, so ist auch mir

während des Druckes manche früher übersehene oder unzugänglich gebliebene Notiz bekannt geworden, die nun noch an der ihr gebührenden Stelle einzufügen nicht mehr möglich war, die vereinzelt und in buntem Durcheinander nachzutragen für jetzt auch keinen Gewinn geben würde. Dahin rechne ich die aus später bekannt gewordenen Urkunden sich ergebenden Zeugenschaften einzelner der betreffenden Orts erwähnten Bischöfe von Tyrus, Sidon und Beirut (z. B. Bernhard von Sidon: Cartulaire du S. Sépulcre p. 62; Erzbischof Wilhelm I. von Tyrus, ebendas. 17 u. 138; Garinus vicecomes Tyri, ibid. u. a. m.) oder die Gewinnung einer casale Derina, supra magnum fontem, de quo procedit conductus aquarum (Cartulaire p. 56) und ähnliche Notizen, deren Verwendung in einem größern Zusammenhange ich mir lieber für eine spätere Gelegenheit erspare.[1]

Was die Beilagen angeht, so habe ich für die topographischen Skizzen von Tyrus außer den an der betreffenden Stelle erwähnten Bertou'schen Aufnahmen noch die auf denselben beruhende Skizze Poulain de Bossay's und dann namentlich die Karte der englischen Admiralität benutzt, das so gegebene Material durch meine eigenen Untersuchungen ergänzend. Durch die Mittheilung der Ortschaftsverzeichnisse der Kaimakamate Saida, Sur und Merdj-Ajun habe ich wenigstens zum Theil den Wunsch erfüllen können, welchen in dieser Hinsicht bereits Robinson (Palästina, III, 890) ausgesprochen hat: diese Verzeichnisse, welche ich der stets bereiten Güte des ehemaligen Gouverneurs von Beirut Ibrahim-Pascha (zur Zeit Präsidenten des Handelstribunals in Smyrna) verdanke, werden für die Bestimmung der in den mittelalterlichen Urkunden vorkommenden Ortschaften in den genannten Districten nicht unwesentliche Dienste leisten. Gewisse Unebenheiten in der Transscription

[1] Auch die gelegentlich gebrauchte Wendung von dem „in Vorbereitung befindlichen Baedeker" für den Orient ist hinfällig geworden, da inzwischen das classische Reisewerk um einen neuen, Syrien behandelnden Theil gewachsen ist, dessen Lob an dieser Stelle zu verkündigen nicht nöthig ist.

der arabischen Namen bitte ich zu entschuldigen; dieselben stammen daher, daß die Umschreibung von verschiedenen Herren herrührt: die der Ortsnamen von Merdj-Ajun verdanke ich der Güte des Herrn Consul Dr. Wetzstein hierselbst, die von Saida und Sur der des Herrn Murad Serapion, des Dragomans des kaiserlich deutschen Consulats in Jerusalem.

Den genannten Herren sage ich auch noch an dieser Stelle für die mir in diesem Falle wie auch sonst freundlich gewährte Hülfe meinen Dank. Ganz besonders aber fühle ich mich für die meiner Arbeit geschenkte thatkräftige Unterstützung herzlich zu danken verpflichtet meinem verehrten beiruter Gastfreunde, dem jetzigen kaiserlich deutschen Ministerresidenten zu Tanger, Herrn Theodor Weber, sowie dem Vorstande der königlichen Bibliothek hierselbst, dem Herrn Geheimrath Professor Dr. Lepsius, dessen jede wissenschaftliche Arbeit energisch fördernde Liberalität mir die uneingeschränkteste Benutzung der Bücherschätze der Königlichen Bibliothek ermöglicht hat, und dann namentlich — last not least — meinem werthen Freunde, Herrn Dr. ph. lic. theol. Reinhold Röhricht, dem jeder Zeit theilnehmenden, hülfsbereiten und thätig eingreifenden Mitarbeiter auf dem Gebiete der Kreuzzugsforschungen.

Berlin, im September 1875.

Hans Prutz.

Inhaltsübersicht.

Verzeichniß der Pläne.

Einleitung.

Wer das geschichtliche Leben der Menschheit, das Wachsthum und das Verschwinden der Nationen, das Aufsteigen und den Verfall der Staaten zum besondern Gegenstande seines Studiums gemacht und die sich in diesem ewigen Wandel offenbarenden großen Gesetze zu ergründen zur Aufgabe seines Lebens gewählt hat, der wird sich immer nur ungern darauf beschränkt sehen, die Kenntniß der Vergangenheit allein aus den auf uns gekommenen schriftlichen Aufzeichnungen zu schöpfen, da ja deren Werth nur allzu oft ein höchst zweifelhafter ist und obendrein noch die fortschreitende Kritik fast jedes Jahr eine neue Einschränkung des ohnehin stellenweise schon so dürftigen Besitzstandes herbeiführt, indem sie oft gerade die gefeiertsten Quellen als werthlos oder gar als gefälscht erweist: ihm wird sich vielmehr bei jedem Schritt, welchen er in der Feststellung der Ereignisse und in der Ergründung der Zustände vergangener Zeiten vorwärts thun will, immer dringender und unabweisbarer das Bedürfniß ergeben, den Schauplatz, auf welchem die ihn beschäftigende geschichtliche Entwickelung gespielt hat, mit eigenen Augen zu sehen und von den in der Natur des betreffenden Landes selbst gegebenen Grundbedingungen historischen Lebens aus persönlicher Anschauung unmittelbare Kenntniß zu gewinnen. Denn vollkommen lebendig tritt uns das Dasein eines entschwundenen Volksthums

doch schließlich immer nur entgegen auf dem Boden, den dasselbe bebaut, zwischen den Trümmern der Städte, in denen es gelebt, in den Ruinen der Tempel, in denen es zu seinen Göttern gerufen hat.

Wie durch eine Offenbarung erschließt sich auch dem begeistertsten Freunde des hellenischen Alterthums das wahre Leben desselben doch erst bei dem Anblick der herrlichen Ruinen auf der Akropolis von Athen; wahrhaft lebendig umweht von dem strengen und männlichen Geiste des römischen Staates fühlen wir uns doch nur, wenn wir auf dem Capitol gestanden und auf die gewaltigen Reste der einst der Welt gebietenden Stadt hinabgeschaut haben; unmittelbar ergriffen von der Eigenart römischen Städtelebens und seines behäbig genießenden Bürgerthums fühlt man sich doch immer erst, wenn man die stillen und dabei doch so lebendig Zeugniß ablegenden Straßen des nach jahrhundertelangem Schlafe zu neuem Leben erweckten Pompeji durchwandelt, gerade so wie das Mittelalter recht zu Fleisch und Blut geworden vor uns ersteht erst aus seinen hochragenden Burgen, aus seinen Domen und Rathhäusern und den trotzigen Mauern und Zinnen der deutschen Städte, oder wie nur derjenige, welcher die Straßen und Plätze des an herrlichen Denkmälern reichen Florenz durchwandelt, ganz unmittelbar die leichte und belebende, geisterfüllte Luft der Renaissance zu athmen glaubt.

Daß dieser in Wahrheit edle Genuß, dieser reiche, befruchtende Bildungsgewinn nicht mehr wie früher einer ganz kleinen Zahl vom Schicksal besonders begünstigter ausschließlich vorbehalten ist, sondern bei der heutigentags üblichen Art zu reisen und bei der Leichtigkeit, mit welcher früher unüberwindlich erscheinende Raumentfernungen ohne besondere Mühe in verhältnißmäßig unglaublich kurzer Zeit überwunden werden, einer verhältnißmäßig großen Anzahl nicht blos der Gelehrten und Forscher, sondern der Gebildeten überhaupt zutheil wird, das darf man wol mit Recht als einen ganz besonders werthvollen Fortschritt und als eine Quelle des reichsten Gewinns für die Gesammtbildung unserer Zeit bezeichnen.

Ungleich vertheilt freilich sind des Lebens Güter darin auch heute noch. Denn das Reisen — ich spreche nicht von dem Reisen, bei welchem im Gegensatze zu den anstrengenden und oft fast aufreibenden Ansprüchen des alltäglichen Lebens die Flucht aus demselben, und im Gegensatze zu der übermäßig verfeinerten und daher zuweilen fast unnatürlich gewordenen Cultur die unverfälschte Ursprünglichkeit der Natur gesucht werden — das Reisen nach den denkwürdigen Stätten untergegangener oder doch durch den Fortschritt späterer Zeiten überwundener Culturen ist heutzutage eine Mode geworden, welche viele, man könnte vielleicht dreist sagen die meisten, eben als eine Mode mitmachen, ohne den Bildungszwecken, welche dadurch gefördert werden können und stets gefördert werden sollten, nachzugehen, ja zuweilen wol gar ohne von dem Vorhandensein, von der Berechtigung derselben eine Vorstellung zu haben; und wieder auf der andern Seite: wie manchem, der sich in die Ueberlieferung vertiefend in mühsamen Studien aus Urkunden und Annalen das eingehendste und wissenschaftlich beglaubigtste Bild von der geschichtlichen Vergangenheit eines Landes gewonnen hat, bleibt es am Ende doch versagt, den Schritt zu thun, von welchem das volle Reifen der so schön angesetzten Frucht doch immer abhängig bleiben wird. Und was dieser eine verliert, wird doch durch den zweifelhaften Gewinn der ohne rechten Nutzen, oft ganz ohne Nutzen, nur der Mode wegen Reisenden auch nicht zum geringsten Theil aufgewogen.

Und dabei ist es doch eigentlich so leicht auch für denjenigen, der keine besondern Interessen verfolgt, das Reisen zweckvoll und damit inhaltreich, wahrhaft gewinnbringend und bildend zu machen. Denn wenn man nicht absichtlich der menschlichen Cultur möglichst aus dem Wege geht und die Schauplätze ihrer wechselnden Bethätigung geflissentlich meidet, um ganz ungestört aus dem nie versiegenden Brunnen der ewig frischquellenden Naturschönheit einen tiefen, Leib und Seele erquickenden Trunk zu thun, so wird man ja, will man die Augen nur gebrauchen, auf Schritt und Tritt hingewiesen auf die so mannichfach wechselnden Beziehungen zwischen dem Menschen und der Natur, beider Kampf und dann

beider Versöhnung in der Cultur, und so eigentlich wie von selbst, mit einer gewissen Nothwendigkeit, zu einer culturhistorischen Betrachtung des bereisten Landes angeleitet. Gerade diese Betrachtungsweise aber ist es, welche besonders weitumfassende und dabei doch eigentlich für jeden ohne Mühe zugängliche Gesichtspunkte darbietet. Wer besondere wissenschaftliche Zwecke verfolgt, der Naturforscher oder der Antiquar — ganz abgesehen von dem eigentlichen Entdeckungsreisenden — bedarf zur Vorbereitung auf seine Reise meist ganz besonderer, oft sehr mühseliger und zeitraubender Studien: wie leicht wird es dagegen dem von solchen Pflichten freien Reisenden und welchen hohen Genuß gewährt es demselben dabei, in den Denkmälern des durchzogenen Landes sich dessen Geschichte wiederspiegeln und so den gegenwärtigen Zustand sich historisch entwickeln zu lassen.

Aber wozu, so wird der geneigte Leser nachgerade fragen, diese Betrachtungen über die rechte Art zu reisen und die Mittel und Wege, das Reisen recht gewinnbringend für die Bildung zu machen? Wozu das in unsern Tagen, wo jeder, der ein bestimmtes Stück Geld auf den Tisch legt, unter der schützenden und alle Reiseunbequemlichkeiten möglichst von ihm abwehrenden Aegide einer der jetzt so zahlreichen berufsmäßigen Reisearrangeure halb Europa und den Orient durchziehen, ja selbst einen Blick hinüber in die neue Welt werfen kann, und dabei nicht blos frei ist von jeder Sorge für des Leibes Nahrung und Nothdurft, sondern auch noch „Führung" und „sachgemäße Erklärung" obendrein erhält, sich also doch auch wol in Bezug auf den bildenden Zweck des Reisens gut berathen sieht?

Ein gewisses Verdienst wird ja nun allerdings dem Erfinder der heute so üblich gewordenen „Gesellschaftsreisen", dem Amerikaner Cook, — denn dieser und nicht, wie man wol meint, Stangen, ist der erste auf diesem Wege gewesen, und die Stangen'schen Unternehmungen sind nur auf einen ziemlich bescheidenen Maßstab reducirte Nachahmungen des in echt amerikanischer Weise mit einer gewissen Großartigkeit arrangirten Cook'schen Reisebetriebes, der mit seiner weitverzweigten Organisation nun wol

bald alle Länder umfaßt, wo überhaupt gereist wird: ein gewisses Verdienst und ein relativer Nutzen, sage ich, wird diesen sogenannten Gesellschaftsreisen allerdings nicht abgesprochen werden können. Aber die Bildungszwecke, welche mit dem Reisen gefördert werden sollen und gefördert werden können, kommen dabei am Ende doch nur schlecht weg. Wer ein Land im Eisenbahnzuge durchfliegt und hier und da aussteigt um zu essen und zu trinken, der bekommt dabei ziemlich ebenso viel davon zu sehen und lernt namentlich von Sitte und Art der Einwohner genau ebenso viel kennen, wie derjenige, welcher mit einer „Cook's Company" reist. Man muß diese Amerikaner nur gesehen haben, wie sie durch den Orient sozusagen geschleppt werden und wie ihnen „erklärt" wird, um sofort zu begreifen, daß, wer so reist, überhaupt nur reist um sagen zu können, ich bin dort gewesen, und daß der eigentliche Zweck dieser Unternehmungen vollkommen erfüllt ist, wenn der Unternehmer am Schluß feststellen kann, die in dem Programme vorbezeichneten Orte alle berührt, die berechnete Zeit unterwegs zugebracht und am Ende noch so und so viel hundert Dollars übrig behalten zu haben.

Von dieser Art zu reisen aber — das liegt doch wol auf der Hand — hat weder der Reisende persönlich wirklichen Vortheil, noch ist davon irgendein allgemeiner Gewinn zu erwarten. Es wird dadurch weder die Kenntniß von Land und Leuten gefördert, noch etwas für die Zusammenstellung und Ausführung jenes so lehrreichen culturgeschichtlichen Bildes gethan, welches die von der Natur gegebenen Bedingungen in ihrer Einwirkung auf die Menschen und die daraus hervorgehende eigenartige Cultur und geschichtliche Entwickelung allein recht lebendig zur Anschauung bringen kann. Diese Art zu reisen ist es denn auch nicht, welcher die nachfolgenden Skizzen und Studien ihre Entstehung verdanken; vielmehr haben sich dieselben die Aufgabe gestellt, ein verhältnißmäßig seltener besuchtes Stück des Orients nicht blos landschaftlich zu zeichnen und nach seinen dermaligen gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Zuständen zu schildern, sondern sie wollen, die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpfend, auch in die frühern

Jahrhunderte hinaufsteigen und im Anschluß an die auf uns gekommenen Denkmäler älterer Zeiten die frühern Schicksale und ehemaligen Zustände der bereisten Landschaft darstellen und so zugleich das heute dort Vorhandene aus seinem historischen Gewordensein herleiten und erklären. Eben jener allgemein geschichtliche oder culturgeschichtliche Standpunkt, welchen ich im Eingange als denjenigen zu charakterisiren versuchte, auf welchen jeder, der mit Genuß und Nutzen reisen will, sich erheben sollte und bei den heutzutage gebotenen Hülfsmitteln sich ja eigentlich auch ohne sonderliche Anstrengung erheben kann, war mir, da ich als Historiker von Beruf reiste, wie von selbst, ja mit einer gewissen Nothwendigkeit gegeben.

Ein Reisebericht aber — und ein solcher bildet ja auch hier den Grundstock, an welchen sich die in den folgenden Blättern zusammengestellten Skizzen angeschlossen haben — ist ja nun der Natur der Dinge nach in seinem Ursprunge zunächst so durchaus subjectiv, daß, wer ihn erstattet, so wenig er dazu auch eigentlich geneigt sein mag, nicht umhin kann bis zu einem gewissen Grade von sich selbst zu sprechen, ja er ist geradezu verpflichtet, dem Leser die Mittel an die Hand zu geben, um für die Glaubwürdigkeit seiner Mittheilungen einen sichern Maßstab zu gewinnen. Wer einen Reisebericht erstattet, der muß deshalb zunächst darüber Rechenschaft ablegen, wie er gesehen hat, damit seine Leser beurtheilen können, wie weit es ihm gelungen ist, bei seinen Beobachtungen die rein subjectiven Eigenthümlichkeiten zu überwinden und wirklich objectiv zu werden; er muß daher Veranlassung und Zweck seiner Reise darlegen, die Hülfsmittel und Quellen bezeichnen, die er benutzt hat, und den allgemeinen Gesichtspunkt bestimmen, von welchem er Menschen und Dinge aufzufassen bemüht gewesen ist. Dieser Pflicht kann und will denn auch ich mich nicht entziehen.

Auf Anregung, irre ich nicht, des Herrn Professor Dr. Sepp in München, welcher vor länger als einem Vierteljahrhundert das Heilige Land und die angrenzenden Gebiete in verschiedenen Richtungen durchzogen und die Resultate seiner vorzugsweise kirchlich-

antiquarischen und biblischen Forschungen und zugleich eigentlich einen Auszug aus der gesammten einschlägigen ältern Literatur in seinem eine fast überwältigende Fülle des Stoffs enthaltenden und deshalb auch soviel benutzten und citirten Werke über diese Gegenden[1] niedergelegt hat, der dann späterhin aber vorzugsweise als Vorkämpfer der deutschen Interessen gegenüber den reichsfeindlichen Machinationen der Patriotenpartei in der Abgeordnetenkammer seiner baierischen Heimat auch in weitern Kreisen bekannt geworden ist, war von dem Kanzleramte des Deutschen Reichs schon seit längerer Zeit die Entsendung einer gelehrten Expedition in Aussicht genommen, um die Kathedrale von Tyrus, ein Bauwerk, dessen gewaltige Ruinen seit lange der Reisenden Bewunderung erregt, aber noch keine ernstliche Erforschung gefunden hatten, einer nähern Untersuchung zu unterziehen. Denn nach mehr als einem Anzeichen hatte man Grund anzunehmen, daß im Innern der mehrfach von Erdbeben heimgesuchten und endlich durch ein solches zusammengestürzten Kirche, unter dem dieselbe seit Jahrzehnten erfüllenden Schutt und den auf und aus diesem gebauten elenden arabischen Hütten manches werthvolle Denkmal der Kunst des Alterthums und des Mittelalters, manche interessante Grabstätte und Inschrift aus der Zeit der Kreuzfahrer begraben liege. Die an Ort und Stelle eingezogenen vorläufigen Erkundigungen ließen das Unternehmen nicht blos als ausführbar, sondern als viel versprechend erscheinen. Nach den in der Türkei geltenden Gesetzen konnten die beabsichtigten Ausgrabungen jedoch nur auf Grund eines von dem Sultan erlassenen Fermans vorgenommen werden. Die kaiserlich deutsche Gesandtschaft in Konstantinopel führte die zur Erwirkung eines solchen nöthigen Verhandlungen; aber bei der außerordentlichen Langsamkeit, mit welcher all dergleichen Dinge bei der Pforte betrieben zu werden pflegen, dauerte es länger als man erwartet hatte, ehe die Erlaubniß zur Veranstaltung von Nachgrabungen in dem Bezirke

[1] Sepp, Jerusalem und das Heilige Land.

der Kathedrale von Tyrus endlich in aller Form ertheilt und den betreffenden Provinzial- und Localbehörden die nöthige Weisung zugegangen war, sodaß die Jahreszeit verhältnißmäßig schon weit vorgerückt war, als mit der Ausführung des lange geplanten Unternehmens endlich Ernst gemacht werden konnte.

Ohne von diesen Plänen und Vorbereitungen irgendwelche Kenntniß gehabt zu haben, wurde ich eines Tages durch die Aufforderung überrascht, im Auftrage des deutschen Reichskanzleramts gemeinsam mit Herrn Professor Sepp aus München an dieser Expedition theilzunehmen und, da keine Zeit verloren werden durfte, schon nach einer sehr knapp gemessenen Frist die Reise nach dem Orient anzutreten.

Nicht ohne Bedenken — ich gestehe es offen — übernahm ich die Ausführung des mir gewordenen Auftrags. Es war nicht etwa Scheu, mich den so manchem schon nachtheilig gewordenen Einflüssen des orientalischen Sommers auszusetzen, auch nicht Zweifel an meiner Fähigkeit, die mit einer solchen Reise verbundenen ungewöhnlichen Anstrengungen zu ertragen, woraus jene anfänglichen Bedenken entsprangen. Die Ursache derselben lag vielmehr auf einem andern Gebiete. Einmal nämlich hatte der bisherige Gang meiner Studien mich noch nicht zu eingehender Beschäftigung mit der Geschichte des zu bereisenden Landes geführt; zudem machte die Kürze der bis zum Aufbruch noch gelassenen Zeit auch das eiligste und oberflächlichste Nachholen in dieser Hinsicht unmöglich. Die orientalischen Sprachen, die alten so gut wie die neuen, sind mir unbekannt. Auch die gegenwärtigen Verhältnisse Syriens aus der einschlägigen Literatur näher kennen zu lernen, hatte mir bisher jeder besondere Anstoß gefehlt: mit einem Worte, ich fühlte mich eigentlich nicht genügend vorbereitet, um eine solche Reise, wie sie mir hier geboten wurde, mit wirklichem Nutzen für andere und rechtem Gewinn für mich selber zu machen.

Dennoch war ich wenig mehr als acht Tage später nach Phönizien unterwegs. Einmal nämlich war ja die besondere Aufgabe, welche durch die Reise gelöst werden sollte, in der Haupt-

sache eine so genau bestimmte und scharf umgrenzte, daß für sie wol eine ganz ungefähre Orientirung, aber kein besonderes, eingehendes Vorstudium möglich war: diese Arbeit konnte nur an Ort und Stelle in Angriff genommen werden; was weiter zu thun war, mußte erst nach dem dort Gewonnenen festgestellt werden. Von der so schwer zu erwerbenden Kenntniß der Landessprache, des Arabischen, glaubte ich dann füglich ebenso gut absehen zu können, wie die Mehrzahl der übrigen wissenschaftlichen Orientreisenden: denn welcher von diesen, wenn er nicht eben Sprachforscher und die Sprachen und Dialekte zu studiren und Sprachdenkmäler zu sammeln sein Hauptzweck bei der Reise ist, ist der Landessprache so weit kundig gewesen, daß er der Beihülfe eines Dragomans, eines Reisemarschalls und Dolmetschers, hätte gänzlich entrathen können? Endlich aber schwebt derjenige, welcher den Orient noch nicht kennt, mit allgemeinern Vorstudien gewissermaßen in der Luft. Ich spreche nicht von dem, der sich mit einem besondern Wissenszweige, dessen Erforschung, dessen Entwickelung nach der einen oder der andern Seite hin zu fördern der besondere Zweck der Reise in die östlichen Länder ist, zum voraus noch besonders beschäftigt und mit bestimmten Bezug auf das zu besuchende Land vertraut macht — eine allgemeine Vorbereitung ist, streng genommen, gar nicht einmal recht möglich, denn zur vollen und unverfälschten Aufnahme der unendlich bunten Fülle von Eindrücken, die einen erwarten, kann man sich, wenn überhaupt in irgendeiner Art, so sicherlich nicht entsprechend mannichfaltig vorbereiten. Ja, so paradox es klingen mag, in dieser Beziehung möchte man dem angehenden Orientreisenden eigentlich eher geradezu den Rath ertheilen, sich jeder besondern Vorarbeit, jeder doch nur aus Büchern zu machenden vorläufigen Bekanntschaft mit den Zuständen des zu bereisenden Landes recht geflissentlich zu enthalten. Denn je weniger er gelesen, je weniger er auf Grund der Berichte anderer sich ein mehr oder minder bestimmtes Bild von dem, was seiner wartet, gemacht hat, um so unbefangener und vorurtheilsloser, um so unmittelbarer und richtiger wird er sehen und auffassen, um so mehr Aussicht hat er, Land

und Leute kennen zu lernen, wie sie wirklich sind, und nicht, wie sie von andern gesehen sein sollen: er wird mit einem Worte so am ersten davor bewahrt bleiben, ein Nachbeter der einmal anerkannten fable convenue zu werden. Diese fable convenue aber spielt bis auf den heutigen Tag in unserer vermeintlichen Kenntniß selbst leicht zugänglicher und daher viel bereister Theile des Orients eine ganz außerordentlich große Rolle und übt eine Herrschaft aus, von deren Unumschränktheit man eigentlich erst dann einen Begriff bekommt, wenn man vorurtheilslos und unbefangen beobachtend eben nur das sieht und hört, was wirklich vorhanden ist, und dann damit einmal vergleicht, was in zahlreichen Reisebeschreibungen zu lesen ist und was man, wenn man will, noch heute jeden Tag von Reisenden und Reiseführern wiederholt hören kann. So wird man von manchen Sitten und Gebräuchen, die immer wieder als specifisch orientalisch bezeichnet werden, bei unbefangener Umschau nicht die Spur finden. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: in allen derartigen Reiseberichten liest man bis auf den heutigen Tag, daß ohne Rauchen im Orient nicht durchzukommen sei, weil die von dem Orientalen angebotene Pfeife oder Cigarette — denn diese ist jetzt allgemein verbreitet — abzulehnen als eine Unhöflichkeit, ja als eine schwer empfundene Beleidigung des Wirthes aufgefaßt werden würde. Thatsächlich aber ist daran kein wahres Wort; diese Angabe ist vielmehr nur eine der verbreitetsten von jenen zahlreichen fables convenues, welche von irgendeinem Berichterstatter aus Misverständniß aufgebracht, aus einem Buche in das andere übergegangen sind und noch übergehen. Die Zahl dieser Beispiele ließe sich leicht beträchtlich vermehren. Woher dergleichen Phantasiegebilde, die schließlich allgemein für Wahrheit umlaufen, ihren Ursprung nehmen, wird jeder begreifen, der einmal den gewöhnlichen Schlag der Orientreisenden im Lande selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Der Landessprache, des Arabischen, unkundig, aber brennend vor Eifer, überall etwas Besonderes zu sehen, schöpfen dieselben ihre Weisheit doch nur aus den Angaben ihres Dragomans, ihres Dolmetschers und Reisebegleiters, welcher selbstver-

ständlich in den meisten Fällen ohne irgendwelche Bildung ist, obenein aber noch ein persönliches Interesse daran hat, dem aus den Fragen der Reisenden sprechenden Drange, Ungewöhnliches, echt Orientalisches zu sehen und Merkwürdiges zu erleben, durch seine Antworten möglichst Befriedigung zu verschaffen. Unnöthigem oder ungeschicktem Fragen, welches dem Gefragten eine bestimmte und natürlich die von dem Fragenden gewünschte Antwort gewissermaßen aufnöthigt, verdankt ein großer Theil jener fables convenues seine Entstehung nicht blos, sondern auch seine ganz unverwüstliche Dauerhaftigkeit. Doch darf zur Erklärung dieser Thatsache ein anderes Moment ja nicht außer Acht gelassen werden. Einen wesentlichen Antheil nämlich an der Verbreitung einer so großen Menge verkehrter Vorstellungen, die im ganzen wie in zahlreichen Einzelnheiten über den Orient und dessen Verhältnisse bei uns gäng und gebe sind, muß man der verkehrten Lust an falschem Generalisiren zuschreiben, der bei Reisenden so außerordentlich häufigen übeln Gewohnheit, das einmal von ihnen Gesehene für das regelmäßig Wiederkehrende auszugeben, sowie ferner dem meist natürlich völlig unbewußt wirkenden Triebe ganz alltägliche und gleichgültige Vorgänge, deren Zeuge man ist, zu besonders bedeutungsvollen und nicht für jeden sichtbaren Ereignissen herauszuputzen. Ich werde weiterhin noch Gelegenheit haben, diese allgemeinen Bemerkungen an ein paar besondern Beispielen in ihrer Berechtigung zu erweisen.

Vor dem einen wie vor dem andern also, dem Fragen und dem Verallgemeinern, sowie auch vor dem Wahne, daß gerade ihm ein gütiges Schicksal ganz besonders ungewöhnliche Dinge zu beobachten Gelegenheit biete, muß sich der Orientreisende, will er eine richtige Anschauung von Land und Leuten gewinnen, ganz besonders hüten. Ein klarer und unbefangener Blick thut ihm vor allem, fast allein noth. Denn mündliche Berichte über allgemeinere Verhältnisse haben fast immer nur dann Werth, wenn sie von im Lande längere Zeit eingebürgerten und mit den Verhältnissen desselben vertrauten Europäern herrühren; der Eingeborene nämlich, der Araber und ganz besonders der Türke, ist

über die allergewöhnlichsten Dinge meist in erschreckender Weise ununterrichtet und hat zudem nur allzu häufig ein besonderes Interesse daran, eine ganz bestimmte und dann natürlich nicht die der Wahrheit entsprechende Auffassung zu verbreiten. Von dieser Bemerkung dürfen namentlich auch die türkischen Behörden nicht ausgenommen werden: von der Unwissenheit und Unwahrheit derselben kann man in großen und kleinen Dingen fortwährend die überraschendsten Proben erleben. Welcher Pascha oder Kaimakam (Lieutenant, im Range und in den Functionen etwa unserm Landrath entsprechend) würde wol z. B. auf die Frage nach der Zahl der Einwohner des von ihm verwalteten Districts auch nur mit einer einigermaßen sichern Zahl Antwort geben können? Die allerersten Elemente der Statistik, welche bei uns nachgerade selbst für die einfachsten Verwaltungszweige unentbehrlich geworden ist, sind für die Türkei und ihr Gouvernement noch nicht vorhanden. Von der in den Kreisen der türkischen Administration herrschenden Unwahrheit — und dieselbe wächst in schneller Progression, je mehr man sich der obersten Centralstelle nähert — einen richtigen Begriff zu bekommen, lasse man sich nur einmal etwas aus den Erfahrungen mittheilen, welche die europäischen Consuln in dieser Hinsicht zu machen nur allzu viel Gelegenheit haben: es ist da gar nichts seltenes, daß der der Gesandtschaft in Konstantinopel gegebene Bescheid das directeste Gegentheil besagt von den Weisungen, die in derselben Sache der betreffenden Provinzialbehörde gegeben sind, der gegenüber sich dann der von seinem Gesandten ganz anders berichtete Consul oft in der größten Verlegenheit befindet.

Die vorstehend skizzirten Schwierigkeiten, welche eine richtige Erkenntniß der im Lande herrschenden Zustände für den Orientreisenden immer mehr oder minder beeinträchtigen, konnten nun aber mich gerade um so weniger entmuthigen und von der Uebernahme des mir so unerwarteterweise gewordenen Auftrags abhalten, als mir ja eben in dem Umstande, daß ich in amtlichem Auftrage reisen sollte, vor andern Orientfahrern ein besonderer Vortheil gewährt wurde und eine sehr hoch anzuschlagende Unter-

stützung zur Beseitigung vieler der Hindernisse, welche sich einer wirklichen Erfüllung des Zweckes der Reise und der Gewinnung lohnender Resultate durch dieselbe etwa entgegenstellen konnten. Die Hoffnungen, welche mich in dieser Hinsicht erfüllten, sind denn auch reichlichst in Erfüllung gegangen. Von allen Seiten wurde unserm Unternehmen ein lebhaftes Interesse entgegengebracht und hat in der eifrigen Unterstützung unserer besondern Arbeit, wie der sonst während des Aufenthalts in dem Lande der alten Phönizier verfolgten Ziele den erfreulichsten Ausdruck gefunden. Und da kann ich denn auch an dieser Stelle nicht umhin, mit dem aufrichtigsten Danke der stets bereiten, stets förderndern Beihülfe zu gedenken, welche mein verehrter Gastfreund, der Generalconsul des Deutschen Reichs für Syrien, Herr Theodor Weber in Beirut, sowol unserm besondern Unternehmen in Tyrus, wie allen meinen sonstigen Bestrebungen hat zutheil werden lassen: ein ausgezeichneter Kenner des Landes, in dem er seit einem Menschenalter weilt und dessen Sprache er wie ein Einheimischer spricht, gleich angesehen bei Einheimischen und Fremden, wie bei dem türkischen Gouvernement, dazu innig vertraut mit der geschichtlichen Vergangenheit und den von ihr Kunde gebenden Denkmälern, ist mein verehrter Gastfreund mir eine stets mittheilsame, stets lautere, unschätzbare Quelle gewesen, sodaß ich die etwa gewonnenen Resultate zum guten Theil auf Rechnung der mir von ihm gewährten ausgezeichneten Unterstützung setzen muß. Aber auch das eifrige Entgegenkommen der türkischen Behörden und die freundliche Beihülfe sonst einflußreicher Persönlichkeiten muß ich dankend hervorheben: beiden danke ich reichen Gewinn, und manches von dem, was ich gesehen und gehört, wäre mir ohne dieselben unzugänglich geblieben. Uebrigens sei gleich hier bemerkt, daß das bereitwillige Entgegenkommen und die respectvolle Auszeichnung, die uns namentlich von seiten der türkischen Behörden zutheil wurde, den Beauftragten des Deutschen Reiches galt, für welches namentlich in den regierenden Kreisen der Türkei die allerwärmsten Sympathien rege sind. Ganz besonders aber ist das gerade in Syrien der Fall. Denn nirgends

hat sich die Bevormundung, welche die Franzosen seit dem Krim-
kriege über die Pforte ausgeübt haben, in so lästiger Weise gel-
tend gemacht und den Interessen des Landes so sehr geschadet
oder dieselben doch so rücksichtslos für die Fremden ausgebeutet,
wie gerade in der syrischen Küstenlandschaft. Seitdem die Christen-
massacres von 1860 gar zu einer vorübergehenden französischen
Occupation geführt hatten, kannte der französische Einfluß in
Syrien, wo er sich auf den religiösen Parteieifer, namentlich der
christlichen Maroniten stützte, gar keine Grenze mehr, und die
Regierenden hatten völlig aufgehört Herren in ihrem Lande zu
sein. Mit diesem französischen Prestige war es nun aber seit
den Ereignissen des Jahres 1870 vorbei: wenn auch ein großer
Theil der christlichen Einwohner Syriens noch immer voller
französischer Sympathien ist und von ihren Priestern darin be-
stärkt wird durch die Vorspiegelung, als ob das neue Deutsche
Reich die katholische Kirche überhaupt zu vernichten bestrebt sei,
so ist doch in den gebildetern Kreisen, vorzugsweise in denen der
türkischen Regierung und im allgemeinen der Bekenner des Islam
überhaupt eine ganz andere Gesinnung und eine viel richtigere
Einsicht herrschend geworden. In diesen Kreisen, wo man unter
dem so lange Jahre rücksichtslos geübten französischen Einfluß
schwer zu leiden gehabt hat und eine lange Reihe schmerzlich
empfundener Demüthigungen stillschweigend hat hinnehmen müssen,
fühlt man sich durch die deutschen Siege des Krieges 1870/71
von einem schwer lastenden, unwürdigen Joche befreit und bringt
daher dem neuen Deutschen Reiche, das im Orient keine selbst-
süchtigen Interessen zu verfolgen hat, warme Sympathien und
ehrliches und offenes Vertrauen entgegen. Das aber kommt
auch dem einzelnen Deutschen zugute, und namentlich wir, die
wir von den höchsten Behörden des Reiches empfohlen in das
Land kamen, haben diesem freundlichen Wohlwollen reichen Ge-
winn zu verdanken.

So habe ich denn, die mir gewährte treffliche Unterstützung
nach Kräften benutzend, möglichst unbefangen gesehen und beob-

achtet, möglichst eifrig gesammelt, mich absichtlich eingehender Beschäftigung mit der so überreichen ältern Reiseliteratur enthaltend: erst in die Heimat zurückgekehrt habe ich mich in dieselbe vertieft, meine Beobachtungen und Erfahrungen und die anderer gegeneinander zu halten und aneinander kritisch zu prüfen, und ich glaube durch dieses Verfahren den aus der Reise erwachsenden Gewinn nicht unwesentlich vermehrt zu haben.

I.

Unterwegs nach Phönizien.

Am 24. April 1874 verließ ich Berlin. Das im ersten Frühlingsschmuck prangende Süddeutschland ohne Aufenthalt durchfliegend, passirte ich die noch tief herab mit Schnee bedeckten, in ihren obern Regionen noch völlig winterlich erstarrten Alpen auf der Brennerbahn, fuhr in der Frühe des 26. durch die enge, von der wildschäumenden Etsch durchtoste Veroneserklause, deren schroffe Felswände in der bleichen Morgendämmerung doppelt gewaltig emporstarrten, und den Schauplatz des Heldenkampfes Kaiser Friedrichs I. und seines getreuen Otto von Wittelsbach gegen die Tücke italienischer Wegelagerer[1], trotz des hindurchrollenden modernen Dampfrosses, mit einem ergreifenden Nimbus mittelalterlicher Romantik umgeben erscheinen ließen, in weitem Bogen um das stattliche, mit seinen Thürmen und Kuppeln so behäbig und stolz, am Fuße der Alpen ruhende Verona, kreuzte dann die üppig grüne, sommerlich blühende oberitalische Ebene, um endlich in dem wohlbekannten Bologna einer kurzen Stunde der Rast zu genießen. Dort mündete mein Weg in eine der großen Weltrouten ein.

Der Kurierzug, welcher London mit der englisch-ostindischen Post Freitag abends verläßt und in ununterbrochener Fahrt durch Frankreich und über den Mont-Cenis eilt, trifft Sonntag Mittag

[1] Vgl. mein Werk: Kaiser Friedrich I., I, 81 fg.

in Bologna ein und geht von dort als „internationaler Jagdzug“ in fliegender Hast, alle ein bis anderthalb Stunden auf Minuten haltend, über Ancona, Pescara und Bari nach Brindisi.

Die Fahrt, die malerische Ostküste Italiens entlang, bietet eine Fülle schöner Bilder, namentlich von Ancona ab, von wo man zur Linken fast unausgesetzt das blaue Adriatische Meer hat, zur Rechten die auf den Gipfeln damals noch mit Schnee bedeckten Apenninen. Neu war mir die Gegend erst von Loreto an; gerade am Sonntag aber präsentirt sie sich ganz besonders freundlich. Die hart an dem Fuße des Gebirges und doch auch dicht an der schmalen Küstenebene gelegenen Städtchen, Felsennester und Fischerdörfer zugleich, bieten eine Reihe der malerischsten Ansichten. Dem Sande zwischen der Bahn und dem Meere hat man vielfach durch künstliche Bewässerung wenigstens so viel Nährkraft abzugewinnen gewußt, daß einige Blumenbeete gedeihen, welche mit ihrer grellen Farbenpracht gegen den bleichen Sand und das lichtblaue Meer ganz absonderlich contrastiren. Da ergingen sich Männer und Weiber in sonntäglich farbenprächtigem Putz, die Kinder spielten am Strande, die reifere Jugend ereiferte sich in dem geliebten Bocciaspiele. Besonders malerisch ist die Gegend um Porto San-Giorgio, das seit einigen Jahren als Badeort von zahlreichen Sommergästen aufgesucht wird. Ein Interesse anderer Art erregt das wie ein Felsennest am Gebirge klebende und bis zur Höhe eines unzugänglich scheinenden Abhangs hinaufkletternde Grottamare, ein stattlicher Flecken: hier wurde am 13. December 1521 Felice Peretti geboren, später als Papst Sixtus V. einer der würdigsten Inhaber des Stuhles Sanct-Peters. Seine Familie war slawischer Abkunft: aus ihrer dalmatischen Heimat um die Mitte des 15. Jahrhunderts vor den Türken nach Italien geflohen, hatte sie sich in dem über Grottamare, weiter hinauf in das Gebirge gelegenen Montalto angesiedelt; erst Felice's Vater, Piergentile Peretti, war bei der Einnahme und Plünderung Montaltos durch den Herzog von Urbino verarmt und zur Flucht nach Grottamare genöthigt, wo er ein Gärtchen pachtete, städtischer Bauer wurde, wie das in jener Gegend häufig

vorkommt, denn das terrassenförmig aufsteigende Berggelände, gegen West- und Nordwinde geschützt, erfreut sich eines ausnahmsweise milden Klimas.[1] Sixtus V. hat seiner Heimat auch in dem Glanze der Tiara stets dankbare Anhänglichkeit bewahrt und derselben durch die Sorge für die Hebung des Felsenstädtchens Ausdruck gegeben: sein Hauptwerk, der Hafen, ist freilich unvollendet geblieben. Weiter südwärts, über Teramo und Pescara hinaus, erblickt man zur Rechten die massigen Pyramiden des Gran-Sasso und der Majella, der höchsten Gipfel der Apenninen. Bei Foggia, wo sich die Bahn über Benevent nach Neapel abzweigt, und Barletta, die schon tief in der Nacht passirt werden, umschweben uns die Erinnerungen an des großen Rothbart's genialen, titanenhaft kämpfenden und doch unterliegenden Enkel Kaiser Friedrich II. Wie Schatten ziehen weiterhin Barletta, Trani, Molfetta und dann Bari, letzteres großstädtisch mit langen Reihen funkelnder Gaslaternen herübergrüßend, in der unsichern Beleuchtung der hellen Nacht an uns vorüber. Doch ist es gerade noch hell genug, im schnellen Dahinjagen an den Flecken und einzelnen Gehöften und Hütten, die dicht an der Bahn stehen, die Beobachtung zu machen, wie die Architektur immer südländischer wird, und wie namentlich in den häufiger vorkommenden spitzen Wölbungen und der Neigung zur Bildung von Kuppeln ganz unverkennbar orientalische Einflüsse zu Tage treten und deutlich davon Zeugniß ablegen, daß in diesem süditalischen Lande bis tief in das 13. Jahrhundert hinein die Araber einen wesentlichen Bestandtheil der Bevölkerung ausgemacht haben und lange Zeit die eigentlichen Träger der Cultur derselben gewesen sind.

In der ersten Morgendämmerung des 27. April fuhr der Zug in den Bahnhof von Brindisi ein, um gleich danach auf einem besondern Strange bis dicht an den Hafen und den Anlegeplatz der Dampfschiffe vorzurücken. Dort wartete bereits der Ceylon, ein stattlicher Schraubendampfer der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company, welche, von der eng-

[1] A. von Hübner, Sixtus der Fünfte, I, 186 fg.

lischen Regierung durch eine beträchtliche Subvention unterstützt, mit ihren trefflich eingerichteten und in jeder Hinsicht ausgezeichnet gehaltenen, sehr schnellfahrenden Schiffen die für die englisch-ostindische Post so wichtige Verbindung zwischen Brindisi und Alexandrien unterhält. Die Einschiffung war schnell beendet, denn zu dieser Jahreszeit ist der Verkehr in der Richtung nach Ostindien sehr gering, während die Schiffe von Alexandrien her oft die Masse der der ostindischen Sommerhitze entfliehenden englischen Beamten und Kaufleute kaum zu fassen vermögen.

Wenig mehr als eine Stunde war seit unserer Ankunft vergangen, so ertönte die Pfeife des Bootsmannes, der Steuermann trat an seinen Posten, die Anker wurden aufgewunden und der Ceylon dampfte dem Ausgange des Hafens zu. Freundlich lag die helle Morgensonne auf der Stadt, die sich von der Seeseite her sehr malerisch darstellt. Am meisten fällt das stattliche, freilich etwas ruinenhafte Castell mit seinen Thürmen, Bastionen und Zinnen in die Augen: es ist ein alter Bau, von Kaiser Friedrich II. wiederhergestellt, unter den Anjous mannichfach verändert, endlich durch Murat als Gefängniß eingerichtet. Auch weiterhin sieht man im Umkreis des innern Hafenbassins die Reste älterer Mauern, jetzt nur noch eine malerische Staffage. Die Stadt selbst, die sich an dem ein wenig aufsteigenden Ufer halbkreisförmig aufbaut, trägt in ihrer ganzen Bauart einen echt südländischen Charakter; die Thürme einiger Kirchen und die Kuppel der Kathedrale überragen sie; aus einem der Grundstücke dicht am Hafen grüßt eine stattliche Palme und verkündet, sich leise in dem milden Morgenwinde wiegend, dem nordischen Wanderer die belebende Nähe des Südens und die Nachbarschaft Siciliens. Als Stadt ist Brindisi freilich wenig mehr als ein Schatten des einst so bedeutenden Brundisium. Denn dieses war ja in der Römerzeit der Ueberfahrtspunkt nach Griechenland und nach Asien und deshalb einer der wichtigsten Häfen von ganz Italien. Auch im frühen Mittelalter hatte Brundisium, mit Unteritalien zu dem griechischen Exarchate gehörig, noch zum Theil diese Bedeutung bewahrt. In der Zeit der Kreuzzüge, namentlich als Unteritalien

unter der modern praktisch vorgehenden Regierung Kaiser Friedrichs II. sich zu hohem Wohlstande erhob, blühte Brundisium sogar noch einmal ordentlich auf. Dann verfiel es: die Erstürmung und Plünderung durch die Ungarn unter König Ludwig 1352 brachte die Stadt in tiefes Elend; 1456 wurde sie durch ein furchtbares Erdbeben vollends zu Grunde gerichtet. Der Hafen, in dem einst ganze Flotten vor Anker gelegen hatten, versandete so vollständig, daß seine giftigen Ausdünstungen die verheerende Malaria erzeugten und die Stadt fast unbewohnbar machten. Brindisi schien einem sichern Untergange geweiht. Erst in unsern Tagen ist nicht blos dieser abgewendet, sondern sogar der Anfang zu einem neuen Aufschwung der Stadt gemacht worden. Seit der Vollendung des Mont-Cenis-Tunnels nämlich und dem Ausbau des süditalienischen Eisenbahnnetzes führt der nächste Weg von England nach Ostindien über Brindisi. Diesem Umstande verdankt die Stadt gewissermaßen ihre Wiedergeburt. Durch großartige Bauten hat man seitdem namentlich die drohende vollständige Versandung des Hafens glücklich abgewandt. Reger Verkehr hat nun wieder in dem stattlichen Bassin begonnen: außer den englischen Dampfern, die nach Alexandrien gehen, verkehren jetzt hier die Schiffe des österreichischen Lloyd, die den Verkehr mit Ancona und Triest, mit Korfu, Syra und Athen, weiterhin mit Smyrna und Konstantinopel unterhalten; auch die italienischen Dampfschiffe, welche die Küste Italiens und Siciliens umfahren, legen in Brindisi an. So ist die Stadt in den letzten Jahren denn schnell gewachsen und zählt bereits wieder zwischen 9000 und 10,000 Einwohner.

Bald hatte der Ceylon den Hafenausgang hinter sich und durchschnitt pfeilschnell die völlig ruhige, tiefblaue, hier und da von schneeweißen Wellchen gekrönte See. Weiter draußen gewann man einen schönen Blick über ein gutes Stück der Südostküste von Italien. Brindisi war bereits verschwunden, als sich über die flache, blendend helle Sandküste hervorragend Lecce mit seiner stattlichen Kathedrale zeigte, dann wurde der Leuchtthurm von

Otranto sichtbar; nicht lange danach war die Küste völlig verschwunden.

Jeder richtete sich für die Tage der Ueberfahrt behaglich ein. Die Reisegesellschaft, wenig zahlreich, bot kein besonderes Interesse: einige englische Offiziere, die vom Urlaub auf ihre Posten nach Indien zurückkehrten und sich die Zeit bei dem heimischen Porter und Ale vertrieben; ein paar Ehepaare mit eigenthümlich geistlichem Anstrich, die über Aegypten nach Jerusalem wallfahrteten; ein schweigsamer, den ganzen Tag Siesta haltender Hindu, an dem das luftige Costüm und die rothseidenen Hosen das Interessanteste waren; dann der Kapitän und die Offiziere, alles feine, freundliche, dabei aber militärisch straffe Leute; jeder blieb ziemlich für sich und außer bei den drei gemeinsamen, fast überreichlichen Mahlzeiten fand kein rechter Verkehr innerhalb der Reisegesellschaft statt. So gewährte die Ueberfahrt denn Zeit zu behaglichem Ausruhen von der ununterbrochenen Eisenbahnfahrt und zu einzelnen vorbereitenden Studien für die Lösung der uns insbesondere gestellten Aufgabe.

Wie bei der Ausfahrt, so blieben uns auch weiterhin die Götter des Meeres günstig: eine leichte Brise schwellte die Segel, und doppelt schnell, dabei ohne das leiseste Schaukeln, flog unser schlankes Schiff dahin. Schon am Abend des ersten Tages erblickten wir im Westen die pyramidal aufsteigenden Berge von Cephalonia. Traumhaft schön war die Nacht, das Silberblinken des Meeres im Scheine des fast vollen Mondes. Am folgenden Morgen grüßten wir in der Ferne Cap Matapan; nachmittags fuhren wir an der Südseite von Kreta dahin: von einem leichten Dunstschleier umwoben traten die schön geformten Berge der langgestreckten Insel in wunderbarer Plastik fast greifbar deutlich hervor; an den Abhängen gewahrte man einzelne Häuser, hier und da aus dem Grün hervorlugend ein Bergdorf, an der Küste einzelne alterthümliche Castelle und Thürme; über der ganzen malerischen, vom beginnenden Abendrothe leise vergoldeten Bergkette thronte in schweigender Majestät der sich gewaltig aufthürmende, seine niedere Umgebung wie ein Riese überragende Ida,

Haupt und Schultern von einem blendendweißen Schneemantel umhüllt.

Die steigende Hitze, welche einen den größten Theil des Tages unter den Schutz des über das Hinterdeck gespannten Zeltes bannte, machte es recht bemerkbar, wie schnell wir unter Dampf und Segel gegen Süden vorrückten. Schon am vierten Morgen, den 30. April, hatten wir die gelbweiße, in der blendenden Sonnenhelle weithin glänzende Sandküste Afrikas vor uns: bald tauchte Alexandrien auf, ein weißgraues, chaotisches Häusermeer, überragt von der schlanken Pompejussäule und zahllosen Minarets, beherrscht von dem auf einer Höhe landeinwärts liegenden stattlichen Fort Napoleon. Ein kleiner ägyptischer Regierungsdampfer, das Lootsenboot im Schlepptau, kam uns ein gutes Stück Wegs entgegen: ein schmucker Araber stieg als Lootse an Bord, und bald dampften wir zwischen den noch im Bau begriffenen mächtigen Molen hindurch in den von Schiffen aller Nationen wimmelnden, namentlich ganze Dampfschiffflotten bergenden und von wahrhaft betäubendem Leben und Treiben erfüllten Hafen.

Ehe noch die Formalitäten, welche durch die sehr umständliche Sanitätspolizei vorgeschrieben sind, alle erledigt waren und das Schiff „Pratica", d. h. die Erlaubniß seine Passagiere zu landen, erhalten hatte, wimmelte das Verdeck des Ceylon von den wilden Gestalten der unausstehlich zudringlichen Bootsführer, welche in einem aus allen europäischen Sprachen gemischten Jargon die Reisenden für die Fahrt an das Land einander förmlich streitig machen und sich wol gar, wenn ihre durch feurige Gesten unterstützte Beredsamkeit den gewünschten Eindruck nicht macht, des Passagiers nach Piratenart kurzweg durch Wegnahme und Einschiffung seines Gepäcks bemächtigen. Auf einem neuen Gebiete kann man hier den uralten Kampf um das Dasein entbrennen sehen.

Als orientalische Stadt kann Alexandrien streng genommen eigentlich nicht gelten. Wie es als eine Weltstadt, als Knotenpunkt des Verkehrs zwischen dem Abend- und dem Morgenlande gegründet worden ist, so trägt es auch heute noch durchaus

diesen Charakter an sich. Von dem arabischen Viertel und den Vorstädten abgesehen, ist die Stadt fast ganz europäisch gebaut. Selbst die zahlreichen vicekoniglichen Paläste haben höchstens noch in den hochgewölbten Kuppeln etwas von der orientalischen Architektur behalten, die sonst höchstens noch in den Moscheen ihre Vertretung findet. Im Mittelpunkte der Stadt, am Consulatsplatze und in den neuentstandenen Stadttheilen, möchte man sich weniger auf dem Boden Afrikas als in einer eleganten Großstadt Europas wähnen. Das entspricht auch ganz dem maßgebenden Einflusse, welchen die abendländische Civilisation, leider vorzugsweise die französische, in dem modernen Aegypten gewonnen hat. Wie weit der Mohammedanismus hier der fremden Cultur, die er sonst so eifrig von sich fernhält und fernhalten muß, entgegengekommen ist, nämlich eigentlich bis zur Selbstvernichtung, das zeigt die eine, vor wenigen Jahrzehnten noch völlig undenkbare Thatsache, daß der jetzt regierende Vicekönig seinem Vorfahren Ibrahim-Pascha auf dem Consulatsplatze eine mächtige Reiterstatue hat errichten lassen; verbietet der Islam seinen Bekennern doch auf das strengste von irgendetwas, was einen Schatten wirft, ein Bild zu machen, und gilt insbesondere die Nachbildung der menschlichen Gestalt dem rechtgläubigen Mohammedaner für einen furchtbaren Frevel; deshalb haben die Mohammedaner, wo sie als Eroberer auftreten, denn auch vor allem gegen Statuen und andere den Menschen darstellende Bildwerke mit so ganz besonderm Fanatismus gewüthet und in der rohen Verstümmelung derselben geradezu eine Glaubenspflicht zu erfüllen gewähnt.

Trotzdem aber tritt dem Neuling gerade in Alexandrien der Orient besonders lebendig und sozusagen greifbar entgegen. Denn Alexandrien ist für den Orient auch heute noch eine Weltstadt und alles, was der Orient in seinem ganzen Umfange irgend Eigenartiges erzeugt, findet sich hier wie auf einer unendlich bunten Musterkarte in mehr oder minder zahlreichen Proben vertreten. Aus dem Gewirre der Europäer aller Nationen, — neben dem Franzosen und Italiener ist namentlich der Triestiner zahl-

reich vertreten —, heben sich die gewaltigen Gestalten der weißgekleideten, ernst blickenden Nubier befremdlich ab; der intelligente Abessinier schreitet zwischen dem verschmitzten Araber und dem feierlichen und doch apathischen Türken; der bärtige, bis an die Zähne bewaffnete Beduine leitet die Reihe seiner schaukelnd dahinschreitenden Kamele dem Hafen zu, trotz der glühenden Hitze in den dicken, breit schwarz und weiß gestreiften Mantel aus Kamelshaar gehüllt, die lange, alterthümliche Flinte über die Schulter; dort keucht, fast nackt, ein Neger aus dem Sudan unter der Last gewaltiger Waarenballen, während der in Lumpen gehüllte, von Ungeziefer starrende, vom Aussatz bedeckte, meist halb oder ganz blinde Fellah mit unaufhaltsamem Redeflusse und jämmerlichen Geberden dem Fremden die Hand um ein Almosen entgegenstreckt, und dazwischen dann die unheimlichen, oft geradezu abschreckenden Gestalten der verhüllten Weiber, in die grellsten, die unglaublichsten Zusammenstellungen bietenden Farben gekleidet, die nackten, meist von Schmuz starrenden häßlichen Kinder rittlings auf der Schulter tragend; weiter die Scharen der Männer und Knaben aller Nationen und Farben, welche die hier die Stelle der Droschken vertretenden, außerordentlich kleinen, aber sehr schnellen und ausdauernden Esel als Treiber begleiten, dann die mit gellenden Ausrufen ihre Waaren feilbietenden Victualienhändler und Getränkverkäufer, dazwischen die im Schatten eines Hauses in langer Reihe an offener Straße etablirten, durch Beckengeklapper und Schaumschlagen Kunden anlockenden Barbiere und die Horden der zahllosen, mit unausstehlicher Zudringlichkeit jedem Vorübergehenden ihre Künste anbietenden kleinen Stiefelputzer: — sinnverwirrend, sinnbethörend bunt ist das chaotische, rastlose, jagende Durcheinander, sodaß das Auge kaum im Stande ist die Massen der originellen Einzelnheiten in einem Gesammtbilde aufzufassen. Und nun erst der Lärm, das Geschrei! Denn die freundschaftlichste Unterhaltung zweier Araber klingt wie der leidenschaftlichste Streit, und nichts, nicht die allereinfachste Verrichtung kann der Araber thun ohne ein für europäische Ohren wahrhaft entsetzliches Kreischen und Schreien.

So wirkt ein Gang durch die belebten Theile Alexandriens geradezu betäubend: das kreischende „Guarda!“ (Vorsicht!) der Eseltreiber und Kutscher, die gellenden Ausrufe, mit denen die Hausirer ihre Waaren anpreisen, das Schreien und Lärmen, von dem in jedem Laden der einfachste Handel begleitet ist, der stöhnende Gesang, mit welchem die Arbeiter die Bewegung großer Lasten sich zu erleichtern suchen, das Schwirren und Wogen des unendlich lebhaften Verkehrs mit dem unglaublichen Durcheinander aller Sprachen, das Gewirre der Wagen, Maulthiere, Kamele und Esel: alles das vereinigt sich zu einem für europäische Ohren fast unerträglichen Spectakel, vor dem man selbst in dem Innern der kühl und luftig gebauten Häuser keinen rechten Schutz findet. Und wenn nun gar, wie ich es auf dem Ritte durch die Vorstadt Mariut zur Pompejussäule in der Nähe des sich dort in gewaltiger Größe ausbreitenden mohammedanischen Kirchhofs traf, ein mohammedanisches Begräbniß in dieses sinnverwirrende Chaos geräth! In einem schmalen, schachtelartigen Behälter, oben nur leicht mit einem Tuche bedeckt, wird die Leiche von den schnellen Schritts dahinstürmenden Trägern auf dem Kopfe getragen, ihr folgen, die offenen Brüste schlagend, das Haar raufend und Mark und Bein durchdringendes Gekreisch ausstoßend, die Weiber der Familie, sind sie nicht zahlreich genug, durch gedungene Klageweiber verstärkt, und dann in größern und kleinern Trupps, ohne rechte Folge und Ordnung, die übrigen Leidtragenden, oft noch durch eine Menge sich planlos anschließender neugieriger Müßiggänger verstärkt.

So stellt sich dem abendländischen Neuling der Orient zuerst in Alexandrien dar: wirr, grell bunt, lärmend und tosend, sodaß Augen und Ohren bald schmerzen. Aber eben in diesem unglaublich bunten und lauten Durcheinander liegt der Reiz dieser Weltstadt; dieselbe gehört mit ihrem Rennen und Jagen ganz der Gegenwart an; von ihrer Vergangenheit, vor allem von dem Alterthum, ist wenig oder nichts dort erhalten. Ein kolossaler Schutt- und Scherbenhaufen bezeichnet, westlich von dem heutigen Alexandrien, die Stelle, wo einst die alte Alexanderstadt der

Ptolemäer gestanden: ihr Mittelpunkt war ungefähr da, wo jetzt die schlanke Pompejussäule einsam aufsteigt. Diese und die bekannte sogenannte „Nadel der Kleopatra", ein zierlicher Obelisk, sind allein noch von jenem alten Alexandrien übrig; dabei gehört die letztere nicht einmal ursprünglich in die Residenz der Ptolemäer, sondern stammt aus der Zeit des dritten Ramses, des Erbauers des Königspalastes von Gurna, bezog sich als Denkstein auf einen thebischen Tempelbau und ist erst später nach Alexandrien gebracht worden. Die zum größten Theil verschütteten Räume einer altchristlichen unterirdischen Kirche, — St.-Katharina heißt sie im Munde des Volkes —, nicht fern von der Pompejussäule, welche letztere übrigens, beiläufig bemerkt, mit Pompejus gar nichts zu thun hat, sondern, wie eine Inschrift besagt, zur Zeit des Kaisers Diocletian von einem Präfecten Aegyptens, Publius, errichtet worden ist, und dann die theilweise unter Wasser stehenden und deshalb ganz verkehrterweise die „Bäder der Kleopatra" genannten Katakomben im Osten der Stadt, nahe dem Meere, sind die einzigen nennenswerthen Denkmäler aus altchristlicher Zeit. Sonst ist Alexandrien aber eine ganz moderne Stadt, ja, selbst ihre Ruinen sind modern! Gleich bei der Einfahrt in den Hafen sieht man westlich außerhalb der Stadt, eigentlich schon mitten in der Sandwüste, einen gewaltigen Palast mit Kuppeln, Kiosken, Säulenhallen: es ist ein Sommerpalais, das der Khedive mit einem Aufwand von Millionen gebaut, an dem er aber, noch ehe er es bezogen, den Geschmack verloren hat, und das infolge dessen unbewohnt, nicht einmal mehr unterhalten, langsam in Trümmer sinkt und in seiner ruinenhaften Pracht höchstens eine recht anschauliche Darstellung dieser ganzen, nur übertünchten modernen ägyptischen Cultur darbietet. Es ist ganz unglaublich, welche Summen in dieser Weise völlig nutzlos verschleudert werden, welche richtig angewandt der Cultur des Landes und der Besserung der Lage der ganz elenden ländlichen Bevölkerung den größten Vortheil bereiten könnten. Jener Palast im Westen der Stadt sinkt in Trümmer, ein kolossaler Prachtbau ähnlicher Art in der Stadt dicht am Hafen ist eben erst fertig

geworden; wenn man zur Stadt hinaus auf die gegen Abend sehr frequentirte Promenade, die freilich nur ganz französische Bilder bietet, und den Mariutkanal entlang fährt, so sieht man rechts und links in den dort befindlichen, zum Theil prachtvollen, die ganze Herrlichkeit orientalischer Vegetation bietenden Gärten noch eine ganze Reihe mehr oder minder verschwenderisch ausgestatteter vicekoniglicher Paläste und Lustsitze: dabei aber strömten uns um Sonnenuntergang Hunderte von Arbeitern aller Nationen entgegen: sie kamen von der Arbeit an einem neuen Prachtbau des Vicekönigs, der von der Stadt landeinwärts in der Nähe des Mariutkanals errichtet wird und alle bisherigen Paläste an Großartigkeit zu übertreffen bestimmt ist.

Der Aufenthalt in Alexandrien wirkt auf denjenigen, dem das tosende Lärmen und das sinnverwirrende Durcheinander des Orients ganz neu ist, förmlich betäubend, und so war es mir denn eigentlich nicht unlieb, daß er wenig mehr als vierundzwanzig Stunden dauerte. Bereits am Vormittag des 1. Mai verließen wir das schwirrende Leben der Weltstadt, um mit dem österreichischen Lloyddampfer Venus, einem der bessern Schiffe der einst mit Recht vielberühmten Gesellschaft, die heute freilich in keiner Hinsicht mehr das alte Lob verdient, die Fahrt nach der phönizischen Küste und zwar zunächst nach Beirut fortzusetzen.

An Bord der zwischen Alexandrien und Konstantinopel verkehrenden Lloyddampfer kann man den Orient recht im Detail studiren: die Passagiere des dritten Platzes, welche dicht gedrängt das Deck füllen, bieten dazu einen überreichen Stoff und eine Fülle der buntesten und originellsten, meist jedoch wenig appetitlichen Genrebilder. Da liegen und hocken durch und fast übereinander Türken, Araber, Juden und Griechen, ägyptische und türkische Soldaten, Scharen von Weibern und Kindern, die sich mit ihren Rollen von Decken und Betten ganz häuslich einrichten, mächtige Proviantvorräthe mit sich führen und mit köstlicher Ungenirtheit die allerintimsten Dinge des Lebens den Blicken ihrer Nachbarn preisgeben. Besonders erbaulich war das Schauspiel, welches das so bevölkerte Verdeck in der Frühe des Morgens

darbot, wo fast jeder der da unten Schlafenden in seiner Nachttoilette der Verewigung durch den kecken Griffel eines sichern Caricaturenzeichners werth gewesen wäre. Und nun wurde gar, bald nachdem wir den Hafen von Alexandrien verlassen und den Curs gen Osten eingeschlagen hatten, der uns entgegenwehende Wind recht stark und die See unruhig: die nach wenigen Minuten an allen Enden ausbrechende Seekrankheit machte das Lager der Deckpassagiere vollends zum Schauplatz der allerunglaublichsten tragikomischen Scenen.

Die Fahrt selbst bietet sonst kein besonderes Interesse dar. Die vor dem Nildelta befindlichen Sandbänke und Untiefen zu vermeiden, hält der Dampfer sich so weit draußen auf der See, daß man nur hier und da einen Streifen von der ganz flachen, weißgelben Sandküste Aegyptens zu sehen bekommt; hier und da ragt an einem der Mündungsarme des Nils ein Leuchtthurm oder eine Bake empor, den heransegelnden Fahrzeugen den Weg zu zeigen. Von Ortschaften sieht man nur wenig: deutlicher erkennbar ist allein, bald nach der Ausfahrt aus Alexandrien, das Dorf Abukir mit seinen flachen Hütten.

Am andern Morgen (2. Mai) liefen wir in den Hafen Port-Said ein. Die Stadt, an deren Stelle bis 1858, wo der Bau des Suezkanals begann, ein elendes Fischerdorf stand, verdankt ihre Entstehung bekanntlich erst der Schöpfung des Herrn von Lesseps. Auf einer schmalen Sandbank, welche den Menzalehsee vom Meere trennt, gelegen, trägt Port-Said auch heute noch den Stempel seiner sozusagen künstlichen Entstehung unverkennbar an sich. Schnurgerade breite Straßen, von niedrigen, meist nur aus Fachwerk oder auch aus Holz gebauten Häusern eingefaßt, in denen sich Laden an Laden reiht, gefüllt mit allen möglichen europäischen Artikeln, ein Café am andern, eine Kneipe an der andern, mit französischen, englischen, italienischen, griechischen, arabischen und auch deutschen Ladenschildern, etliche mit hochtrabenden Namen bezeichnete Hotels, das ganze überragt von einer Menge von Masten, welche die Consulatsflaggen aller europäischen und vieler außereuropäischen Staaten tragen, erfüllt von einer

aus allen Theilen der Welt zusammengelaufenen Bevölkerung, darunter natürlich sehr viel nichtsnutzigem und gemeingefährlichem Gesindel; baum- und schattenlos, ringsum von trostlosem Wüstensande begrenzt, in der Mitte, wo nächst dem am Hafen gelegenen „Quai Eugénie“, die stattlichsten Häuser stehen, mit einem blumenbepflanzten Platze, dem „Lessepsplatze“, auf dem des Abends sich ab und zu eine Musikbande hören läßt; eine gute Viertelstunde davon, in die Sandwüste hinein, das elende arabische Viertel, mit meist aus alten Kisten nothdürftigst zusammengezimmerten Hütten, voller Unrath, von Fliegen wimmelnd: das ist Port-Said.

Der Ort, nach Said-Pascha, dem ägyptischen Herrscher, unter dem Herr von Lesseps sein Werk begann, genannt, hat nämlich bisher nicht das gehalten, was sein Anfang zu versprechen schien. Während er zur Zeit des Kanalbaues, für den er damals allerdings der eigentliche Centralpunkt war, 14—15,000 Einwohner zählte, enthält er heute kaum 8000. Diese Erscheinung erklärt sich leicht: ohne jede eigene Production und auch ohne besondere Bedürfnisse kann Port-Said weder durch Export noch durch Import irgend bedeutend werden, sondern wird fürs erste immer nur als Rast- und Durchgangsort für die den Kanal passirenden Schiffe in Betracht kommen. Der Verkehr im Suezkanal aber war gerade in jenen Tagen der Gegenstand von Differenzen, infolge deren der Khedive, dem von der Pforte ausgeübten Drucke nachgebend, längs des Kanals bedeutende Truppenmassen angehäuft hatte, um Herrn von Lesseps, der im Bunde mit den von seinem Glanze geblendeten Scheichs der Beduinen gern wie ein unabhängiger Fürst von Ismailia aus gebieten möchte, im Nothfalle den internationalen Vereinbarungen zwangsweise zu unterwerfen und namentlich die von demselben angedrohte Schließung des Kanals zu hindern. Die Zukunft Port-Saids hängt eben ganz ab von der Zukunft des Suezkanals. Bisjetzt aber ist der Verkehr in demselben, wenn er sich auch allmählich gehoben hat, doch noch immer hinter den anfänglichen Erwartungen zurückgeblieben und die Bilanz der Suezkanal-Compagnie (Compagnie universelle du Canal maritime de Suês) schließt fürs erste

noch immer mit einem recht bedenklichen und den Actionären ernste Besorgnisse erweckenden Deficit ab. So sind denn auch die interessanten Hafenanlagen in Port-Said mehr auf die Zukunft und den von ihr gehofften Glanz berechnet, als im richtigen Verhältniß zu den augenblicklich vorhandenen Bedürfnissen. Zwei stattliche Molen, die eine größere in weitem Bogen nach Nordwesten vorspringend, die andere in nordöstlicher Richtung, aber weniger weit hinausreichend, sind aus gewaltigen, je 400 Centner schweren, regellos übereinander geworfenen Steinblöcken gebildet, welche aus einer Mischung von hydraulischem Kalk und Wüstensand bestehen. Auch der schöne, schlanke Leuchtthurm ist aus diesem eigenthümlichen Stoffe hergestellt, welcher in Port-Said selbst in der Fabrik zweier marseiller Unternehmer, der Gebrüder Dussaud, verfertigt wird und auch bei den großen Hafenbauten in Alexandrien Verwendung gefunden hat.

Im allgemeinen jedoch hat sich die ursprünglich ja recht beträchtliche Zahl derer wesentlich vermindert, welche anfangs von der Unausführbarkeit der Lesseps'schen Pläne überzeugt waren und, selbst als der gewaltige Bau wirklich vollendet war, die Ansicht vertraten, es würde unmöglich sein den Kanal gegen den Ansturm des Wüstensandes zu behaupten und in wirklich schiffbarem Zustande zu erhalten. Diese wiesen zur Begründung ihrer unheilvollen Voraussagungen namentlich darauf hin, daß alle frühern Versuche, eine Kanalverbindung zwischen dem Mittelländischen und dem Rothen Meere herzustellen, schließlich doch resultatlos geblieben seien, selbst in Zeiten, wo man es gering achtete, jährlich so und soviel tausend Menschenleben den Arbeiten an und in dem Kanale zu opfern. Denn der Gedanke, den Herr von Lesseps ausgeführt hat, ist nicht blos ein uralter, auf welchen die Lage und die Handels- und Schifffahrtsinteressen Aegyptens mit einer gewissen innern Nothwendigkeit hinführten, sondern er ist schon einmal, wenn auch nicht ganz in dieser, so doch in ähnlicher Weise verwirklicht gewesen, und jahrhundertelang hat es eine directe Wasserstraße aus dem Mittelländischen in das Rothe Meer gegeben. Zuerst hat bekanntlich der große Ramses-Sesostris

einen Kanal angelegt, der oberhalb von Bubastis beginnend gegen Osten bis in die Nähe der Bitterseen geführt wurde und, wenn man auch nicht bis zum Rothen Meer gelangte, doch insofern großen Nutzen stiftete, als man der Wüste ein gutes Stück Land abgewann. Um 600 v. Ch. aber nahm Necho, der Sohn und Nachfolger Psammetichs, den unvollendet gebliebenen Bau wieder auf. Er ließ den Kanal des Ramses verbreitern, sodaß zwei Dreiruderer nebeneinander in ihm fahren konnten, und führte ihn vermittels eines Durchstichs bis in die Bitterseen selbst. Der Versuch aber von da aus in einer Bergschlucht den Kanal weiter südwärts zu führen und das Rothe Meer selbst zu erreichen, mußte schließlich als unausführbar aufgegeben werden, obgleich man demselben bereits das Leben von mehr als 100,000 Menschen geopfert hatte. Erst dem Perserkönig Darius I. war es vorbehalten, das von Ramses und Necho unvollendet gelassene Riesenwerk zu Ende zu führen. Der frühzeitige und tiefe Verfall des Perserreiches und dann namentlich auch die fast unausgesetzte Rebellion, in der die Aegypter die so drückende Fremdherrschaft abzuschütteln bemüht waren, sind wol vornehmlich daran schuld gewesen, daß, soweit wir nachkommen können, für die damals so gut wie heute außerordentliche schwierige und mühselige Erhaltung der wichtigen Wasserstraße nicht das Nöthige geschah, und der Kanal daher durch den in rastloser Bewegung befindlichen Wüstensand in verhältnißmäßig kurzer Zeit zum Theil verschüttet und so schließlich unbrauchbar gemacht wurde. Aber der zweite Ptolemäus, Philadelphos, ließ den Kanal wiederherstellen, und derselbe ist dann jahrhundertelang, viel länger als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, im Betriebe und eine sehr viel benutzte Wasserstraße gewesen.[1] Die Uebelstände, welche aus dem geringen Gefälle des Kanals erwuchsen, hat Kaiser Hadrian beseitigt, indem er die für den Kanal bestimmten Wassermassen bereits

---

[1] Zu dem Folgenden vgl. man die Untersuchungen in „Recherches géographiques et critiques sur le livre *de mensura orbis terrae*.... par Dicuil.. par A. Letronne“ (Paris 1814), p. 8 fg.

bei Babylon — auf dem rechten Nilufer, den Pyramiden von Gizeh fast gerade gegenüber — ansammeln und ableiten ließ. Nach einer Notiz in der fränkischen Geschichte des Gregor von Tours ist der Kanal vom Nil nach dem Rothen Meere denn auch noch zu Anfang des 6. Jahrhunderts im Betriebe gewesen. Dann aber scheint ihn zum zweiten male das Schicksal der Versandung getroffen zu haben: das heruntergekommene Griechische Reich hatte eben nicht mehr die Mittel und nicht mehr die Energie solche Werke im Stande zu erhalten. Völlig zerstört aber kann der Kanal nicht gewesen sein; wir dürfen ihn uns nur versandet und dadurch unbrauchbar geworden denken: das beweist die Thatsache, daß, als bald nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber (640) in Arabien eine Hungersnoth ausbrach, der in der neuen Provinz befehligende Statthalter des Khalifen Omar, Amrù, dem Heimatlande seines Volkes dadurch zu schnellerer Zufuhr zu helfen suchte, daß er jenen zuletzt durch Hadrian verbesserten Kanal wieder fahrbar machte. Und es gelang; daß es aber keine besonders schwierige Arbeit gewesen sein kann, geht daraus hervor, daß nur sechs Monate dazu nöthig waren: nach Ablauf dieser Frist segelten die arabischen Getreideschiffe bereits aus dem Nil durch den Kanal direct in das Rothe Meer und nach Arabien.[1] Der so wiederhergestellte Kanal ist dann allem Anscheine nach bis über die Mitte des 8. Jahrhunderts hinaus praktikabel geblieben, wenigstens hat uns der Irländer Dicuil, welcher sein Buch über die Messung der Erde um 825 schrieb, den Bericht über eine Reise nach dem heiligen Lande aufbewahrt, welche ein irischer Mönch Fidelis gemacht und von welcher dieser selbst ihm noch erzählt hat, daß er den Nil bis in das Rothe Meer hinein befahren habe.[2] Bald danach ist diese alte Passage geschlossen worden: der Khalif Almansor ließ den Kanal 767

---

[1] Vgl. Letronne a. a. O., S. 20—21.

[2] Dicuil ed. Letronne, C. VI, §. 3, 6 (p. 25): „Deinceps intrantes in naves *in Nilo flumine usque ad introitum Rubri maris* navigaverunt.“

zuschütten, um den Empörern von Mekka und Medina jede auf diesem Wege zu beziehende Zufuhr abzuschneiden. Von da an hat bis in die neueste Zeit niemand an die Wiedereröffnung jener für den Weltverkehr so hochwichtigen Straße gedacht: denn die sich hier und da findende Angabe, daß zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Venetianer an den Bau eines Kanals von dem Mittelmeere zum Rothen Meere gedacht und über dieses Unternehmen in Konstantinopel und in Aegypten unterhandelt hätten, beruht auf einem Misverständniß.[1] In Verbindung mit seinen kolossalen politischen Entwürfen, durch die Eroberung Aegyptens den Punkt zu gewinnen, in dem er seine Hebel ansetzen könnte, um die Macht Englands aus den Angeln zu heben, hat dann zuerst zu Ende des vorigen Jahrhunderts Napoleon Bonaparte die Möglichkeit einer Durchstechung der Landenge von Suez wieder ernstlicher ins Auge gefaßt. Unsern Tagen und der in jedem Falle Respect einflößenden Ausdauer des Herrn von Lesseps blieb die Ausführung dieses Riesenwerks vorbehalten. Und wenn man nun bedenkt, wie es einem an technischen Hülfsmitteln gegen das unsere doch weitzurückstehenden Zeitalter möglich gewesen ist, den Kanal jahrhundertelang gegen die Angriffe des Wüstensandes zu vertheidigen und schiffbar zu erhalten, und sich dann vergegenwärtigt, welche ungeheuere Hülfsmittel uns zu diesem Zwecke zu Gebote stehen, so will es einem doch kaum recht möglich erscheinen, daß alle diese enormen Anstrengungen, dieser Aufwand von Genie und zäher Ausdauer allen möglichen Widerwärtigkeiten gegenüber, diese Hinopferung zahlreicher Menschenleben[2] und diese Verwendung ungeheuerer Kapitalien[3] — daß das alles schließlich doch vergeblich gewesen und auch dieses Werk wie das des Necho und des Darius dem allmählichen Untergange geweiht sein sollte. Im

---

[1] Vgl. Archivio Veneto, Tom. II, Parte I (1871), p. 175 fg.

[2] Zeitweise wütheten unter den Arbeitermassen entsetzliche Seuchen, so 1862 der Typhus und noch furchtbarer 1865 die Cholera.

[3] Man veranschlagte die Kosten des Kanalbaues anfangs auf circa 400 Millionen Frs.; thatsächlich werden sie aber nicht viel hinter der Summe von 800 Millionen zurückbleiben.

Vergleich mit den bereits überwundenen Schwierigkeiten müssen die in Zukunft noch zu überwindenden allerdings als gering erscheinen. Mit der Vollendung des Suezkanals aber ist nicht blos eine neue, für den gesammten Weltverkehr hochwichtige Verkehrsstraße eröffnet, sondern es wird damit voraussichtlich auch in anderer Hinsicht eine allmähliche, aber vollkommene Umgestaltung jenes Wüstenlandes an der Grenze zweier Welttheile verbunden sein. Nicht blos aufblühende Städte, wie Port-Said und Ismailia (auch Suez hat durch den Kanal einen neuen, glänzenden Aufschwung genommen), entstehen in demselben, sondern die Natur desselben scheint einer Wandelung entgegenzugehen. Schon jetzt nämlich wird die Einwirkung bemerkbar, welche die an dem Kanal vorgenommenen größern Anpflanzungen auf die Vermehrung des feuchten Niederschlages und damit zur Steigerung der Fruchtbarkeit des Bodens und zur Besserung des Klimas ausüben: ein kurzer, aber kräftiger Regen, wie er während meiner Anwesenheit in Port-Said nach einem voraufgegangenen, den röthlichen Wüstensand aufwirbelnden und die ganze Atmosphäre mit Staub erfüllenden Chamsin fiel, wäre vor der Entstehung jener Anlagen in dieser Jahreszeit unmöglich gewesen.

Erst um Mitternacht aus Port-Said abgesegelt, gingen wir nach einer bewegten Fahrt um Mittag des folgenden Tags (3. Mai) vor Jaffa, dem Hafen von Jerusalem, vor Anker bei unruhiger See, die sich in gewaltiger, hochaufspritzender Brandung an den Felsen und Klippen des nur kleinen Fahrzeugen zugänglichen Hafens brach und das Ein- und Ausschiffen zu einer fast lebensgefährlichen Unternehmung machte. Ueberhaupt ist wie im Alterthume und im Mittelalter auch heutigentags die Rhede von Jaffa — eigentlich kann man den Ankerplatz auf offener See kaum Rhede nennen — bei den Seefahrern recht verrufen, und mit Recht, denn häufig genug kostet die Landung bei stürmischem Wetter Menschenleben, oft ist sie ganz unmöglich und die Schiffe müssen ihre Fahrt fortsetzen, ohne ihre für Jaffa bestimmten Passagiere und Güter losgeworden zu sein. Obendrein sind dann noch die Seeleute von Jaffa ihrer Wildheit und Raublust wegen

berüchtigt, und was ich von denselben an Rohheiten und an offenen Raub grenzenden Erpressungen gegen die zu Boot an den Dampfer gesetzten zahlreichen jüdischen Pilger, die aus Jerusalem vom Osterfeste kamen und meistens während der Ueberfahrt in jammervoller Weise an den Schrecken der Seekrankheit litten und wie die verkörperte Todesangst erschienen, habe verüben sehen, stimmte nur allzu sehr zu diesem schlechten Rufe.

Jaffa selbst, das alte Joppe, ist uralt, auch in seiner Bedeutung als Hafenstadt von Jerusalem. Zeitig haben dort die Phönizier Handel getrieben und lange ein werthvolles Emporium gehabt. Aber schwere Schicksale sind im Laufe der Jahrhunderte über die Stadt hinweggegangen und haben von dem alten Jaffa nichts übrig gelassen. Entsprechend seinem Namen, der phönizischen Ursprungs ist und die Anhöhe bedeutet, liegt auch noch das heutige Jaffa auf einer langgezogenen Anhöhe; die Häuser, unter denen mehrere recht stattliche Neubauten ins Auge fallen, stehen, sich auf Terrassen übereinander erhebend, dicht zusammengedrängt; hier und da unterbricht das Grün einer schlanken Palme das monotone Weißgrau dieses Häuserhaufens, welcher sich aber, über die flache Küste hervorragend, mit den bläulich, abends eigenthümlich violett verschwimmenden Bergen Judäas dahinter, doch von der See her höchst stattlich und malerisch präsentirt. Der Verkehr in Jaffa ist trotz der ungünstigen Küstenbeschaffenheit ein sehr lebendiger und hat namentlich in neuester Zeit einen recht erfreulichen Aufschwung genommen. Nach Jerusalem ist es von Jaffa aus nur noch eine starke Tagereise; daher ist es hier denn auch jederzeit, namentlich um Ostern, sehr belebt durch Pilger und Touristen, die von und nach der heiligen Stadt kommen und gehen. Diesem Umstande ist denn auch die Entstehung eines außerhalb der Stadt, inmitten eines freundlichen Gartens gelegenen Hotels zuzuschreiben, das von einem Deutschen gehalten wird und sich eines guten Rufes und lebhaften Zuspruchs von den Reisenden aller Nationalitäten erfreut. Doch ist die Reise nach Jerusalem verhältnißmäßig noch immer eine recht unbequeme und nur zu Pferde zu machen. Die fahrbare Straße nämlich, die

man zur Erleichterung des Verkehrs nach der heiligen Stadt zu bauen unternommen, ist — in der Türkei kann man getrost hinzusetzen natürlich — nicht fertig geworden und befindet sich dermalen in einem solchen Zustande, daß sie selbst für die ausdrücklich für den Verkehr auf ihr gebauten kleinen Wagen nicht mehr ohne Gefahr passirbar ist. Von dem wiederholt erörterten Project einer englischen Gesellschaft, von Jaffa nach Jerusalem eine Eisenbahn zu bauen, ist auch seit lange alles still geworden; damit ist denn auch der in Verbindung damit entworfene Plan, durch Anlegung steinerner Molen bei Jaffa einen geschützten Hafen herzustellen, aufgegeben, sehr zum Schaden des Landes. Neuerdings sollte zwar die Sache von einer französischen Gesellschaft wieder aufgenommen sein, und es hieß sogar, die türkische Regierung habe bereits die nachgesuchte Concession ertheilt: einmal aber kann man solchen Angaben selten Glauben schenken, und dann dürfte man sich auch nach den Erfahrungen, welche man mit den Franzosen in derartigen Angelegenheiten bisher im Orient gemacht hat, — z. B. bei dem Bau der Straße von Beirut nach Damascus, — von der Ausführung dieses Planes durch französische Unternehmer zwar reichen Gewinn für diese, aber keinen besondern Vortheil für das Land und dessen Cultur versprechen. Unter den zur Zeit noch obwaltenden Umständen bleibt daher der Handel Jaffas eigentlich ganz auf die Ausfuhr von Orangen beschränkt. Die Gärten von Jaffa nämlich sind weit und breit berühmt, und die in ihnen in großen Massen gewonnenen Orangen, welche freilich an Feinheit der Schale und Saftreichthum den Vergleich mit den sicilianischen nicht aushalten, werden in ganzen Schiffsladungen nach allen Hafenstädten des Orients, namentlich aber nach Konstantinopel und dann nach Odessa und von dort tief in das Innere Rußlands hinein verführt.

Ein besonderes Interesse nimmt endlich noch die deutsche Colonie in Anspruch, welche in Jaffa entstanden ist, auf demselben Platze und zunächst in denselben Häusern, wo vorher die Mormonen gesessen hatten, und seit einiger Zeit auch in dem weiter nördlich am Fuße des Berges Karmel gelegenen Haifa festen Fuß

gefaßt hat. Diese Colonie ist von einer fast ausschließlich aus Würtembergern bestehenden Sekte, den sogenannten „Templern" gegründet, welche sich unter Leitung ihres Propheten und zugleich auch weltlichen Oberhauptes, des Predigers Hofmann — er ist ein Bruder des verstorbenen berliner Generalsuperintendenten und gehörte seinerzeit durch einen über David Strauß erfochtenen Wahlsieg dem Frankfurter Parlamente als einer der wenigen Vertreter der äußersten kirchlichen Rechten an — dort niedergelassen hat, um im heiligen Lande selbst die nach ihrer Meinung nahe bevorstehende Ankunft des tausendjährigen Reiches zu erwarten. Was mir im Verkehr mit diesen wunderlichen Heiligen und sonst von ihrer Lehre und der Verfassung ihrer Gemeinde bekannt geworden ist, befremdet namentlich durch die eigenthümliche communistische Tendenz, welche sie in Bezug auf die Besitzverhältnisse verfolgen. Das Eigenthum der ganzen Gemeinde ist nämlich der, wie es scheint, ziemlich unumschränkten Verwaltung der kirchlichen Obern anheimgegeben, denen sich die Gläubigen auch sonst, z. B. in Bezug auf die Eheschließung, fast willenlos unterzuordnen scheinen. Eben damals aber war die Schar der Heiligen in ungewöhnlicher Unruhe: zwischen ihren beiden Obern, Hofmann und Hardegg, war ein Conflict ausgebrochen, welcher, wenn ich recht berichtet bin, zur Entsetzung des letztern oder doch der Bedrohung desselben mit Entsetzung geführt hatte und von besorgten Gemüthern bereits als der Anfang zu einem verderblichen Schisma angesehen wurde. Wie es sich mit dem wirthschaftlichen Gedeihen der jetzt etwa 700 Einwohner zählenden Colonie verhält, war nicht recht mit Sicherheit zu ermitteln. Zunächst ist gleich der zur Ansiedelung gewählte Platz, am nördlichen Ende von Jaffa und dann weiter nördlich im Thal des Nahr-el-Aujeh, wo man ein Dorf Namens Sarona gegründet hat, keineswegs günstig: es herrscht dort Fieberluft, und die Colonisten geben selbst zu, viel durch das Fieber zu leiden. Von dem Ackerbau aber verspricht man sich allmählich großen Gewinn; doch hängt das, da es eben gilt das Land erst recht culturfähig zu machen, zumeist mit davon ab, ob die Geldmittel der Sekte

groß genug sind, um noch einige Jahre zuzusetzen. Schlecht scheint es nun mit den Finanzen der Heiligen allerdings nicht zu stehen; wenigstens möchte man eher das Gegentheil schließen aus den großartigen Unternehmungen, in welche sich dieselben eingelassen haben. Sie haben nämlich im südlichen Rußland, namentlich in der Krim, Tausende von Morgen als Weideland gepachtet, ja, mit den Häuptlingen der Bergvölker im Kaukasus stehen sie durch derartige Speculationen in Verbindung. Mein Reisegefährte von Jaffa an war unter andern der Schulmeister von Sarona: er war unterwegs nach Odessa und der Krim, um mit den dortigen Tartarenchans in Rücksicht auf die ungünstige Ernte eine Abänderung des geschlossenen Pachtvertrages zu vereinbaren. Solche weltliche Speculationen stehen denn allerdings zu der Erwartung eines demnächstigen Beginns des tausendjährigen Reiches in einem eigenthümlichen Contraste!

Neuerdings haben sich diese Würtemberger auch in Haifa niedergelassen, und es scheint, als ob diese Colonie, die sich mit ihren saubern Häusern, ihren wohlbestellten Feldern und gutgehaltenen Gärtchen im Vorbeifahren sehr freundlich präsentirt, einem recht fröhlichen Gedeihen entgegengehe. Die Ansiedler haben von Haifa nach dem benachbarten Accon eine gute Fahrstraße gebaut und so ihren Producten einen größern Markt geöffnet. In Haifa will man sich besonders auf den Weinbau legen: am Abhange des dort zum Meere abfallenden Berges Karmel, der auf seinem gerade abgeschnittenen Rücken ein paar altberühmte Klöster trägt, haben die Würtemberger den Morgen Land für ein Medschidje, d. i. etwa zwei Thaler, gekauft und hoffen in drei bis vier Jahren von den dort angelegten Weinpflanzungen einen reichen Ertrag zu gewinnen. Doch habe ich von vielen Seiten das Experiment tadeln hören: rechtes Gedeihen nämlich findet der Weinstock in Syrien überhaupt erst in einer Höhe von 3—4000 Fuß; die Küstenebene ist zum Weinbau viel zu heiß.

Auch sonst habe ich bei Urtheilsfähigen wenig Vertrauen auf die Lebensfähigkeit dieser würtemberger Colonien gefunden. Einmal sind die pecuniären Verhältnisse in Syrien wie in der ganzen

Türkei derartigen Unternehmungen sehr ungünstig. Das Gedeihen solcher erst spät recht Ertrag gebenden Gründungen abzuwarten, braucht man langen und großen Credit: damit aber ist es hier schlecht bestellt, und man kann sich bei Anleihen gelegentlich auf einen Zinsfuß von bis zu 30 Procent gefaßt machen. Dann aber werden die würtemberger Colonien durch ihren religiösen Charakter wesentlich beeinträchtigt: denn ihre Mitglieder setzen sich nicht blos den Mohammedanern, in deren Mitte sie leben, mistrauisch und fast feindselig ablehnend entgegen und nehmen sich damit die Möglichkeit, auf dieselben anregend und bildend zu wirken und einer höhern Cultur Bahn zu brechen, sondern sie stehen mit ihren absonderlichen Glaubenssätzen und ihrer wunderlichen socialen Verfassung und wirthschaftlichen Ordnung auch den übrigen Christen im Lande als Fremdlinge gegenüber, und entziehen sich selbst auf diese Weise die mächtigste und auf die Dauer doch geradezu unentbehrliche Unterstützung. Nach allem, was ich gehört und gesehen habe, möchte ich annehmen, daß diese würtemberger Colonien, streifen sie ihren besondern religiösen Charakter ab, allmählich erblühen und für das der Cultur so bedürftige Land zu einem reichen Segen werden können; ohne das aber werden sie in etlichen Jahren zu Grunde gegangen sein.

Volle vierundzwanzig Stunden lagen wir vor Jaffa vor Anker, denn die sehr unruhige See machte die Ausladung der für Jaffa bestimmten und das Einnehmen der von dort aufgegebenen Güter und Waaren zu einem sehr mühseligen und zeitraubenden Geschäfte. Dies ist überhaupt ein Uebelstand in dem Betriebe des Dampfschiffverkehrs durch den Lloyd in diesen Gewässern. Aus der großen Masse der Deckpassagiere und der Fracht für den Gütertransport zieht der Lloyd seine Haupteinnahme. Daher richtet sich alles nach diesen und die Küstenfahrten dauern ziemlich das Doppelte von der Zeit, die bei einiger Pünktlichkeit und Schnelligkeit im Betriebe erforderlich wäre. Reichlich die Hälfte, oft mehr von der Zeit, die man auf diesen Touren überhaupt unterwegs ist, liegt man still. Obendrein fahren die Lloydschiffe dann noch sehr langsam: um Kohlen zu sparen dürfen sie nicht

mehr als höchstens acht Knoten die Stunde machen, und selbst hinter diesem sehr bescheidenen Satze bleiben sie für gewöhnlich noch weit zurück. So gingen denn auch wir erst mehr als vierundzwanzig Stunden nach dem Zeitpunkt, wo wir schon hätten in Beirut sein müssen, von Jaffa aus in See. Bei der Fahrt nordwärts die syrische Küste entlang, behält man diese fortdauernd im Auge: es ist die Ebene von Saron, die sich hier zwischen dem Gebirge und dem Meere ausdehnt. Besondere Reize entfaltet dieselbe gerade nicht. Nur ganz in der Ferne tauchen ab und zu die bläulich umdunsteten Berge von Judäa auf; die Küste selbst ist flach, sandig, hier und da mit dünenartigen Hügeln besetzt; Grün ist nur spärlich vorhanden; aber von Zeit zu Zeit erblickt man die wie graue Steinhaufen aussehenden Hütten eines Dorfs. Verhältnißmäßig zahlreich dagegen sind die Ruinen von Burgen, die meistens bis in die Zeiten der Kreuzfahrer hinaufreichen. Bald hinter Jaffa tritt der Nahr-el-Aujeh zwischen zwei grünbestandenen Hügeln in das Meer: in seinem Thal sieht man die Häuser der würtembergischen Ansiedelung Sarona. Weiter nordwärts erblickt man dann auf einer Anhöhe von der Sonne grell beleuchtet, weißschimmernd die Ruinen von Arsuf, dabei die Kuppel einer kleinen Moschee und ein Minaret. Arsuf ist das alte Apollonia und hat dann in den Zeiten der Kreuzzüge als wichtige Küstenfestung eine Rolle gespielt. Schon 1099 wurde die Burg durch Gottfried von Bouillon vergeblich belagert: die Besatzung, von dem habgierigen Grafen Raimund, dem Neider Gottfried's, heimlich aufgestachelt, leistete erfolgreich Widerstand; doch mußte sie bald danach durch Tributzahlung weitere Bedrohung abkaufen. Der Bruch dieses Vertrags durch die Araber machte bald eine neue Belagerung Arsufs nothwendig: aber trotz der gewaltigen Maschinen, welche die Ritter errichteten, sahen sich dieselben, als eins ihrer Angriffswerke verbrannt und eine Anzahl der Ihrigen dabei jämmerlich umgekommen war, zur Aufhebung der Belagerung genöthigt. Erst 1101 gelang es König Balduin I. mit Hülfe der Pisaner und Genuesen die feste Burg nach drei-

tägiger Berennung von der Land- und Seeseite her zur Uebergabe zu nöthigen; die tapfere Besatzung durfte mit dem, was sie von ihrer Habe selbst tragen konnte, ungekränkt nach Askalon abziehen. Neunzig Jahre später, 1191, erfochten die Kreuzfahrer unter König Richard Löwenherz von England in der Nähe bei Arsuf, in den die Stadt damals umgebenden Gärten, nach anfänglicher harter Bedrängniß einen glänzenden Sieg über ein mohammedanisches Heer, das sie unter des gefürchteten Saladin eigener Führung während des Marsches überfallen hatte. Später war es eine der festesten Burgen des Hospitaliterordens, wurde aber 1265 nach tapferer Vertheidigung von dem Mameluken Bibars genommen und zerstört.

Auch nördlich von Arsuf behält die Gegend im allgemeinen den geschilderten Charakter: die Küste ist flach, an einzelnen Stellen überrascht die tief rothbraune Färbung des Dünensandes; zuweilen sieht man tiefer landeinwärts, und da bietet sich dem Blicke eine hügelige, gut angebaute, fruchtbare Landschaft dar. Nördlich von Cäsarea, dessen mächtige Trümmerstätte man weiterhin sieht, das einst eine reich blühende Stadt und namentlich nach dem Falle Jerusalems die prächtige Hauptstadt Palästinas war, heute aber völlig verödet liegt und ganz unbewohnt ist, wird die Küstenebene allmählich schmaler; der Zug, der späterhin als Berg Karmel bis dicht an das Meer vorspringt, löst sich aus der Gesammtheit des Berglandes und zieht sich, von niederm Gestrüpp mit freundlichem Grün bedeckt, scharf gegen Nordwesten; schon aus weiter Ferne erblickt man auf der Höhe des Karmel die Gebäude des altberühmten Klosters, welches der Berg auf seiner nordwestlichen Spitze trägt. Halbwegs dahin von Kaisariyeh, so heißt heute die Ruinenstadt Cäsarea, erblickt man am Meere das noch jetzt sich burgartig präsentirende Athlit: es ist das vielberühmte Castellum peregrinorum der Kreuzfahrer. Diese fränkische Benennung ist übrigens strenggenommen nichts als eine Uebersetzung des einheimischen Namens: Athlit nämlich, ein syrisches Wort oder doch syrischen Ursprungs, heißt das Castell, die

Festung. Athlit[1], das an einem wichtigen, für den Verkehr längs der Küste und nach Jerusalem hin sehr wichtigen Passe liegt, und daher auch unter dem Namen Détroit vorkommt, ist unfraglich sehr alten Ursprungs und verdankt seine fränkische Benennung mit der Bedeutung, welche es für den Schutz der dieses Wegs ziehenden Pilgerscharen hatte. Doch scheint es später als fester Platz aufgegeben zu sein. Denn 1218 bauten die Tempelherren gemeinsam mit den Rittern des deutschen Ordens und einigen fremden Kreuzfahrern die in Trümmern liegende Burg von neuem auf, um dort bis zu der damals noch immer gehofften Wiedergewinnung von Jerusalem ihren Hauptsitz aufzuschlagen, wozu Athlit sich sowol durch seine Lage in einer fruchtbaren Ebene, wie namentlich durch die dabei befindliche treffliche Ankerstätte besonders empfahl. Bereits 1220 hatte die neuerstandene Veste eine gefährliche Belagerung durch Moaddhem, den Sultan von Damascus, zu bestehen: doch schlug die tapfere Besatzung den gewaltsamen Angriff der feindlichen Uebermacht glücklich ab. Nach der Katastrophe aber, welche 1291 mit dem Falle von Accon eintrat, war wie alle andern festen Plätze auch Athlit nicht mehr zu behaupten. Athlit war aber mit Tortosa der letzte Punkt, den die Christen besetzt hielten; ihr Abzug von dort vollendete die Räumung des heiligen Landes, das nun ganz in der Gewalt der Ungläubigen war.[2]

Der Abend war bereits hereingebrochen, als wir das von dem bis hart an das Meer abfallenden Karmel gebildete Cap umfuhren und vor Haifa vor Anker gingen. Die Ein- und Ausschiffung der Passagiere und Güter bei unsicherm Laternenschein, das Gewirre der sich um den Dampfer drängenden Boote,

---

[1] Ueber die Befestigungen von Athlit vgl. G. Rey, Etude sur les Monuments de l'architecture militaire des croisés en Syrie (Paris 1871. Collection des documents inédits sur l'histoire de France), 93 fg.

[2] Vgl. Marin. Sanut. Epimetr. bei Tafel und Thomas, Urkunden zur ältern Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig, II, 411 (Fontes rer. Austriac. XII); von neuern beschreiben Athlit Mariti 2, 293—96 und Travels of Lady Hester Stanhope I, 243—44.

laute Durcheinanderrufen in den rauhen Lauten der arabischen
rache — das alles vereinigte sich zu einem beinahe phantastisch
nennenden nächtlichen Bilde, zu dem das echte Schwäbisch der
ılreichen Würtemberger, die hier an Bord kamen, einen ganz
jenthümlichen Contrast bildete.

Zum Glück dauerte der Aufenthalt in Haifa wenigstens
cht lange; noch an demselben Abend setzten wir die Fahrt nach
orden fort. Accon und das Vorgebirge Ras-en-Nakura
nd die malerischen weißen Felsbildungen bei Ras-el-Abiad
nd die dort beginnende eigentlich phönizische Küste, sowie auch
'yrus und Sidon, die als das Ziel meiner Reise ich besonders
ı sehen begehrte, passirten wir noch während der Nacht und be-
anden uns in der Frühe des 5. Mai auf der Höhe von Bei-
ut. Der Anblick der Küste gewährt einen herrlichen Genuß.
)er Libanon tritt dicht an das Meer heran und begleitet dasselbe
: malerischen, schön geschwungenen Linien, und seine schnee-
deckten Gipfel begrüßen, im Glanze der Morgensonne funkelnd,
n abendländischen Ankömmling. Je mehr man sich Beirut nä-
rt, um so reicher angebaut ist die Küste und der Abhang des
ebirges. Dorf reiht sich an Dorf. Ueber Erwarten herrlich
er ist das Panorama, das sich vor unsern Blicken eröffnet,
nn der Dampfer Ras-Beirut passirt hat und in die geschützte,
ch Norden hin geöffnete Bucht von Beirut einläuft. In einem
valtigen Bogen amphitheatralisch aufsteigend, reich an stattlichen
ubauten, voller Gärten, überragt von dem mächtigen Libanon,
sen Abhänge von zahlreichen Dörfern, Maulbeer- und Wein-
anzungen bedeckt sind — so lag Beirut in der strahlenden
orgensonne vor uns, eins der schönsten Städtebilder, das ich je
ehen. Und freundlich grüßt hier den Europäer auch die abend-
ıdische Cultur. In dem hochgelegenen westlichen Theile der
adt, nach dem Vorgebirge Ras-Beirut zu, erhebt sich das statt-
ye Gebäude der amerikanischen medicinischen Schule, weiterhin
s außerordentlich segensreich wirkende, von kaiserswerther Dia-
iissinnen geleitete deutsche Johanniterhospital; in der Mitte der
adt, die von einem umfangreichen neuen Castell beherrscht wird,

sieht man die stattlichen Gebäude der englischen Missionsschule, während die malerische Ruine des in Trümmern liegenden kleinen Hafencastells an die wechselnden Schicksale und die einstige Verwüstung der jetzt wieder in freudigstem Aufblühen begriffenen Stadt gemahnen kann.

Der Anker rollte nieder. Durch die Menge der das Schiff umdrängenden Boote arbeitet sich eins mit der in der Fremde doppelt freudig begrüßten deutschen Flagge geschmückt: ein deutsches Willkommen tönt uns entgegen, und bald betreten wir unter dem Schutze des deutschen Consulats das feste Land. Wir sind in Phönizien.

II.

Beirut.

So freundlich die schmucke Stadt zu längerer Rast einlud und so gastlicher Empfang uns willkommen hieß, für diesmal durfte in Beirut nicht eine Stunde länger verweilt werden, als die unerlaßlichen Vorbereitungen zur Weiterreise erforderten. Denn die verhältnißmäßig schon weit vorgerückte Jahreszeit, aus welcher dem Unternehmen, das uns in das Land geführt hatte, bald allerhand Schwierigkeiten erwachsen konnten, mahnte dringend zu schleunigem Aufbruch. Die kurze Zeit, welche uns blieb, wurde, um doch gleich etwas von dem Lande und seinen historischen Denkmälern kennen zu lernen, zu einem Ausfluge nach dem Lykosflusse, dem heutigen Nahr-el-Kelb, d. i. Hundsfluß, benutzt, welcher etwa drei Stunden nördlich von Beirut durch eine malerische Gebirgsschlucht nach der Küste durchbrechend in das Meer fällt.

Nachdem man die Stadt, in welcher einen ein außerordentlich buntes, dem Neuling unendlich interessantes Leben umschwirrt, jedoch vielfach mit abendländischen Elementen gemischt, verlassen und die weithin zerstreute Vorstadt hinter sich hat, geht der Weg nordwärts längere Zeit zwischen üppigen, reich bewässerten Gärten, die von gewaltigen Cactushecken eingefaßt sind, in denen die allergroteskesten Bildungen dem Auge und der Phantasie unerschöpfliche Beschäftigung darbieten. An den schnell ansteigenden Höhen des Libanon, den man dicht zur Rechten hat, kann man

weithinauf Maulbeerpflanzungen verfolgen: diese werden in der ganzen Gegend besonders eifrig cultivirt. Zahlreiche Dörfer, mit ihren grauen, sich von dem Gestein nur wenig abhebenden Häusern wie Schwalbennester an den Abhang geklebt, liegen bis hoch hinauf über das Gebirge zerstreut. Auf einsamer Höhe sieht man hier und da die dürftigen Gebäude eines Maronitenklosters: an solchen nämlich ist der Libanon überreich, und es gibt wol keine kirchliche Gemeinschaft, bei der das Mönch- und Nonnenthum und das Klosterwesen eine so bedeutende Rolle spielt wie bei den Maroniten, welche sich auch heute noch vornehmlich durch ihre fast beispiellose Anhänglichkeit an den römischen Stuhl und den unbedingtesten Gehorsam gegen ihre Priester charakterisiren.[1] Ueberragt und abgeschlossen wird das ganze malerische Bild auf der Seite nach Nordosten von dem hochaufsteigenden, hier und da noch mit Schnee bedeckten Gipfel des schroff ausgezackten Sannin, des zweithöchsten Gipfels des Libanon (7772 Fuß). Zur Linken aber braust das Meer in schönem Wellenschlag gegen den sandigen Strand, die Hufe der munter dahintrabenden Pferde bespritzend.

Der Beirutfluß, der Magoras der Alten, in dessen Bett sich freilich um diese Jahreszeit nur wenig Wasser findet, dann einige kleinere, vom Gebirge dem Meere zueilende Bäche werden durchritten. Große Trupps von Maulthieren und Eseln, lange Reihen von Kamelen begegnen uns, mit allerhand Producten des Gebirges beladen, die sie dem belebten Markte von Beirut zuführen. Gegen die Mündung des Nahr-el-Kelb, des alten Lykosflusses, treten die Ausläufer des Libanon bis unmittelbar an das Meer heran. Dort sind englische Ingenieure mit dem Bau der Werke beschäftigt, durch welche das klare und gesunde Wasser des Flusses nach Beirut hingeleitet werden soll, um durch Pumpwerke in mehrere hochgelegene Bassins gehoben und von da aus in alle Theile der Stadt und bis in die Häuser hinauf vertheilt zu werden. Es ist das ein Unternehmen, welches eine mit dem steten

[1] Vgl. Robinson, Palästina, III, 744.

Wachsthum Beiruts immer brennender gewordene Frage endlich lösen wird und für die Stadt zu einem reichen Segen zu werden verspricht. Denn bisher hat das moderne Beirut der üblichen Deutung seines Namens, „die Stadt der Brunnen", wenig Ehre gemacht. Allerdings hat das Wasser der „Brunnen" auf dem Vorgebirge von Beirut bisher für die Stadt ausgereicht, wird aber, wenn es in der einzigen, aus der Zeit Fakhr-ed-dins herstammenden Wasserleitung knapp wird, für den Armen unerschwinglich theuer, weil die Zahl der Esel und anderer Lastthiere nicht ausreicht. Diese alte Wasserleitung (kanawat) besteht aus einem ganzen System von unterirdisch untereinander zu einer Leitung verbundenen Brunnen, deren angeblich mehr als siebzig vorhanden sind. Diese Art Wasser zu Leitungen zu sammeln ist uralt und findet sich auf Cypern, in Syrien und Mesopotamien vor. Uebrigens ist der Boden um Beirut so wasserreich, daß man auf den sandigen Strecken des Strandes nur einige wenige Zoll tiefe Gruben zu graben braucht, um sofort reines, frisches Wasser zu haben; denn diese Gruben füllen sich schnell und immer wieder. Aber diese Art Wasser zu beschaffen ist zeitraubend und wegen des Transportes kostbar.[1] Daher ist dieses englische Unternehmen außerordentlich dankenswerth. Dasselbe hat übrigens zur Entdeckung bisher nur theilweise bekannter, sehr merkwürdiger Höhlen im Innern des Gebirges geführt. In der Länge von 250 Yards ziehen sich dieselben hin, von einer mächtigen Wasserader durchflossen, hier und da zu stattlichen, saalartigen, gewölbten Hallen erweitert, mit einigen seeähnlichen Wasserbecken. In dem hart am Meere errichteten Blockhause der englischen Ingenieure, das scherzhafter-, aber sehr bezeichnenderweise die Arche genannt wird, wurden wir von dem Leiter des Baues, Herrn Maxwell, gastlich aufgenommen und setzten, durch ein gutes Frühstück gestärkt, den Ritt nach dem Lykosflusse fort. Nach Uebersteigung eines steilen, auf treppenartigen Pfaden nur mühsam

---

[1] Mittheilung des Generalconsuls Herrn Weber zu Beirut, zur Zeit deutscher Ministerresident in Tanger (Marokko).

passirbaren Felsenvorsprungs langten wir an der Mündung des Flusses an; in einem dort befindlichen dürftigen Khan genossen wir zum ersten male den landesüblichen türkischen Kaffee.

Die Stelle ist in landschaftlicher Hinsicht außerordentlich malerisch, zugleich aber auch außerordentlich interessant wegen des Einblicks, welchen einige an ihr dicht zusammengedrängte Denkmäler weit rückwärts in die geschichtliche Vergangenheit des Landes eröffnen. Das Gebirge drängt sich hier dicht bis an und fast in das Meer vor; die von Beirut her führende Straße ist mühsam aus dem schwärzlich grauen Fels herausgesprengt und schwebt, sich bald etwas hebend, bald senkend, über der köstlich blauen, mit weißem Gischt unten anbrandenden See. Wie ein gewaltiger Spalt öffnet sich die von mächtigen Felsenwänden eingeschlossene dunkele Schlucht, durch welche der Nahr-el-Kelb mit wildem Brausen dem Meere zueilt. Eine Brücke setzt in hochgewölbtem Bogen über den Fluß; jenseits windet sich die Straße in mannichfachen Zickzacklinien hinauf in die höhern Regionen des in erhabenem Schweigen daliegenden Libanon, dessen zackige Gipfel bis in die Wolken hinaufragen.

Zehn Meter etwa über jenem Treppenpfade, über den man nach der Brücke und der Flußmündung hinabsteigt, da, wo in dem verwitterten Fels die Spuren einer uralten Straße nach dem Lykosflusse erkennbar sind, befinden sich jene berühmten Bildwerke und Inschriften, durch welche erst der große Sesostris der staunenden Nachwelt die Kunde von seinen bis hierher ausgedehnten siegreichen Eroberungszügen hat übermitteln wollen und denen dann in späteren Zeiten assyrische Herrscher ihre Siegerbildnisse zugesellt haben. Freilich sind im Laufe der Jahrtausende diese Sculpturen arg mitgenommen und fast bis zur Unkenntlichkeit verwittert. Die drei ägyptischen Tafeln befanden sich nebeneinander, durch gleiche Zwischenräume voneinander getrennt; auf ihnen sind die Sculpturen tief eingegraben, doch nur noch theilweise mit Sicherheit zu erkennen. Auf der einen vermag man selbst die Umrisse nicht mehr bestimmt zu fixiren; auf der zweiten, welche einen opfernden Herrscher darstellt, ist von unsern

Aegyptologen der Name des Ramses bestimmt erkannt worden; die dritte zeigt den König, wie er eben einem besiegten Feinde das Haupt abschlagen will. Unmittelbar nun neben diesen ägyptischen Denkmälern, sich der Größe derselben genau anpassend und so zwischen sie geordnet, daß eine zusammenhängende Gruppe von im ganzen sechs Tafeln entstanden ist, befinden sich drei andere Tafeln. Die Ausdeutung dieser assyrischen Denkmäler — denn assyrisch sind sie und nicht, wie der Typus der Darstellung auf den ersten Blick vermuthen lassen möchte, persisch — und eine sichere Entzifferung der ihnen beigegebenen Inschriften ist bisher noch nicht gelungen. Ebenso steht es mit drei andern assyrischen Bildtafeln, welche von jener Gruppe von sechs Tafeln gesondert etwas weiter die Höhe hinauf sich befinden. Auf allen diesen sechs Tafeln erblickt man meistens unter einer runden Wölbung, immer in derselben Haltung, eine aufrechtstehende Königsfigur: ob damit immer ein und derselbe assyrische Herrscher und welcher, oder ob verschiedene Assyrierkönige dargestellt sein sollen, vermag man nicht zu entscheiden. Auch sind diese assyrischen Sculpturen sehr viel schlechter erhalten als die ägyptischen: sie sind nicht wie jene eingegraben, sondern im Basrelief gearbeitet und haben auch des Schutzes entbehrt, der den ägyptischen durch steinerne Vorsatzthüren bereitet war: die eisernen Angeln, in denen sich dieselben bewegten, sind noch erhalten. Was endlich die Frage angeht, was eigentlich diese spätere Neben- und Zwischenordnung der assyrischen Königsbilder in die Gruppe der ältern ägyptischen bezweckt habe, so vermag man auch darauf keine sichere Antwort zu geben; doch kann man sich dabei füglich keine andere Absicht als maßgebend denken als die, durch die Hinzufügung der assyrischen Königsbilder den in jenen altägyptischen Sculpturen für Ramses-Sesostris verkündeten Ruhm als diesem nicht allein gebührend zu bezeichnen, sondern mit für den Assyrierkönig in Anspruch zu nehmen, dessen Herrschaft ja zeitweise ebenfalls bis in diese Regionen ausgedehnt gewesen ist.[1]

---

[1] Vgl. Lepsius, Notice sur les basreliefs égyptiens et persans de

Aus der Zeit der ägyptischen Erobererzüge und dann der der assyrischen Herrschaft werden wir durch andere, an derselben Stelle befindliche Denkmäler in die letzten glücklichen Zeiten des römischen Kaiserthums versetzt. Denn die Straße selbst, auf der wir den Nahr-el-Kelb erreichten, ist deutlich als ein römischer Straßenbau erkennbar: selbst das römische Pflaster hat sich an einzelnen Stellen noch in größern Zusammenhängen erhalten. Die Passage über die dicht an das Meer vorspringenden Felsen nach dem Flusse hin hat nur durch Wegsprengung des Gesteins gewonnen werden können. Das ist das Werk, durch welches Kaiser Antoninus während der letzten Jahre seiner segensreichen Regierung sich um diese Landschaft ein großes Verdienst erworben und seinen Namen unsterblich gemacht hat. Als Via Antoniniana wird der Weg gekennzeichnet durch eine in den Fels selbst gearbeitete, wohlerhaltene Inschrift. Zuerst **Maundrell**, der 1696 auf seiner Reise von Aleppo nach Jerusalem dieses Wegs gezogen, hat die auch heute noch deutlich lesbare Inschrift copirt.[1] Dieselbe lautet:

IMP: CAES: M: AURELIUS
ANTONINUS PIUS FELIX AUGUSTUS
PARTH: MAX: BRIT: GERM: MAXIMUS
PONTIFEX MAXIMUS
MONTIBUS IMMINENTIBUS
LYCO FLUMINI CAESIS VIAM DILATAVIT
PER (absichtlich ausgemeißelt)
ANTONIANAM SUAM.

Beirut en Syrie (Rom 1838), und im Bulletino dell' Instituto archeologico (1837), p. 134. v. Wildenbruch, in den Monatsberichten der Berliner Geographischen Gesellschaft (1844), N. F., I, 85 fg. Robinson, Neuere biblische Forschungen in Palästina, S. 808 fg. Movers, Die Phönizier II, I, 280 fg., will die Bildwerke nicht als ägyptisch gelten lassen, sondern sieht in ihnen **assyrische** Zeugnisse. Vgl. J. Braun, Geschichte der Kunst (2. Ausg.), I, 502—3. Das ganze Material ist zusammengestellt bei Ritter, Erdkunde, XVII, I, 531 fg.

[1] p. 59—60 der französischen Ausgabe. Pococke III, 272 fg. gibt (1737) nichts Neues.

Weiter die Höhe hinauf findet sich eine zweite, weniger gut erhaltene Inschrift:

INVICTE IMP. ANTONINE P: FELIX AUG:
MULTIS ANNIS IMPERA.[1]

In der Nähe der Straße finden sich dann ferner die Reste einer römischen Wasserleitung: die stattlichen Bogen derselben, welche Pococke (1737) noch weithin verfolgen konnte, liegen heute freilich in Trümmern.[2]

Die hochgewölbte Brücke, unter welcher der Nahr-el-Kelb infolge des ungewöhnlich reichen Schneefalls im Gebirge während des letzten Winters sehr reichliche Wassermassen dem nahen Meere zuwälzte, ist in ihrem jetzigen Bestande ein modernes Werk, wenn die Tradition sie auch wie alle ähnlichen Nutzbauten in diesem Theile der syrischen Küstenlandschaft dem noch immer als ein Wohlthäter des Landes gepriesenen Fakhr-ed-din, dem berühmten Drusenhäuptlinge des 16. und 17. Jahrhunderts, zuschreibt. Aber eine mächtige Inschriftentafel am Fuße der Brücke bezeugt in schwer leserlichen arabischen Schriftzügen, daß die Brücke zuerst von Sultan Selim I., dem 1520 gestorbenen Eroberer Syriens und Aegyptens, errichtet worden ist.

Welche Perspective in die Vergangenheit eröffnen diese Monumente! An welche gewaltigen Völkerstürme, die über dieses alte Culturland dahingebraust sind, gemahnen die hier in Stein verewigten Namen! Im Gegensatze dazu macht es denn einen recht kläglich lächerlichen Eindruck zu sehen, daß die Lorbern der ägyptischen und assyrischen Eroberer, eines Ramses-Sesostris und Sanherib, eines Antoninus Pius und Selim die Vertreter der vorzugsweise sogenannten „großen" Nation der Gegenwart nicht haben schlafen lassen. Neben den Gedenktafeln der Aegypter und der Assyrier findet sich, ganz in den gleichen Dimensionen gehal-

[1] Auch Robinson, Neuere biblische Forschungen in Palästina, S. 807, gibt eine Copie.

[2] Pococke III, 272.

ten, eine moderne französische Inschrift, durch welche die Führer des französischen Corps, welches 1860 infolge der Christenmassacres zur Occupation nach Syrien geschickt war, ihres Kaisers und ihre eigenen unsterblichen Namen künftigen Jahrtausenden zu übermitteln gedacht haben: unter den da verzeichneten Namen liest man auch den des „Général Ducrot, Commandant de l'infanterie." Im eigentlichsten Sinne des Wortes ist es hier doch von dem Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt.

Ueber die Besichtigung dieser merkwürdigen Alterthümer an der Mündung des Nahr-el-Kelb war die Zeit verhältnißmäßig schon weit vorgerückt. Möglichst schnell wurde der Rückweg gemacht, da die wenigen uns noch zugemessenen Stunden zu den umfänglichen Vorbereitungen, welche für die am andern Tage anzutretende Reise nach Tyrus und den möglicherweise ja wochenlang dauernden Aufenthalt daselbst getroffen werden mußten, kaum auszureichen drohten. Dabei war der Rückweg höchst genußreich, weil man sich während desselben des vollen Blicks auf die in weitem Halbkreise am Meere hingelagerte und zugleich das Gebirge hinaufsteigende Stadt erfreuen kann. Nach scharfem Ritt in die Stadt zurückgekehrt, fanden wir dort bereits eine Einladung vor zu dem Gouverneur von Beirut, Ibrahim-Pascha, und eilten derselben durch Abstattung einer Visite in dem Serail, dem Regierungsgebäude, Folge zu leisten. In Ibrahim-Pascha lernten wir einen wohlwollenden, dabei auch der abendländischen Bildung keineswegs fremden Mann kennen, welcher auch für unser besonderes Unternehmen mehr Interesse und namentlich auch mehr Verständniß zeigte, als ich es sonst bei irgendeinem der höhern Beamten dortzulande gefunden habe, und welcher, was gleichfalls dort eine Seltenheit und für uns das wichtigste war, seinen höflichen und theilnehmenden Worten — er spricht geläufig französisch — auch wirklich die entsprechenden Handlungen hat folgen lassen. Bekanntlich kann man das namentlich höhern türkischen Beamten nur sehr ausnahmsweise einmal nachrühmen: Ibrahim-Pascha jedoch habe ich bei den mehrfachen Berührungen, in die ich auch späterhin noch mit ihm gekommen bin, immer gleich

gefällig und gleich bereit unsere Sache zu fördern und in der Erfüllung gemachter Zusagen gleich zuverlässig gefunden.

Der Abend sah uns mit theilnehmenden Landsleuten unter dem gastlichen Dache des deutschen Consulats vereinigt; am andern Morgen traten wir den Ritt nach Sidon und Tyrus an.

Unter diesen Umständen habe ich von Beirut selbst während dieses ersten, nur vierundzwanzigstündigen Aufenthalts nur wenig kennen gelernt; später aber habe ich das Versäumte unter den behaglichsten Umständen und der sachkundigsten Anleitung reichlich nachholen können und seitdem eine besondere Vorliebe gerade für diese Stadt gewonnen. So aber wird das bei längerm Verweilen wol schließlich einem jeden gehen. Denn schon die Lage von Beirut ist herrlich, und immer von neuem weidet man sich an dem köstlichen, mit jedem Wechsel des Standpunkts sich neu gestaltenden, durch andere Gruppirung und durch andere Verschiebung immer neue Reize enthüllenden Panorama, welches auf der einen Seite durch die abends oft in den wunderbarsten Tinten schimmernden Berge des Libanon, auf der andern von dem azurblauen, lichtstrahlenden Meere umrahmt wird. An Denkmälern der Vorzeit zwar ist Beirut ärmer als seine Schwesterstädte Sidon und Tyrus, seine Geschichte aber ist nicht minder wechselvoll und bewegt: diese durch den langen Lauf vieler Jahrhunderte verfolgend, gewinnt man zugleich einen Ueberblick über den merkwürdigen Entwickelungsgang, den diese ganze nordphönizische Küstenlandschaft durchgemacht hat, und lernt von da aus denn auch erst die eigenthümlichen Verhältnisse der Gegenwart genauer verstehen.

In den ältesten Zeiten gehörte Beirut[1] nebst dem ihm nördlich benachbarten Byblus[2], dem Hauptsitze des syrophönizischen Adoniscultus[3], dem Stamme der Gibliter an, einem

[1] Βηρυτός, Beroë, Berut, Baruthum, Barut, Baurin sind die Variationen des Namens.

[2] Jetzt Dschibeil.

[3] Vgl. Movers, Die Phönizier, I, 191, 235.

Fremdling inmitten der die phönizische Küstenlandschaft bewohnenden Kanaaniter.[1] Gegen das mächtige Sidon hin bildete der Tamyrasfluß, der heutige Nahr-Damur, die Südgrenze; später aber ist auch hier der Einfluß der überlegenen phönizischen Cultur maßgebend geworden, durch ihn sind die Gibliter zu Phöniziern, ist Beirut so gut wie Byblos zu einer durchaus phönizischen Stadt geworden. Ja, in der ältesten, freilich für uns fast ganz von dem Dunkel der Sage verhüllten Periode der phönizischen Geschichte haben Beirut und Byblos sogar den hervorragendsten Platz unter den phönizischen Städten eingenommen, eine Thatsache, die sich auch darin noch wiederspiegelt, daß der in der Mythe als der Gründer von Beirut und Byblos geehrte und dort als Landesgott besonders angesehene El oder Kronos als der Ahnherr aller übrigen phönizischen Götter galt. Der Name von Beirut wird verschieden erklärt: wahrscheinlich ist er mit dem hebräischen בְּר, der Brunnen, verwandt, und würde demnach die Stadt als die der Brunnen, als die an Brunnen reiche bezeichnen. Doch könnte man allerdings auch an Beroth, die der Venus-Astarte verwandte Göttin des Libanon denken, welche unter der Gestalt der im Libanon heimischen Cypresse verehrt wurde.[2] Der erstern Ableitung möchte man allerdings entgegenhalten, daß die Stadt Beirut in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit zu dem Namen einer Brunnenstadt eigentlich nur sehr wenig oder gar keinen Anlaß gibt.[3] Selbstverständlich aber schließt das ja nicht aus, daß dieselbe im Alterthum sehr reich an Brunnen gewesen ist und daß die spätere Wasserarmuth wie so häufig erst mit der Verödung der Gegend, namentlich der Entwaldung des Libanon, und dann auch durch die häufigen Erdbeben veranlaßt, allmählich eingetreten ist. Daß früher für die Wasserversorgung von Beirut sehr viel geschehen ist, zeigen die in der Gegend vorhandenen Reste zum Theil sehr stattlicher Aquäducte; des einen

---

[1] Movers, Die Phönizier, II, 1.

[2] Movers, a. a. O., I, 575 fg., 584 fg.

[3] S. oben S. 47.

am Nahr-el-Kelb, der zur Bewässerung der dortigen Küstenebene bestimmt gewesen zu sein scheint, ist schon Erwähnung gethan[1]; ein zweiter findet sich einige Stunden von der Stadt im Thal des Nahr-Beirut, des alten Magoras, hinauf und präsentirt sich mit seinen in zwei Etagen übereinander geordneten Bogenreihen als ein sehr stattlicher Bau.[2] Auch gedenkt noch Maundrell (1696)[3] der zahlreichen, durch die ganze Stadt vertheilten Quellen, welche aus den Bergen kommen und durch die die Stadt mit zahlreichen schönen Fontainen versehen ist.

Aus der eigentlich phönizischen Periode wissen wir nichts Näheres von den wechselnden Schicksalen Beiruts. Daß bis hierher, wenn auch nur vorübergehend, die Macht der großen ägyptischen und assyrischen Eroberer gereicht hat, zeigen die Denkmäler am Nahr-el-Kelb. Mit dem übrigen Phönizien kam Beirut dann unter die leicht zu tragende Herrschaft der Perser und später Alexander's des Großen. Längere Zeit schwankte es dann, auch hierin das Schicksal ganz Phöniziens theilend, zwischen der Herrschaft der Ptolemäer von Aegypten und der Seleuciden von Syrien; erst Antiochus der Große gewann Beirut, in der Nähe desselben glücklich gegen die Aegypter fechtend[4], zu Ende des 3. Jahrhunderts v. Ch. dauernd für das Syrische Reich. Der schnelle Verfall dieses letztern jedoch brachte auch Beirut Schaden. Ein Usurpator, Diodotus Tryphon[5], der sich 140—138 v. Ch. der Herrschaft über einen Theil von Syrien bemächtigte, zerstörte die Stadt vollständig. Nicht lange danach kam Syrien unter die Gewalt des weltherrschenden Rom: damit begann für das schnell wieder aus den Trümmern erstandene Beirut eine neue Glanzzeit. Die Stadt, deren hohe Bedeutung Männern wie Cäsar und Augustus nicht entgehen konnte, wurde sogar besonders begünstigt und sorgsam in ihrer Entwickelung gepflegt: sie erfuhr

[1] S. 51.
[2] Er wird schlechtweg el-Kanthara, d. i. die Brücke, genannt.
[3] Maundrell, a. a. O., S. 64.
[4] Polybius, V, 61.
[5] Josephi Antiquit, XIII, 7, 2. Vgl. Strabo XIV, 668; XVI, 752.

eine Erweiterung ihres Gebiets und wurde unter dem Namen Julia Augusta Felix zur römischen Colonie mit italischem Rechte erhoben. Namentlich entwickelte sich Beirut, nachdem es kaum erst wieder aus den Trümmern erstanden war, auch äußerlich zu einer prächtigen, reichgeschmückten Stadt in der Zeit, wo der jüdische König Herodes Agrippa I. es zum Sitze seines weichlichen, orientalischen und römischen Luxus verschmelzenden Lustlebens machte.[1] Ein prachtvolles Theater und Amphitheater, welches letztere durch das blutige Schauspiel eines von 700 Verbrechern ausgeführten Gladiatorenkampfes eingeweiht wurde, dann stattliche Säulenhallen und kostbar ausgestattete Bäder richtete Herodes Agrippa damals in Beirut her. Die Stadt scheint den Rang, zu welchem sie durch ihren Gönner erhoben war, auch nach dessen im Jahre 44 n. Chr. erfolgten Tode behauptet zu haben: in den von Agrippa hergerichteten Räumen fanden nach der Zerstörung Jerusalems die glänzenden Kampfspiele statt, durch welche Titus mit dem siegreichen Heere den Geburtstag seines inzwischen auf den Thron der Cäsaren erhobenen Vaters Vespasian feierte, und bei denen als Kämpfer mit den wilden Thieren namentlich gefangene Juden auftreten mußten.[2]

Aber auch in Bezug auf das geistige Leben nahm Beirut damals unter den Städten Syriens eine hervorragende Stellung ein. Es war eine der gefeiertsten Pflanzstätten griechischer Bildung, nach welcher zahlreiche Jünger der Wissenschaft von weither zusammenströmten, um zu den Füßen der dort wirkenden berühmten Lehrer zu sitzen. Und diese Bedeutung behielt Beirut bis in das 6. Jahrhundert hinein. Vornehmlich war es die Rechtsgelehrsamkeit, welche dort blühte: wer sich in ihr vervollkommnen wollte, der zog nach Beirut, selbst wenn er vorher schon in Athen und Alexandrien seine Studien gemacht hatte. Ja, Beirut hieß deswegen wol geradezu die „Mutter und Amme der Gesetze“. Es scheint aber, als ob inmitten der herrlichen Natur der syrischen

---

[1] Josephi Antiq., XIX, 7, 5.

[2] Josephi bellum iudaicum, VII, 3, 1. Vgl. 5, 1.

Küstenlandschaft das Rechtsstudium zu Beirut mit ganz besonderer Behaglichkeit getrieben und der Lebensgenuß, den die reiche Stadt bot, darüber durchaus nicht vernachlässigt worden sei; denn so muß man es doch wol verstehen, wenn zu Anfang des 5. Jahrhunderts der Dichter Nonnus Beirut als „die Amme ruhig heitern Lebens“ feiert.[1] Ein furchtbares Erdbeben aber, welches 519 ganz Syrien heimsuchte und überall furchtbare Verwüstungen anrichtete, legte auch Beirut mit seinen schönen Bauwerken in Trümmer, sodaß die Rechtsschule mit ihren zahlreichen Zöglingen für einige Zeit nach dem benachbarten Sidon übersiedeln mußte. Aber selbst diese Katastrophe wirkte nur vorübergehend. Beirut hob sich sehr schnell wieder und galt noch im 6. Jahrhundert für die schönste Stadt Phöniziens, und auch in jener Zeit noch strömten von fern und nah zahlreiche Jünglinge edler Abkunft dort zusammen, um sich dem Studium des römischen Rechts zu widmen.

Aber der Glanz einzelner auch durch geistige Regsamkeit ausgezeichneter Städte und die blendende Heiterkeit des in ihnen herrschenden üppigen Lebens genügten damals doch schon lange nicht mehr, um das tiefer und tiefer nachtende Dunkel aufzuhellen, welches sich wie ein Leichentuch über den innerlich schon in Verwesung übergegangenen Körper des Oströmischen Reiches auszubreiten begann. Und schon standen die Todtengräber bereit und die gierigen Erben warteten ungeduldig auf den Moment, wo sie sich der langersehnten Beute würden bemächtigen können.

Längst waren die östlichen Landschaften Syriens nur noch dem Namen nach im Besitze des griechischen Kaiserthums: thatsächlich waren dort als Herren auf die einst gebietenden Parther erst die Neuperser, dann die Araber gefolgt. Zunächst allerdings waren es nur einzelne und noch dazu christliche Araberstämme, welche sich in jenen Wüstengegenden niedergelassen hatten; aber doch auch ihnen mußte man einen jährlichen Tribut zahlen, um sie bei guter Laune zu erhalten und ihre verwüstenden Raubzüge

[1] Nonnus Dionys. XLI, ext. Βηρυτὸς βιότοιο γαληναίοιο τιθήνη.

abzukaufen. Völlig unzuverlässig aber waren diese gekauften Bundesgenossen von dem Augenblicke an, wo unter ihren Stammesgenossen in der Heimat der Prophet erstanden war, welcher durch seine Lehre alle Araber einigen und seinem Volke und seiner Lehre dann die Welt mit der Schärfe des Schwertes unterthänig machen wollte. Wie eine Sturmflut brauste jetzt das Erobervolk der Araber heran, durch Glaubensfanatismus ebenso sehr wie durch Kriegslust und Beutegier zu den höchsten kriegerischen Leistungen entflammt. Ihre christlichen Stammesgenossen in dem syrischen Binnenlande waren die ersten, die zu ihnen abfielen, um so mehr als der hülflose Kaiser Heraklius denselben in seiner Geldnoth die übliche Tributzahlung nicht geleistet hatte: als Führer zeigten dieselben jetzt dem feindlichen Heere den Weg nach der fruchtbarern Küstenlandschaft. Bereits der Khalif Abu-Bekr hatte den Plan zur Eroberung Syriens gefaßt und auszuführen begonnen: überall wurde bereits unter ihm der heilige Krieg (Dschihâr) gepredigt. Gleich nach Abu-Bekr's Tode, in den ersten Wochen der Regierung seines Nachfolgers Omar, entschied die furchtbare Schlacht am Jarmuk — heute Schariat-Mandhur, einem kleinen, aus dem Hermon kommenden und südlich vom See Tiberias in den Jordan gehenden Flusse — am 23. August 634, über das Schicksal Syriens und zugleich ganz Vorderasiens.[1] Unmittelbar auf diese Katastrophe folgte Schlag auf Schlag: Damascus fiel, Emesa und Baalbek folgten (636). Nirgends leistete das verweichlichte und üppige Volk mehr Widerstand: von jeher hatten die Syrier ja nur dem Genusse gelebt und waren zu jedem höhern Gedankenflug unfähig geworden, überall suchten sie daher durch den schleunigsten Uebertritt zum Islam wenigstens ihre weltlichen Güter soweit wie möglich zu retten. Während im Süden Jerusalem fiel (637), gingen im Norden Aleppo und Antiochien verloren (638); durch die nun von Norden und Süden zugleich anrückende Uebermacht schwer bedroht, räumte daher des

---

[1] Vgl. die eingehende und anschauliche Darstellung dieser Ereignisse bei Couret, La Palestine sous les empereurs grecs (Grenoble 1869).

Kaisers Heraklius Sohn Konstantin das feste Cäsarea, welches er anfangs auf das äußerste zu vertheidigen entschlossen gewesen war. Die Küstenlandschaft ging nun vollends verloren: wie erst die wichtigen Hafenstädte Tripolis und Tyrus, so fiel 639 mit Gaza, Accon und Sidon zugleich auch Beirut in die Gewalt der Araber. Obgleich den Christen gegen Zins die Beibehaltung ihres Glaubens gestattet wurde, so waren doch um der nur so zu erreichenden äußern Vortheile willen die meisten von der jungen Generation schon nach wenigen Jahrzehnten zu der Lehre des Propheten übergetreten.

Im übrigen aber gereichte die neu begründete arabische Herrschaft Syrien zunächst nur zum Vortheil; im Gegensatz namentlich zu den eben vorangegangenen so ganz elenden griechischen Zeiten mußten die neuen Zustände als glänzende und glückliche erscheinen. Handel und Seefahrt nahmen neuen Aufschwung; die eben im Absterben begriffene Cultur des Landes blühte noch einmal auf; die Ebenen wurden von den fleißigen Arabern bewässert; die Seidenzucht und der Zuckerrohrbau entfalteten sich glänzend. Denn die Araber waren wol die Feinde des christlichen Glaubens, aber durchaus nicht der christlichen Cultur, sondern getragen von der jugendlichen Begeisterung eines Volkes, das thatenkühn und erfüllt von dem Glauben an seinen weltgeschichtlichen Beruf in die Welt hineinstürmt, ließen sie doch auch die Künste des Friedens durchaus nicht außer Acht; ja, für manches Land bezeichnet die Periode der arabischen Herrschaft bis auf den heutigen Tag die Zeit der höchsten Blüte und des höchsten Culturstandes: wie das namentlich von Sicilien und Spanien bekannt ist, so würde es sich im einzelnen auch für Syrien erweisen lassen; schon der blühende Zustand, in welchen mehr als drei und ein halbes Jahrhundert später die Kreuzfahrer das Land fanden, legt in dieser Hinsicht ein sehr bestimmtes Zeugniß ab.

Freilich hatte gerade die Küste des alten Phönizien, obgleich Tyrus, Tripolis und Aradus von neuem als Seestädte erblühten, damals an dem orientalisch-occidentalischen Welthandel noch keinen hervorragenden Antheil, jedenfalls einen sehr viel geringern als

späterhin. Denn die von alters her benutzten Handelsst
auf denen die kostbaren Producte Indiens und Persien
Abendlande zugeführt zu werden pflegten, berührten gerade
Theil Syriens nicht unmittelbar.[1] Dieser Straßen war n
vorzüglich zwei. Die eine ging von dem Persischen Mee
den Euphrat hinauf und spaltete sich dann in zwei Arme
denen der eine weiter nach Norden zum Schwarzen Meere
der andere nach Westen hin abbog und in Antiochien, Alepp
Laodicea das Mittelländische Meer erreichte. Die andere H
straße ging von dem Persischen Meerbusen aus um das
Meer nach Aegypten und dann den Nil hinab nach Alexa
und Damiette. Wenn demnach die syrischen Küstenpläß
Cäsarea, Accon, Tyrus und Beirut auch nicht gerade Sta
für den Welthandel waren, so hatten sie doch als Stapelor
die ihnen benachbarten Districte ihre Wichtigkeit. So fei
sich nun auch im Anfang das Verhältniß zwischen Araber
Christen gestaltet hatte, das wohlerwogene beiderseitige In
und mehr noch das zwingende Bedürfniß schlug über di
unbedingt trennende Kluft des leidenschaftlichen Glaubens
allmählich eine Brücke zur Annäherung. So scheinen denn
schon sehr frühzeitig, jedenfalls lange vor den Kreuzzüger
abendländischen Kaufleute und Seefahrer die syrischen Küster
aufgesucht zu haben, um die dort eingetauschten Product
Orients dem Norden und Westen zuzuführen. Nähere !
freilich von der Art und dem Umfange dieses Verkehrs fehlt
und nur das Eine wissen wir, daß das zu jener Zeit ja bel
lich besonders reichblühende Amalfi sehr wesentlichen Antheil
gehabt hat. Es kommt z. B. schon im 9. Jahrhundert in A
ein besonderer vicarius Antiochenus vor, der also irgendwi
Handel von und nach Antiochien zu regeln und zu beaufsich

[1] Vgl. *Le Colonie commerciali degli Italiani in Oriente* nel
evo, dissertazioni del Prof. *Guglielmo Heyd*... publicate... et
in Italiano dal Prof. Giuseppe Müller (2 Bde., Venedig u. Turin
I, 165 fg.

hatte[1], und es ist ferner bekannt, daß die Amalfitaner frühzeitig in Jerusalem selbst festen Fuß faßten und dort ein Hospital und eine Kirche gründeten.[2] In jedem Falle aber darf man diese Handelsbeziehungen, so wenig ihre Spuren im einzelnen weiter nachweisbar sind, sich nicht zu gering denken. Denn wenn man erwägt, daß vor den Kreuzzügen, also vor der Zeit, wo die Wallfahrt nach dem heiligen Lande erst recht Mode und daher auch erst recht massenhaft unternommen wurde, nach dem Ausweise des uns erhaltenen Fremdenbuches, in dem man im Kloster Reichenau die daselbst Gastfreundschaft genießenden Palästinafahrer verzeichnete, allein aus dem skandinavischen Norden über 400 Wallfahrer namentlich nachweisbar sind[3], so kann man diese im höchsten Grade bezeichnende Thatsache allein schon als einen ungefähren Maßstab ansehen für die Großartigkeit, die Massenhaftigkeit des Verkehrs zwischen Abendland und Morgenland überhaupt. Kamen aus dem hohen Norden solche Massen, was konnte es dann für die so nahen Süditaliener und die Seefahrer der italienischen Seestädte sein, um reichen Gewinnes willen nach der syrischen Küste zu segeln? So wird denn auch Beirut, wie wir es nach dem Beginn der Kreuzzüge als eine blühende Handelsstadt finden, auch an dem Handelsverkehr, wie er sich vor diesem weltbewegenden Ereignisse gestaltet hatte, seinen reichen Antheil gehabt haben.

Die eine Zeit lang so herrliche Blüte des großen Khalifates war schon lange dahin, durch das Ersterben der alten Volkskraft, durch den Aufruhr der übermächtigen Statthalter und durch die Entartung des Herrschergeschlechts war das einst der Welt gebie-

---

[1] Heyd, a. a. O., I, 150.

[2] Heyd, I, 148—49. Diese Stiftung ging von einem reichen Amalfitaner, Mauro, aus und mag zwischen 1063 (denn erst seit diesem Jahre gibt es in Jerusalem ein christliches Quartier, und in diesem lag das Hospiz der Amalfitaner) und 1071, wo Mauro sich in das Kloster Monte Cassino zurückzog, geschehen sein. Derselbe Mauro gründete auch in Antiochien ein Hospiz.

[3] P. Riant, Expéditions ... des Scandinaves en Terre-Sainte (Paris 1865), p. 47.

tende Reich schon in seinen Grundlagen schwer erschüttert, als — eine in umgekehrter Richtung zurückflutende Völkerwanderung — die Bewegung der abendländischen Völker nach Osten, als das Zeitalter der Kreuzzüge begann. Damit brach auch für Beirut eine neue Zeit an.

Im Sommer 1099 rückte das Kreuzfahrerheer von Norden, von Tripolis kommend, längs der Küste südwärts, denn dieser Weg war ihm von den aus dem Libanon herbeieilenden christlichen Syrern als der beste angerathen worden.[1] Die gefährliche Enge an der Mündung des Nahr el Kelb[2], wo selbst ein wenig zahlreicher Feind dem Heere die größten Hindernisse hätte bereiten können, fand man unbesetzt; durch mehrfache Nachtmärsche hatte man wol einen entscheidenden Vorsprung gewonnen. Am Himmelfahrtstag (19. Mai) überschritt man dann ungehindert den Fluß und lagerte, nachdem man wieder Tag und Nacht marschirt war, am Morgen des 20. Mai vor Beirut.[3] Der Befehlshaber der Stadt erkaufte durch Geld und Lieferung von Lebensmitteln Schonung der Saaten und Baumpflanzungen in der Umgegend.[4] Wirklich blieb Beirut damals auch ganz unbehelligt. Erst ein volles Jahrzehnt nach der Stiftung des Königreichs Jerusalem wurde es demselben einverleibt. Im Februar 1110 nämlich rückte König Balduin I. mit Bertram von Tripolis vor die Stadt, welche von der Seeseite her durch pisanische und genuesische Kriegsschiffe bedrängt wurde, ließ aus den Pinienwaldungen der Umgegend die nöthigen Maschinen und Angriffsthürme verfertigen, mit deren Hülfe es denn nach mehr als zweimonatlicher Belage-

---

[1] Guilelm. Tyr., VII, 21.

[2] *Marini Sanuti Syriaca* bei Tafel und Thomas, II, 407: ... in flumine, qui *canis* vocatur, est locus, qui *Passus Canis* dicitur. Et est confinium inter Patriarchatum Antiochenum et Jerosolymitanum. Et est locus immeabilis per terram, nisi de voluntate Saracenorum: pauci enim prohiberent passum cuicunque multitudini. Inter montem enim praeruptum et mare est via nequaquam latior I torse; longitudo vero eius quasi ad quartam partem I leucae extenditur.

[3] Guilelm. Tyr., VII, 22.

[4] Guilelm. Tyr., l. c.

rung am 27. April 1110 auch wirklich gelang in die Stadt einzudringen. Gleichzeitig landeten die Pisaner und richteten unter der Bevölkerung, der freier Abzug versprochen war, ein arges Blutbad an; nur den reichern Leuten war es gelungen, rechtzeitig zur See zu entkommen.[1]

Fast achtzig Jahre hindurch blieb Beirut nun im ungestörten Besitze der Christen. Die kirchliche und die politische Stellung der Stadt wurden nach den im Königreich Jerusalem maßgebenden Grundsätzen geordnet. In ersterer Hinsicht wurde Beirut zum Sitze eines Bisthums erhoben, welches durch Papst Innocenz II. dem Erzbisthum Tyrus als Suffraganbisthum untergeordnet wurde. Aus der Reihe der Bischöfe von Beirut, welche — zuletzt freilich nur einen wesenlosen Titel führend — bis zum Jahre 1395 reicht, ist kein Mann von allgemeinerer Bedeutung bekannt.[2] In weltlicher Hinsicht wurde Beirut mit seinem Gebiete zur Seigneurie erhoben, deren Inhaber Gerichtsbarkeit und Münzrecht besaß[3] und im Kriegsfalle 21 Ritter zu stellen hatte.[4] Wie in allen bedeutendern Städten des Königreichs Jerusalem bestand denn auch in Beirut für die Rechtsstreitigkeiten der Bürger ein aus solchen selbst zusammengesetztes Schöffengericht.[5] Ein Drittel der Stadt scheint übrigens nach der Einnahme als Lohn für die geleistete Hülfe an die Genuesen gegeben worden zu sein.[6]

Was die Herren von Beirut (dominus Berithi, de

---

[1] Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, II, 212; Guilelm. Tyr., XI, 13.

[2] Lequien, Oriens christianus, III, col. 1325 fg. und Du Cange, Les familles d'outre-mer (ed. Rey, Paris 1869), p. 781—82. Die Namen und die die Zeit der einzelnen bezeichnenden Zahlen sind: Balduin 1139 (Wilken, II, 707) und 1142 (Guil. Tyr., XV, 16); Johann c. 1146 (Guil. Tyr., XVI, 17); Wilhelm c. 1147 (ibid., XVII, 1); Meinhard c. 1174 (ib., XXI, 9); Reinald c. 1175 (ib., XXI, 11); Raimund, † 1180 (ib., XXII, 7); Odo, bisher Archidiakonus von Tyrus, 1180 (Guil. Tyr., XXII, 71 ext.) und urkundlich 1182, April 27 (Tabulae Ordinis Theutonici, ed. E. Strehlke, n. 15) und 1186, October 21 (ib., p. 21 und 22) u. s. w.

[3] Wilken, I, Beil. 35—36.

[4] ibid., 39. Assises de Jérusalem, ed. Beugnot, I, 426.

[5] ibid., 36; vgl. I, 312. Assises, ed. Beugnot, l. c., 421.

[6] Heyd, a. a. O., I, 173.

Berito u. a. m.) angeht[1], so wird die Reihe derselben eröffnet durch Fulco de Guines: er erhielt die neu genommene Stadt von König Balduin I. zu Lehn und soll auch dort bestattet worden sein. 1125 kommt als Herr von Beirut Walter (Gualterius) Brisebarre vor[2]; in den Jahren 1161—1179 finden wir in gleicher Stellung einen andern Walter[3]: er vertauschte Beirut gegen die in der Nähe von Ascalon gelegene Festung Blanchegarde; Beirut erhielt der Komnene Andronikus, welcher später seine Verwandte Theodora, die Witwe König Balduin's III. von Jerusalem, heirathete und, nachdem er so seinen Hauptzweck erreicht hatte, seine Seigneurie und das heilige Land heimlich verließ, nach Griechenland flüchtete und bald danach den oströmischen Kaiserthron bestieg.[4] Eine besonders hervorragende Rolle aber spielte späterhin in den Angelegenheiten des christlichen Königreichs Johann von Ibelin[5], welcher nach König Amalrich VI. Tode eine Zeit lang als Reichsregent die höchste Macht in seinen Händen hielt. Später, 1253—61, kommt ein anderer Johann von Ibelin vor, der Sohn eines Balian von Ibelin, vermuthlich ein Enkel des berühmten[6]: er ist derjenige Träger dieses in der Geschichte des heiligen Landes berühmten Namens, der um 1260 von den Turkomanen besiegt und gefangen genommen wurde.[7] Für die Geschichte von Beirut insbesondere ist der ältere Johann von Ibelin namentlich wichtig wegen der bevorzugten Stellung, die er in seinem Gebiete den Venetianern einräumte.

---

[1] Vgl. die Zusammenstellung bei Du Cange, Les familles d'outre-mer (ed. Rey), p. 227 fg.

[2] Tafel und Thomas, a. a. O., S. 94.

[3] Gualterius, Galterius, Gauterius, s. Tab. Ord. Theut., ed. Strehlke, n. 3, 6, 8, 11.

[4] Du Cange, a. a. O., 231.

[5] Er kommt als dominus Beriti et regni Hierosolymitani baiculus und als conestabilis (oder constabularius) vor, Tab. Ord. Theut., n. 34—38, 41, 42, 43, 63, 65, 74.

[6] Tab. Ord. Theut., 105, 119—122; sein Vater starb danach vor 1253.

[7] Wilken, VII, 401—402.

Der Verkehr der italienischen Seestädte mit Syrien rührte, wie wir sahen[1], bereits aus früherer Zeit her; aber erst seit dem Beginn der Kreuzzüge hatte er einen rechten Aufschwung genommen und eine für Abendland und Morgenland gleich hohe Bedeutung erlangt. Mit ihren Flotten den Kreuzfahrern unentbehrlich — während der Eroberung zur Zuführung des Proviants, nachher zur Beschaffung der für die Behauptung des Gewonnenen nöthigen Mittel — benutzten die Venetianer, Pisaner und Genuesen diese Stellung wetteifernd, um Handelsvorrechte und Besitzungen im heiligen Lande zu erwerben. Eine pisanische Flotte war bereits 1099, als das christliche Heer gegen Jerusalem marschirte, an der Küste Palästinas erschienen. Der mit ihr gekommene Erzbischof Dagobert von Pisa wurde sogar Patriarch von Jerusalem und erhielt von Gottfried von Bouillon den vierten Theil von Jaffa geschenkt, womit natürlich der Handel in diesem wichtigen Hafen von Jerusalem fürs erste ganz in die Hände der Pisaner kam. Aber schon im Sommer 1100 fanden sich auch die Venetianer mit einer Flotte ein und boten ihre Hülfe zur Vollendung der Eroberung des heiligen Landes an, verlangten aber dagegen, daß ihnen in jeder Stadt des Reichs eine Kirche, ein zum Betrieb des Handels geeigneter Platz (funda, fondaco) und durch das ganze Reich Abgabenfreiheit eingeräumt werden sollte; von den mit ihrer Hülfe eroberten Städten aber verlangten sie gar ein Drittel und Tripolis ganz für sich. Man sieht, die Venetianer erschienen in Syrien mit großartigen Entwürfen zur Begründung einer venetianischen Colonialmacht in der Levante; doch kam von denselben damals noch nichts zur Ausführung: denn der Angriff auf Accon misglückte, das allein eroberte Haifa erhielt Tancred, und die Venetianer mußten sich mit einigen Gütern daselbst begnügen.[2] Für das erste kamen die Venetianer mit ihren Bestrebungen noch nicht auf gegen die Genuesen, welche in

---

[1] S. oben S. 60.

[2] Heyd a. a. O. 155. — Tafel u. Thomas I, 146, Bestätigung Papst Alexander III. für Venedigs Besitzungen (13. Mai 1165).

den mit ihrer Hülfe eroberten Städten Arsuf und Cäsarea (1106) und Accon[1] (1104) eigene Quartiere zur Handelsniederlassung erhielten und denen außerdem in Accon der dritte Theil der Einkünfte aus den Hafenabgaben abgetreten wurde. Erst infolge der Einnahme von Sidon, bei der sie mitwirkten (1110), bekamen auch die Venetianer einen Theil von Accon und die Hoheit über die auf diesem Terrain entstehende Colonie, sowie das Recht, sich im Handel und Verkehr ihrer eigenen Maße und Gewichte zu bedienen.[2]

An dem Aufschwunge, welchen durch die Niederlassungen der Pisaner, Genuesen und Venetianer Handel und Verkehr in der ganzen syrischen Küstenlandschaft nahmen, hatte nun auch Beirut seinen reichlichen Antheil. Als eine „sehr reiche Stadt" wird es in der Beschreibung des heiligen Landes erwähnt, welche der fromme Geistliche Johann von Würzburg auf Grund seiner 1165 auf einer Pilgerreise erlangten Kenntniß verfaßte.[3]

Bekanntlich krankte nun aber das Königreich Jerusalem eigentlich seit der Stunde seiner Gründung an unheilbarem Siechthum. Mit genauer Noth nur, und schließlich doch eigentlich nicht durch die Waffen der Christen, sondern durch die innerhalb des Khalifats selbst ausgebrochenen Wirren wurde die Krisis noch abgewandt, welche gegen Ende der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts der christlichen Herrschaft in Syrien ein Ende zu machen drohte. Mit dem neuen Aufschwunge, zu dem sich seit des großen Saladin Auftreten der Islam erhob, erneute sich die Gefahr gleich

[1] Wilken, II, 193 fg.

[2] Tafel u. Thomas, I, 86, 91 u. 145.

[3] Descriptiones Terrae Sanctae ex saeculo VIII, IX, XII et XV. Herausgegeben von Titus Tobler (Leipzig 1874), S. 183. Berytus opulentissima civitas. Wilhelm von Würzburg gedenkt dabei einer auch sonst in den mittelalterlichen Pilgerbüchern vorkommenden Sage: In *Beryto* quaedam Salvatoris nostri iconia non multum post passionem eius, ad ignominiam eius, a quibusdam Judaeis ridiculose crucifixa sanguinem produxit et aquam, unde et multi in vero crucifixo crediderunt baptizati. Quicunque etiam ex stilla iconiae peruncti, a quacunque gravarentur infirmitate, sani reddebantur.

wieder in vergrößertem Maßstabe. Schon 1182 sah sich denn auch Beirut ernstlich angegriffen. In der Bekaa[1], dem Thal zwischen dem Libanon und Antilibanon, dem alten Cölesyrien, sammelte Saladin sein Heer und erschien, sobald die auf den Höhen des Libanon postirten Kundschafter die Ankunft der aus Aegypten herbeibeorderten Flotte auf der Rhede von Beirut meldeten, mit starker Streitmacht vor Beirut. Um sich gegen die mögliche Annäherung eines Entsatzheers von Süden her zu sichern, ließ Saladin die auf dem Wege nach Sidon befindlichen Pässe besetzen und an den engsten Stellen sogar eine Mauer ziehen. Dann unternahm er einen stürmischen, gewaltsamen Angriff, bei welchem die Stadt von einem wahren Hagel von Pfeilschüssen förmlich überschüttet wurde. Ordentliche Belagerungsmaschinen herzurichten, ließ er sich nicht einmal Zeit; aber auch sein Versuch, die Mauern durch Untergraben zu Fall zu bringen, hatte keinen Erfolg. Die Sorgfalt, welche König Balduin IV. auf die Befestigung von Beirut verwendet hatte, trug jetzt ihre Frucht. Auf die starken Vertheidigungswerke gestützt setzten sich die Bewohner von Beirut unter ihres tapfern Bischofs Odo persönlicher Führung erfolgreich zur Wehr: nach drei Tagen fast ununterbrochenen Kampfes zog Saladin das Landheer sowol als auch die Flotte zurück. Die Nachricht, daß das bei Sephoria gesammelte Entsatzheer schon bis Tyrus vorgerückt sei, bestimmte ihn zu schleunigem Abzuge.[2]

Doch war auch so der christlichen Herrschaft in ihrem bisherigen Bestande nur noch eine sehr kurze Frist gegeben. Die Vernichtungsschlacht bei Haittin (5. Juli 1187) entschied den jähen Zusammensturz derselben. Wenige Wochen danach fiel auch Beirut nach nur achttägiger Belagerung in die Gewalt

---

[1] Das ist doch ohne Frage das Thal Bakkar bei Guilelm. Tyr., XXII, 17.

[2] Guilelm. Tyr. XVII, 17, 18. Bohaeddin, vita Salad., p. 49. Eine Verwundung Saladin's geht aus dem Bericht Guilelm. Tyr. nicht hervor; eine solche erlitt der auf Saladin's Anfeuerung voreilig zu stürmen versuchende Edle Chaelim

Saladin's.[1] Aber noch einmal sollte es wieder in den Besitz der Christen kommen, welche zur Zurückeroberung gerade dieser Stadt die größten Anstrengungen zu machen gedrängt wurden durch den Schaden, den ihnen die Muselmänner von dort aus unaufhörlich zufügten. Denn in der Bucht von Beirut, welche ein sicheres Versteck darbot, lauerten die Schiffe Saladin's den die Küste entlang vorbeisegelnden christlichen Schiffen auf und nahmen sie durch plötzlichen Ueberfall weg. Wie unerträglich dieser Zustand bald wurde, geht aus der — vielleicht übertriebenen — Angabe hervor, daß in dem Zeitraum von zehn Jahren zwei Schiffe Saladin's auf diese Weise nicht weniger als 14,000 Christen gefangen genommen und der Sklaverei überliefert haben sollen.[2] Auch daß der wichtige Hafen für die Verbindung mit dem Abendland auf die Dauer unentbehrlich war, drängte die Christen, die Wiedergewinnung gerade von Beirut zu versuchen. Der Angriff wurde beschlossen, als um die Zeit, wo Kaiser Heinrich VI. zu einem Kreuzzuge rüstete und die gewaltige Autorität des staufischen Kaiserthums auch im heiligen Lande zur Anerkennung bringen wollte, zahlreiche Hülfsscharen aus Europa herbeiströmten. Von Süden her rückte 1197 das christliche Heer zum Angriff auf Beirut heran. Saladin's streitbarer Sohn, Malek-al-adel, stellte sich ihnen in der Enge des Weges nicht fern von Sidon mit seinen Emiren in den Weg, erlitt aber in blutiger Feldschlacht eine entschiedene Niederlage[3], und als die flüchtigen Muselmänner darauf vor den Thoren von Beirut anlangten, da fanden sie diese Stadt bereits im Besitze der Christen. Die christlichen Einwohner derselben nämlich hatten die inzwischen auf der Rhede von Beirut erschienene christliche Flotte angerufen und mit Hülfe derselben die kleine mohammedanische Besatzung leicht überwältigt. Als es aber gegen diejenigen, welche die Stadt den Christen überliefert hatten, zu Gewaltthaten kam und einige von denselben, um ihnen An-

[1] Bohaeddin, p. 41, 42. Abulfeda, p. 80. Vgl. Wilken, III, 2, 295.
[2] Wilken, V, 33.
[3] Wilken, V, 33—35.

gaben über vermeintliche verborgene Schätze abzupressen, grausam gefoltert wurden, da verweigerte der Befehlshaber des stark befestigten Hauptthurms die bereits in Aussicht gestellte Uebergabe. Erst als das siegreiche Hauptheer von Sidon herankam und jubelnd in die wiedergewonnene Stadt einzog, wurde auch dieser von den Muselmännern noch behauptete Theil der Befestigungen dem König Amalrich übergeben. Auch die Stadt Beirut selbst kam in den Besitz des Königs, welcher sich dort, statt den Sieg recht auszunutzen, mit großem Gepränge unter glänzenden Festlichkeiten krönen ließ. Seit dieser Zeit behauptete Beirut geradezu den Rang einer Krönungsstadt.[1]

Als acht Jahre nach dem Wiedergewinn von Beirut (1205) König Amalrich gestorben war, kam die Regentschaft des Reichs in die Hand des Connetable Johann von Ibelin, welcher von dem Könige schon früher die Belehnung mit Beirut und dessen Gebiet empfangen hatte. Unter der sorgsamen, freilich nicht ganz uneigennützigen Pflege, welche dieser mächtige Mann ihr angedeihen ließ, entfaltete die Stadt noch einmal eine herrliche Blüte; an derselben hatten wiederum die italienischen Seefahrer und Kaufleute einen hervorragenden Antheil. Zunächst nämlich ließen sich in Beirut zu jener Zeit die Genuesen nieder, als sie nach langem, erbitterten Kampfe mit den Pisanern Accon endlich an diese überlassen mußten.[2] Ferner aber verlieh Johann von Ibelin im December 1221 den Venetianern ein wichtiges Handelsprivilegium.[3] Durch dasselbe wurde den Venetianern freie Ein- und Ausfuhr, Freiheit ihrer Schiffe von der Hafenabgabe (ancoragia) und eigene Gerichtsbarkeit eingeräumt, letztere mit Ausnahme der Fälle von Mord, Raub und Gewalt. In einem noch ausführlicher gefaßten Instrument wurden dieselben Zugeständnisse im Juni 1222 wiederholt.[4] Bei dieser Gelegenheit werden an

---

[1] Wilken, V, 40, N. 1.

[2] Heyd, a. a. O., I, 211.

[3] Tafel u. Thomas, a. a. O., II, 231—32.

[4] Ebend., 232—34.

Waaren, welche die Venetianer in ihrer Börse oder i
Khan [1] zu Beirut kaufen und frei ausführen dürfen, augens
lich als die wichtigsten, folgende aufgezählt: Baumwolle,
und Seidenarbeiten, Pfeffer, Weihrauch, Zucker und alle S
reien, Indigo, Wolle und Wollarbeiten, Leinen und Leinenarb
Perlen, Edelsteine und Glas; denn wie in der altphönizi
Zeit, so nahm auch damals noch die Glasfabrikation in d
Gegend einen sehr hervorragenden Platz ein.[2]

Zu dem Aufschwung, welchen Beirut damals nahm,
nun wol wesentlich auch die Stärkung bei, welche die christ
Herrschaft durch Kaiser Friedrich's II. Kreuzzug und den von d
selben mit Sultan Kamel geschlossenen ehrenvollen Frieden
allgemeinen erfuhr. Andererseits aber wurde ebendieser Kr
zug der Anlaß neuer innerer Händel und brachte schließlich
über Beirut neue Wechselfälle. Johann von Ibelin nämlich,
ehemalige mächtige Reichsregent, sah sich durch Friedrich II. n
nur in verletzender Weise zur Rechenschaft gezogen, sondern
seine blühende Baronie Beirut als Reichsgut in Anspruch
nommen. Weil nämlich Johann von Ibelin, der Oheim
jungen Königs Heinrich von Cypern, sich der ihm von dem Ka
erst entzogenen Regentschaft über Cypern gewaltsam wieder bem
tigt hatte, zog der 1231 als Statthalter nach Syrien gesch
kaiserliche Marschall Richard Filangieri ohne einen richterli
Urtheilsspruch zu veranlassen die Güter desselben in Syrien
bemächtigte sich so auch der Stadt Beirut und begann die B
gerung der Burg, in welche sich ein Theil der Besatzung gen
sen hatte. Ein Sturm des Unwillens erhob sich über dieses V
fahren unter den Baronen, welche fast einmüthig die Pa
Johann's von Ibelin ergriffen, namentlich schon aus dem Gru
daß, wenn eine so völlig neue Geltendmachung der königli
Gerechtsame durchging, sie alle für ihre bisherige, der christli
Sache im heiligen Lande allerdings so verderbliche Selbsth

[1] In fundo Berytonis = fondaco.

[2] Tafel u. Thomas, II, 233. Vgl. Heyd, I, 165, N. 2.

lichkeit zu fürchten gehabt hätten. Auch Genua leistete Johann von Ibelin Hülfe. Der junge König Heinrich eilte zur Unterstützung seines Oheims aus Cypern herbei. Diese allgemeine Erhebung zwang den kaiserlichen Marschall, die Belagerung der Burg von Beirut aufzuheben und sich nach dem inzwischen ebenfalls von ihm besetzten Tyrus zurückzuziehen. So blieb Beirut denn für das erste im Besitz der Familie Ibelin.

Aber es war ein unsicherer Besitz, und bald sollte die Seigneurie von Beirut auch nichts weiter als ein leerer Magnatentitel in dem Königreich Cypern sein. Denn schon war die Macht des Mamlukensultans Bibars im schnellen Aufsteigen begriffen, und nur durch Nachgiebigkeit gegen denselben erkauften die Christen in dem schwer bedrohten heiligen Lande einen unsichern Frieden. Auch in Beirut lebten sie auf Grund eines mit Bibars geschlossenen Waffenstillstandes eigentlich nur von der Gnade des mächtigen Feindes. Dennoch behielt Beirut als Handelsstadt auch in jener Zeit noch seine Bedeutung, war nach wie vor einer der Hauptorte für den levantinischen Handel der Italiener und das wichtigste Ziel ihrer regelmäßig gemeinsam nach der syrischen Küste segelnden Kauffahrteiflotten.[1] In kurzsichtiger Verblendung aber und in jener in der Levante so zeitig über sie gekommenen sittlichen Verwilderung trieben es die Christen bekanntlich durch stets erneute Treulosigkeiten und den wiederholten Bruch der von ihren mohammedanischen Gegnern ehrlich genommenen Waffenstillstandsverträge fast gewaltsam zu der letzten Katastrophe. Das Jahr 1291 brachte den Resten der christlichen Herrschaft in Syrien den Untergang; vollends unvermeidlich wurde derselbe durch die selbst in den Augenblicken der höchsten Gefahr nicht zum Schweigen zu bringende Zwietracht unter den Christen. Bereits war Sidon in die Gewalt des Emirs Schadschai, welchen Sultan Ashraf mit einem Heere dorthin geschickt hatte, gefallen und geschleift: von Beirut aus schickte man demselben eine Gesandtschaft mit der Bitte um Schonung entgegen. Schadschai

[1] Heyd, a. a. O., I, 242.

versprach auch die Fortdauer des von dem Sultan bewilligten Waffenstillstands und lud die Einwohner ein, ihm bei seiner Ankunft zur Bewillkommnung friedlich entgegenzuziehen. Die Beiruter thaten das: da wurden sie überfallen, viele getödtet, die übrigen in Ketten gelegt und zu trauriger Knechtschaft nach Aegypten geführt. Dort allerdings ließ sie der edler denkende Sultan frei und erlaubte ihnen nach Cypern auszuwandern oder nach Beirut zurückzukehren. Die meisten wählten ersteres, denn Beirut war gleich nach jenem verrätherischen Gewaltstreiche von Schadschai sammt der Burg eingenommen und zerstört worden.[1]

So war Beirut denn wieder eine mohammedanische Stadt; aber infolge der ganz außerordentlichen Gunst ihrer Lage blieb dieselbe nach wie vor in sehr regem Verkehr mit dem Abendlande. Auch wußten die nun zu Herren Syriens gewordenen ägyptischen Sultane so gut wie die unter ihnen in den einzelnen Districten befehligenden Statthalter ihren Vortheil nach dieser Seite hin wahrzunehmen und verkannten den Nutzen nicht, den sie aus der Begünstigung des Handels der italienischen Seestädte für sich selber gewinnen konnten. So war denn noch kein Jahr seit dem Zusammensturz der christlichen Herrschaft in Syrien vergangen, als die Venetianer schon von dem Statthalter zu Accon ein Handelsprivilegium erhielten; in Safed, Gaza und andern Orten finden wir ganz dieselbe Erscheinung. Der christliche Handel, der unmittelbar nach dem Falle des heiligen Landes völlig danieder gelegen hatte, lebte schnell wieder auf, und selbst das von den Päpsten gegen den Handel mit den Ungläubigen erlassene Verbot vermochte dem keinen Einhalt zu thun. Ja, bald ertheilten die Päpste selbst Dispensationen davon: so erlaubte 1326 Papst Johann XXII. dem augenblicklich in Verlegenheit befindlichen Genua ausdrücklich den Handel an der nordsyrischen Küste. Seitdem nahm der europäische, namentlich der italienische Handel in Syrien einen schnellen Aufschwung. In Aleppo und namentlich in Damaskus gab es bald zahlreiche europäische Kaufleute, be-

[1] Wilken, VII, 772.

nders Venetianer und Catalonier unter eigenen Consuln. Auch ie Genuesen nahmen daran theil.[1] Venetianische Handelshäuser hatten sich namentlich in Aleppo niedergelassen: gegen Ende des 15. Jahrhunderts zählte man dort deren allein funfzig. Denn Aleppo und Damaskus waren damals die eigentlichen Emporien des mohammedanischen Handels: dort mündete die Karavanenstraße von Indien, Bagdad, Arabien und Persien. Zu dem Transithandel aber kamen dann als wichtige einheimische Handelsartikel in Syrien selbst Baumwolle und Zucker und die schon damals weit und breit berühmten kostbaren Producte von Damaskus selbst, Seidenstoffe und Baumwollgewebe, Goldbrocat, Damast und Wollfabrikate.[2] Für alle diese Dinge wurde neben Tripolis und Laodicea Beirut Hauptausfuhrort; die treffliche Rhede machte es zu einem beliebten Ankerplatz. Obenein galt Beirut, wie noch heutigentags mit Recht, für gesund, sodaß Kaufleute, deren Gesundheit in Aleppo, Tripolis oder Damaskus gelitten hatte, sich zur Erholung dorthin begaben. So gab es in Beirut jederzeit eine verhältnißmäßig starke christliche Gemeinde; die Seelsorge in derselben lag dem Franciscanerconvent zu San-Salvator ob. Dieser wurde erhalten theils durch Beiträge der in Beirut angesiedelten Kaufleute, theils von einer ausdrücklich zu diesem Zwecke von den einlaufenden Schiffen entrichteten Abgabe. Besonders die Venetianer, welche dort eine eigene Kirche, San-Marco, dem Bischof von Castello (in den Lagunen) untergeordnet, besaßen[3], unterhielten mit Beirut sehr lebhaften Verkehr und schickten jährlich drei bis vier reich beladene Galeeren dorthin. Der venetianischen Colonie in Beirut stand ein Consul vor und dieselbe besaß drei oder vier Khans zur Wohnung für die Kaufleute und zur Lagerung der Waaren.[4]

Schwere Schicksale aber kamen über das syrische Land. Zu

[1] Heyd, II, 244 fg.
[2] Ebend., 251.
[3] Heyd, I, 195, N. 2.
[4] Heyd, II, 252—53.

Beginn des 15. Jahrhunderts brausten die Wogen der Mongolenwanderung über dasselbe hin: Damaskus wurde niedergebrannt, Aleppo geplündert, ganz Syrien litt furchtbar unter den Raubthaten der rohen Horden Timurlenks. Nur sehr allmählich und sehr theilweise erholten sich das Land und sein Handel von diesem schweren Schlage. Fast zu derselben Zeit wurde Beirut hart getroffen: der in Genuas Diensten stehende Marschall Boucicaut, der in Cypern Genuas Rechten auf Famagosta Anerkennung erzwingen, zugleich aber den Sultan von Aegypten für mehrfache Kränkungen der genuesischen Handelsrechte züchtigen wollte, suchte im August 1403 die syrische Küste mit Raub und Brand heim; galt der Zug ursprünglich auch den Sarazenen, so litten in Beirut doch eigentlich am meisten die Venetianer darunter, deren Häuser geplündert und verbrannt wurden, deren Waarenvorräthe, soweit sie dieselben nicht auf die Kunde von dem drohenden Unheil noch rechtzeitig hatten in Sicherheit bringen können, als gute Prise weggeführt wurden: es waren immerhin noch 200 Ballen Baumwollstoffe und 200—250 Ballen Droguen, welche die Venetianer verloren.[1]

Alle diese scheinbar doch vernichtenden Schläge aber brachen die Lebensfähigkeit der Stadt nicht; dieselbe lag eben in den derselben von der Natur gewährten günstigen Bedingungen. Namentlich behauptete sich Beirut als Hafen von Damaskus und blühte trotz des schweren Mongoleneinfalls mit dieser Stadt zusammen schnell wieder auf. Dazu kam dann die üppige Fruchtbarkeit der ganzen Umgegend. Die Reisenden des 15. und 16. Jahrhunderts sind voll von der Schönheit derselben und schwärmen von den blühenden, fruchtreichen Gärten. Durch allen Schicksalswechsel ununterbrochen hat sich namentlich die Seidencultur behauptet, und die für diese nöthigen Maulbeerpflanzungen bildeten allezeit den Hauptschmuck der Landschaft von Beirut.[2]

Eine Zeit neuen Glanzes aber schien für Beirut wie für d

[1] Heyd, II, 257—59.

[2] Vgl. Robinson, Palästina und die südlich angrenzenden Länder, III, 73

meisten syrischen Küstenstädte zu Anfang des 17. Jahrhunderts gekommen zu sein, als der berühmte Großemir der Drusen, Fakhr-ed-din, d. h. Ruhm der Religion, diese Stadt neben Sidon zu dem Hauptsitz seiner merkwürdigen Bestrebungen zur Gründung einer selbstständigen politischen Macht und zur Einbürgerung einer höhern, an das Vorbild des Abendlandes sich anlehnenden Cultur in Syrien zu machen suchte. Wenn man sich die Geschichte des merkwürdigen Mannes in ihren Grundzügen vergegenwärtigt, so drängt sich einem ganz unwillkürlich als die beste Parallele dazu die Art und Weise auf, wie die Vicekönige von Aegypten seit Mehemed-Ali bis auf unsere Tage ihr Land mit der europäischen Civilisation zu beglücken bemüht gewesen sind. Die Erscheinung des Großemirs der Drusen gewährt ein besonderes Interesse, die ganze Episode ist zu reizvoll, zugleich zu bedeutungsvoll für die Geschichte Syriens, als daß wir nicht gleich hier etwas näher auf sie eingehen sollten. Obenein fesselt noch der eigenthümlich romantische Nimbus, der die Gestalt des Großemirs umwebt.[1]

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts standen die Drusen des Libanon unter fünf Emiren. Der mächtigste von denselben, Maan-Emir, aus dem alten Stamme der Manogly und reich begütert, gebot über die Gegend von Sidon, Tyrus, Accon und Cäsarea

---

[1] Auf die Verhältnisse der Drusen, ihre Entstehung und Geschichte näher einzugehen würde zu weit führen; auch habe ich, der Landessprache unkundig, mit denselben keine nähere Bekanntschaft machen können. Es genüge daher, zur Orientirung außer auf die übersichtliche Darstellung der Hauptmomente bei Ritter, Erdkunde, XVII, 1, 725 fg. noch zu verweisen auf S. de Sacy, Exposé de la religion des Druses (2 Bde., Paris 1838); Ph. Wolff, Die Drusen und ihre Vorläufer (Leipzig 1845); Petermann, Reisen im Orient, I, 375 fg.; J. Braun, Gemälde der mohammedanischen Welt (Leipzig 1870), 131 fg. — Für die Geschichte Fakhr-ed-din's benutze ich neben dem, was die Reisebeschreibungen des 17. Jahrhunderts und später, bis auf Volney, Churchill und Guys gelegentlich darüber geben, namentlich des gutunterrichteten und durch seine Reisen mit Land und Leuten wohlvertrauten Mariti, Geschichte Fakkredin's, Großemirs der Drusen, wie auch der übrigen Großemire bis auf das Jahr 1773; in der deutschen Uebersetzung (Gotha 1792).

und hatte seinen Sitz in dem alten Bergschloß Deir=el=Kamr. Das Territorium von Beirut und Tripolis stand unter Mahomet-Ibn-Mansur; den Drusen am Ostabhange des Libanon stand Emir Ebnefrek vor; über die Bekaa, das alte Cölesyrien, gebot, in Baalbek residirend, Ali-Ibn-Karfus, während das Gebiet zwischen Tyrus und Beirut dem wenig mächtigen Sarafadin untergeben war. Die Theilung der Drusen schien den Türken um so mehr eine günstige Gelegenheit, der Freiheit des tapfern Bergvolks ein Ende zu machen, darzubieten, als unter den einander verfeindeten Emiren bald offener Zwiespalt ausbrach und Mahomet-Ibn-Mansur sich deshalb mit Ebnefrek und Ali den Türken angeschlossen, von dem Großherrn den Zoll zu Tripolis gepachtet und die Würde eines Sandschak von Laodicea angenommen hatte. Obenein war das ganze drusische Volk durch einen leidenschaftlichen Parteikampf, den Streit zwischen den Weißen und Rothen, in zwei einander tödtlich hassende Factionen gespalten. Mit Hülfe seines Schwiegersohnes Ibrahim, des Paschas von Kairo, suchte sich unter diesen Umständen Sultan Amurat III. der Herrschaft über die der Pforte bisher eigentlich nur dem Namen nach unterthänigen Drusen zu bemächtigen. Mit Sengen und Brennen durchzog Ibrahim das Land, hielt die in seine Gewalt gefallenen Emire längere Zeit gefangen, konnte jedoch die anfangs erlangten Erfolge schließlich nicht behaupten, als 1585 Maan, durch 10,000 Araber unterstützt, aus den Bergen hervorbrach. Dieser eroberte die Küstenlandschaft wieder, überwältigte die andern Emire und erzwang sich so thatsächlich Anerkennung als Großemir der Drusen. Aber schon 1586 starb er an Gift. Der Erbe seiner Ansprüche war sein damals zweijähriger, 1584 geborener Sohn [1] Fakhr-ed-din. Auf Veranstalten seiner klugen Mutter Setnesep wurde dieser, um vor den Nachstellungen der Feinde des Hauses Manogly sicher zu sein, in Unscheinbarkeit als der Sohn eines getreuen Dieners, dar

[1] Als Fakhr-ed-din's Geburtsort gilt nach Guys (Séjour à Beirout et dans le Libanon) das Dorf Ziret-Maan im Thal des Nahr-Beirut

unter der Obhut eines zuverlässigen Maroniten in Beirut erzogen, während seine staatskluge und thatkräftige Mutter die Besitzungen und Rechte ihres Hauses mit Umsicht und Erfolg wahrte.

Erst als er 15 Jahr alt war (1599), wurde Fakhr-ed-din über seine Herkunft und die ihm daraus erwachsenden Ansprüche aufgeklärt; gleichzeitig zog man seinen jüngern Bruder Junes ebenfalls aus der Verborgenheit, in der man ihn vorsichtiger Weise bisher gehalten hatte. Die Anhänger des Hauses Manoglh erhoben sich zu Gunsten ihres jungen Häuptlings, und von seiner Mutter berathen und geleitet, befestigte sich Fakhr-ed-din durch einen mehrjährigen kleinen, vorsichtig geführten Krieg in seiner ererbten Stellung und erzwang schließlich, nachdem er 1603 das von dem Emir Jussuf tapfer vertheidigte Beirut erobert, zugleich aber seinen Sieg durch blutige Thaten entehrt hatte, die förmliche Anerkennung in der einst von seinem Vater innegehabten Stellung als Großemir der Drusen. Der Emir Jussuf, dessen Tochter Fakhr-ed-din heirathete, behielt Beirut und dessen Gebiet unter seines Schwiegersohns Oberhoheit. Der zwanzigjährige Großemir, der seinen Bruder Junes mit Land ausstattete, zum Emir und Feldherrn erhob, verstieg sich, so vom Glück begünstigt, bald zu noch größern Planen: die türkischen Statthalter verjagend, eroberte er Tyrus, Accon, Haifa, Cäsarea und Athlit (Castellum Peregrinorum)[1] und behauptete sich auch in dem Besitz derselben, indem er den Sultan als seinen Oberherrn anerkannte und demselben den üblichen Tribut entrichtete. Hervorstechend aber ist gleich in diesen seinen Anfängen ein Zug in Fakhr-ed-din's Wesen: von vornherein nämlich zeigt derselbe eine entschiedene Gabe für das Organisiren und ist bemüht, die Zustände der eroberten Landschaften durch eine geordnete Verwaltung zu bessern.

Die Umstände waren Fakhr-ed-din's weitern Planen überraschend günstig. Die Empörung Dschambulad's, des Paschas

---

[1] Vgl. S. 41—42.

von Aleppo, im Bunde mit dem Pascha von Bagdad und dem Sofi von Persien (1606) und die gleichzeitige Rüstung der italienischen Staaten, ebenso des von hochfliegenden Planen erfüllten Großherzogs Ferdinand I. von Toscana, zu einem neuen Angriff auf den Sultan brachten diesen so ins Gedränge, daß Fakhr-ed-din völlig ungehindert auch das wichtige Saida (Sidon) in seine Gewalt bringen konnte und nun unter dem Titel eines Fürsten von Saida das ganze altphönizische Land beherrschte. Dabei zeigte sich Fakhr-ed-din den Christen überaus freundlich und wußte namentlich die Maroniten ganz für sich zu gewinnen. So in seiner Macht gestärkt, eroberte er bald ungehindert auch Nazareth, die Burg auf dem Berge Tabor, Safed und Tiberias, und konnte nun auch noch den Titel eines Fürsten von Galiläa annehmen.

Bald eröffneten sich dem nunmehrigen Großemir der Drusen und Fürsten von Sidon und Galiläa noch glänzendere Aussichten durch des ehrgeizigen Großherzogs von Toscana Entwürfe zur Wiedergewinnung der alten Machtstellung der Italiener in Syrien. Eine toscanische Gesandtschaft, bestehend aus dem Ritter Ippolito Leoncini, dem des Landes kundigen Michel Angelo Corai aus Aleppo und dem Secretär Georg Krüger, schloß mit dem aufständischen Dschambulad von Aleppo einen Vertrag, wonach Toscana, Spanien und der Papst sich gegen die Türkei zur Eroberung von Jerusalem vereinigen, für ihre Flotte einen Hafen an der syrischen Küste eingeräumt erhalten und den Toscanern insbesondere große Handelsprivilegien zugestanden werden sollten. Ehe es jedoch zur Ausführung dieser weitaussehenden Plane kam, erlag der aufständische Aleppiner einem Angriff Murad-Paschas. Als die toscanische Gesandtschaft 1608 wieder an der syrischen Küste erschien, fand sie ihren Bundesgenossen nicht mehr vor. Aber schnell entschlossen trat Fakhr-ed-din das Erbe desselben an. Leoncini ankerte mit seiner Flotille in Tyrus, kam auf Fakhr-ed-din's Einladung zu diesem nach Sidon und schloß mit demselben dort einen Tractat zu gemeinsamer Bekämpfung der Pforte ab. Ungeahnt großartig schien sich des Drusenhäuptlings Laufbahn

zu gestalten. Die reichsten Hülfsmittel mußten ihm bald zu Gebote stehen; seine Macht, so schien es, sollte ein wesentlicher Factor werden in den Combinationen wenigstens der großen südeuropäischen Politik. Zuversichtlicher, verwegener als bisher trat Fakhr-ed-din nun auf: 1610 eroberte er Cölesyrien, die Bekaa, wobei Ebnecarfus, der ihm feindliche Emir, fiel und Baalbek genommen und theilweise zerstört wurde. Von dort streifte Fakhr-ed-din nach der einen Seite bis Damaskus, nach der andern bis gegen Tripolis, ja, er dachte bereits an die Eroberung Jerusalems. Dabei wußte er durch wohlangewandte Freigebigkeit in Konstantinopel im Serail alle Gegner auszustechen und sich trotz seines feindseligen Auftretens von seinen guten Freunden als den ergebenen Diener des Großherrn darstellen zu lassen, sodaß von dieser Seite her fürs erste nichts gegen ihn geschah.

Schließlich aber hatten sich diese anfangs so wirksamen Mittel doch abgenutzt. Seine Gegner gewannen die Oberhand, die Pforte begann eifrig gegen den Usurpator zu rüsten, ein übergewaltiger Angriff drohte die Macht Fakhr-ed-din's zu ersticken. An der Möglichkeit erfolgreichen Widerstandes zweifelnd, beschloß daher Fakhr-ed-din auf den Rath seiner auch jetzt noch bei ihm besonders einflußreichen Mutter, dem drohenden Sturme lieber auszuweichen, zu seinem Bundesgenossen nach Toscana zu gehen und von dort dann mit größerer Macht zurückzukehren. Seine Mutter, seine Frauen und Kinder wurden in den festen Burgen des Libanon in Sicherheit gebracht, seine Schätze an sichern Stellen vergraben — die damit Beauftragten von seinen Leuten nahm er mit sich außer Landes —, den Kriegern wurde ihr Sold auf zwei Jahre vorausbezahlt; um den Türken die Landung von der See her unmöglich zu machen, wurden die Eingänge zu den Häfen von Accon, Tyrus, Sidon und Beirut zugeschüttet oder doch wenigstens für größere Schiffe unzugänglich gemacht: — die Wirkungen dieser Maßregel sind zum großen Theil bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder zu beseitigen gewesen und die Unbrauchbarkeit der Häfen der genannten Städte datirt aus dieser Zeit. — Dann schiffte sich der Großemir, nachdem er seinen

Wüste und des Hauran bis zu 10,000 Reiter aufbring konnte.[1]

Aber schon hatte Fakhr-ed-din den Höhepunkt seiner Laufbal erreicht. Die Katastrophe folgte schnell und furchtbar. Imm rücksichtsloser trat der Großemir der ohnmächtigen Pforte en gegen: als der Großvezier Repez-Pascha während des Krieg gegen die Perser mit dem Heere in seinem Gebiet Winterquartier nehmen wollte, jagte ihn Fakhr-ed-din mit gewaffneter Hand au dem Lande. Gegen seine Untergebenen aber wurde er — da gewöhnliche Schicksal der Emporkömmlinge — mistrauisch un tyrannisch: der Stellvertreter seines Sohnes Hussan in der Ver waltung des Paschalikes von Tripolis wurde von ihm wege angeblichen Verrathes durch Gewalt und List aus dem Wege ge räumt.[2] Durch die bisherigen Erfolge verwöhnt, kannte Fakhr ed-din jetzt auch in seiner Eroberungslust keine Grenzen mehr namentlich seitdem er von Toscana her mit Waffen und Munitio reichlich versehen wurde; obenein schwand mit dem Tode seine staatsklugen Mutter Setnesep der einzige mäßigende Einfluß, de bisher bei ihm etwas gegolten hatte. Die wilden Bergvölker ii nördlichen Libanon bei Antiochien wurden überwältigt; Fakhr-e din's Herrschaft reichte bis in die Gegend von Aleppo. Namen lich war sein Sohn Ali unermüdlich kriegerisch thätig und e warb sich durch seine Schnelligkeit und Schlagfertigkeit einen w und breit gefürchteten Namen.

Unter diesen Umständen wuchs die Zahl der Feinde u Neider, die auf Fakhr-ed-din's Sturz hinarbeiteten, doppelt schn Die von der Uebermacht des Großemirs Bedrängten suchten i Pforte, die sich über des angeblichen Vasallen wahre Absich doch schon längst nicht mehr täuschen konnte, zu einem rücksich los entschiedenen Vorgehen gegen denselben zu bestimmen. E neuer, ganz diese Gesinnungen theilender Großvezier bot die Ha zur Ausführung solcher Plane. Durch einen gewaltigen Angr

[1] Mariti, a. a. O., S. 168.
[2] Ebend., S. 239—40.

emirs in Syrien selbst nicht eben günstig gestaltet. Achmed-Pascha von Damaskus hatte die Küstenlandschaft wieder in die Gewalt der Türken gebracht, dann Setnesep in Deir-el-Kamr, wohin sie sich mit dem ihrer Obhut anvertrauten erstgeborenen Sohne Fakhr-ed-din's, Ali, zurückgezogen hatte, eingeschlossen, und als die sonst so vorsichtige Frau sich zu Unterhandlungen in sein Lager wagte, gefangen genommen und mit sich nach Damaskus geführt. Zwar gelang es der nie rathlosen Setnesep schließlich doch, den Pascha selbst und die leitenden Persönlichkeiten in Konstantinopel durch Geldgeschenke zu gewinnen und einen Frieden zu erwirken, der Fakhr-ed-din's Besitz im wesentlichen wiederherstellte. Eine neue toscanische Gesandtschaft, die inzwischen nach Syrien abgeschickt worden war, kehrte zurück und stattete einen den toscanischen Entwürfen günstigen Bericht ab, namentlich meldeten die ihr beigegebenen Ingenieure das Beste von der natürlichen Vertheidigungsfähigkeit des Landes und fanden dasselbe völlig geeignet, die Basis zu einem nachdrücklichen Angriff auf Jerusalem abzugeben. Dennoch wurde es mit der Ausführung so großer Entwürfe auch jetzt noch nichts; namentlich scheint die gegenseitige Eifersucht Spaniens und Toscanas hinderlich gewesen zu sein. So beschloß denn Fakhr-ed-din auf die Nachricht von dem durch seine Mutter zu Stande gebrachten günstigen Vertrag in sein Land heimzukehren. Ueber Messina, wo er mit dem spanischen Vicekönig, dem Herzog von Ossunna, eine resultatlose Unterredung hatte, reiste er im Sommer 1614 nach Syrien zurück. Dort herrschte er ganz in der frühern Weise; nur nannte er sich nicht mehr Großemir der Drusen — denn als solcher galt seit seinem Aufbruch nach Italien sein Sohn Ali — sondern Fürst von Saida, Galiläa und Prinz vom Libanon. Eifriger noch als bisher lag Fakhr-ed-din jetzt seinen Culturbestrebungen ob, welche durch den Aufenthalt in Toscana eine mächtige Anregung erhalten hatten; bestärkt wurde er darin, während seine kluge Mutter diese Richtung nicht billigte, namentlich durch seine Favoritgemahlin Chasja, welche, wie es scheint, an dem freien europäischen Leben nur allzuviel Gefallen gefunden hatte. Obenein bot die Schwäche

der Pforte bald wieder günstige Gelegenheit zu neuer Machterweiterung, welche denn auch mit Erfolg benutzt wurde; ein Angriff auf Damaskus freilich blieb auch diesmal erfolglos.

Noch einmal kam Fakhr=ed=din übrigens nach einigen Jahren, in Erkenntniß der Unentbehrlichkeit fremder Hülfe für eine vollkommene Durchführung seiner großen Plane, auf das Bündniß mit Toscana zurück. Im Jahre 1624 erfolgte mit dem Staate der Medicäer eine neue Anknüpfung, auf welche die damalige Großherzogin=Regentin allerdings, wie es scheint, mehr einging, um ihre besondern kirchlichen Plane im Orient zu fördern. Fakhr=ed=din aber dachte frei genug, um daran keinen Anstoß zu nehmen, wenn nur seine Zwecke die gehoffte Förderung gewannen; ja, er suchte geradezu durch besondere Versprechungen im Interesse der christlichen Kirche auch den Papst zur Leistung der schon früher in Aussicht gestellten Hülfe zu bestimmen, während er Toscana die Erwerbung von Häfen und Provinzen in der Levante in Aussicht stellte. So erschienen denn auch päpstliche Gesandte in Syrien; Toscana aber zeigte neuen Eifer, sagte die Züsendung von Waffen und Munition zu und schickte den gewandten Verrazzano als Consul nach Saida, wo derselbe zu Ende des Jahres 1630 mit den ersten Waffenladungen eintraf.

Die Pforte, durch solche Vorgänge ernstlich beunruhigt, schlug inzwischen gegen den Drusenhäuptling, der gerades Weges auf die Gründung eines syrischen Reiches losging, ein anderes Verfahren ein, dasjenige, welches sie bis auf den heutigen Tag anwendet, wo sie gewaltsam durchzugreifen sich zu schwach fühlt: durch Ehren= und Gunstbezeugungen suchte sie ihn an sich zu fesseln. Bis gegen Antiochien hatte Fakhr=ed=din seine Streifzüge bereits ausgedehnt: da ernannte ihn der Sultan 1630 auch noch zum Pascha von Tripolis. Fakhr=ed=din lehnte ab, ließ aber die Würde seinem zweiten Sohne, Hussan, übertragen.

Um jene Zeit war Fakhr=ed=din auf dem Höhepunkte seiner Laufbahn angekommen und glaubte sich in dem durch Glück und Geschick Gewonnenen nun auch so zu sagen häuslich einrichten zu können. Unter Uebersendung kostbarer Geschenke erbat er (1631

von dem toscanischen Hofe, daß man ihm Baumeister und Maurer, Ziegelbrenner und Röhrenmeister, Gärtner und Bauern und auch einen Arzt schicken möchte. Sein Wunsch wurde wenigstens theilweise erfüllt. Nun wurden Brücken gebaut und die Straßen verbessert, Beirut und Sidon, die beiden Hauptstädte des im Entstehen begriffenen Reichs, durch Palastbauten, Gärten und Wasserleitungen verschönert, und der Feldbau nach europäischem Muster versucht. Wirklich Neues jedoch ist dabei nur wenig geschaffen worden: vielmehr scheint Fakhr-ed-din im allgemeinen zunächst die in dem alten Culturlande ja zahlreich vorhandenen, zum Theil recht stattlichen Reste älterer Bauwerke restaurirt und der ihnen zu gebenden neuen Bestimmung entsprechend umgebaut zu haben.[1] Auf den erhaltenen alten Grundmauern und Pfeilern der einst im Norden von Beirut über den Nahr-el-Kelb gebauten Brücke Sultan Selim's II.[2] ließ er zur Herstellung derselben neue Bogen aufführen; auch die über das Thal des Nahr-Beirut führende Römerbrücke, d. h. den Aquäduct — die heute sogenannte Kantara — ließ er herstellen; der nördlich von Sidon mündende Nahr-el-Auwleh, dessen Lauf im Libanon gegen Süden die Grenze des eigentlichen Drusengebiets bildet, wurde von ihm wenig oberhalb seiner Mündung überbrückt[3]; am Kasmieh, dem Leontes, ließ er ein dort befindliches älteres Castell wieder herstellen und an der belebten Straße einen Khan aufführen. In Sidon ließ er einen kunstreichen Brunnen errichten zum Andenken an die vorzeitig gestorbene Gemahlin seines Sohnes Ali, die edle und kluge Selabi-Gubane; ein ebendort begonnener Palast jedoch blieb unvollendet. Ganz besonders kamen Fakhr-ed-din's Culturbestrebungen gerade Beirut zugute. Dort wurden die aus Toscana gekommenen Bauern die Lehrer der Einheimischen im Feldbau, und auf die damals eingebürgerte Bestellungsweise führt

[1] So behauptet wenigstens der im allgemeinen gut unterrichtete und mit den im Lande vorhandenen Bauwerken vertraute Mariti a. a. O., 258—59.

[2] Siehe oben S. 51.

[3] Robinson, Palästina, III, 710.

Wüste und des Hauran bis zu 10,000 Reiter aufbring
konnte.[1]

Aber schon hatte Fakhr-ed-din den Höhepunkt seiner Laufbah
erreicht. Die Katastrophe folgte schnell und furchtbar. Imme
rücksichtsloser trat der Großemir der ohnmächtigen Pforte en
gegen: als der Großvezier Repez-Pascha während des Krieg
gegen die Perser mit dem Heere in seinem Gebiet Winterquartie
nehmen wollte, jagte ihn Fakhr-ed-din mit gewaffneter Hand au
dem Lande. Gegen seine Untergebenen aber wurde er — da
gewöhnliche Schicksal der Emporkömmlinge — mistrauisch un
tyrannisch: der Stellvertreter seines Sohnes Hussan in der Ve
waltung des Paschalikes von Tripolis wurde von ihm wege
angeblichen Verrathes durch Gewalt und List aus dem Wege ge
räumt.[2] Durch die bisherigen Erfolge verwöhnt, kannte Fakhr
ed-din jetzt auch in seiner Eroberungslust keine Grenzen meh
namentlich seitdem er von Toscana her mit Waffen und Munitio
reichlich versehen wurde; obenein schwand mit dem Tode seine
staatsklugen Mutter Setnesep der einzige mäßigende Einfluß, de
bisher bei ihm etwas gegolten hatte. Die wilden Bergvölker i
nördlichen Libanon bei Antiochien wurden überwältigt; Fakhr-e
din's Herrschaft reichte bis in die Gegend von Aleppo. Name
lich war sein Sohn Ali unermüdlich kriegerisch thätig und
warb sich durch seine Schnelligkeit und Schlagfertigkeit einen w
und breit gefürchteten Namen.

Unter diesen Umständen wuchs die Zahl der Feinde u
Neider, die auf Fakhr-ed-din's Sturz hinarbeiteten, doppelt schn
Die von der Uebermacht des Großemirs Bedrängten suchten
Pforte, die sich über des angeblichen Vasallen wahre Absich
doch schon längst nicht mehr täuschen konnte, zu einem rücksich
los entschiedenen Vorgehen gegen denselben zu bestimmen. E
neuer, ganz diese Gesinnungen theilender Großvezier bot die Ha
zur Ausführung solcher Plane. Durch einen gewaltigen Ang

---

[1] Mariti, a. a. O., S. 168.

[2] Ebend., S. 239—40.

sehr bedeutende Geldmittel. Diese sich in großer Menge zu beschaffen verstand er vortrefflich. Zunächst galt alles Land als sein Eigenthum, für dessen Benutzung an ihn Zins gezahlt werden mußte; die Höhe desselben richtete sich nach der Art, in der das Land benutzt wurde: für hundert Oelbäume z. B. mußten 30, für hundert Maulbeerbäume 6 Piaster jährlich entrichtet werden. Reichen Gewinn brachte dem Großemir auch die Seidenzucht, welche er auf seine Rechnung in großem Maßstabe betreiben ließ. Dann gehörten ihm die Felle von allen geschlachteten oder gefallenen Thieren. Für die von Damaskus aus in sein Gebiet importirten Waaren — und gerade Beiruts Handel nahm durch die Verbindung mit Damaskus damals einen glänzenden Aufschwung — mußte ein Eingangszoll entrichtet werden; die aus seinem Gebiete exportirten zahlten zum Theil einen hohen Ausgangszoll. Jedes in einem der Häfen von Fakhr-ed-din's Gebiet verkehrende Schiff hatte 50 Piaster jährlich an Hafengebühr zu entrichten. Dazu kamen dann die sehr bedeutenden Erträge aus den Tributen, den Steuern und dem Kopfgelde. Fakhr-ed-din's Gesammteinkommen berechnete man auf 1,200,000 Piaster. Der Aufwand desselben für seinen Hofhalt betrug angeblich das Jahr 400,000 Piaster; 140,000 Piaster hatte er Tribut an die Pforte zu zahlen; so begreift man, daß es Fakhr-ed-din möglich war, im Laufe der Zeit große Schätze anzusammeln.[1] Auch hören wir, daß er große Summen nach Florenz geschickt haben soll, um sie auf der dortigen Bank sicher anzulegen.[2] Die Fakhr-ed-din zur Verfügung stehenden Streitkräfte waren der Eigenart ihrer Zusammensetzung nach schwer auch nur ungefähr zu schätzen: an Fußtruppen soll er bis zu 10,000 Mann haben aufbringen können, dagegen schlug man die Reiterei nur auf 500 Mann an; diese Schwäche jedoch wurde mehr als aufgewogen dadurch, daß Fakhr-ed-din aus den ihm verbündeten Araberstämmen der

[1] Mariti, a. a. O., S. 164—67.
[2] Ebend., S. 233.

Wüste und des Hauran bis zu 10,000 Reiter aufbring[en] konnte.[1]

Aber schon hatte Fakhr=ed=din den Höhepunkt seiner Laufbah[n] erreicht. Die Katastrophe folgte schnell und furchtbar. Imme[r] rücksichtsloser trat der Großemir der ohnmächtigen Pforte ent gegen: als der Großvezier Repez=Pascha während des Krieg[es] gegen die Perser mit dem Heere in seinem Gebiet Winterquartier nehmen wollte, jagte ihn Fakhr=ed=din mit gewaffneter Hand au[s] dem Lande. Gegen seine Untergebenen aber wurde er — da[s] gewöhnliche Schicksal der Emporkömmlinge — mistrauisch un[d] tyrannisch: der Stellvertreter seines Sohnes Hussan in der Ver waltung des Paschalikes von Tripolis wurde von ihm wege[n] angeblichen Verrathes durch Gewalt und List aus dem Wege ge räumt.[2] Durch die bisherigen Erfolge verwöhnt, kannte Fakhr ed=din jetzt auch in seiner Eroberungslust keine Grenzen mehr namentlich seitdem er von Toscana her mit Waffen und Munitio[n] reichlich versehen wurde; obenein schwand mit dem Tode seine staatsklugen Mutter Setnesep der einzige mäßigende Einfluß, de[r] bisher bei ihm etwas gegolten hatte. Die wilden Bergvölker i[m] nördlichen Libanon bei Antiochien wurden überwältigt; Fakhr=e[d]= din's Herrschaft reichte bis in die Gegend von Aleppo. Namen lich war sein Sohn Ali unermüdlich kriegerisch thätig und e warb sich durch seine Schnelligkeit und Schlagfertigkeit einen w und breit gefürchteten Namen.

Unter diesen Umständen wuchs die Zahl der Feinde u Neider, die auf Fakhr=ed=din's Sturz hinarbeiteten, doppelt sch[n]. Die von der Uebermacht des Großemirs Bedrängten suchten Pforte, die sich über des angeblichen Vasallen wahre Absich[t] doch schon längst nicht mehr täuschen konnte, zu einem rücksich los entschiedenen Vorgehen gegen denselben zu bestimmen. E neuer, ganz diese Gesinnungen theilender Großvezier bot die Ha zur Ausführung solcher Plane. Durch einen gewaltigen Angr

---

[1] Mariti, a. a. O., S. 168.

[2] Ebend., S. 239—40.

sollte Fakhr-ed-din vernichtet werden; nun mußte es sich zeigen, wie es um die Festigkeit von dessen Schöpfung stand. Aber gleich unter sehr ungünstigen Vorzeichen trat der Großemir in den Entscheidungskampf ein. In Toscana war man der nutzlosen Opfer für ein abenteuerliches Unternehmen nachgerade müde geworden; zudem wurde das Land und namentlich die Hauptstadt eben damals von einer verderblichen Seuche heimgesucht und niemand hatte mehr Sinn für den einst angestaunten Drusenfürsten. Der toscanische Consul Verrazzano reiste heim; die durch ihn in Fakhr-ed-din's Dienste gekommenen Techniker und Handwerker kehrten ebenfalls nach Italien zurück. Schnell rückte nun die Katastrophe heran. Im Juli 1633 erschien die türkische Flotte an der syrischen Küste; da Fakhr-ed-din ihr gar keine Seemacht entgegenzustellen hatte, so unterwarfen sich Beirut, Sidon und Tyrus sofort. Gleichzeitig aber rückten die Paschas von Damaskus, Jerusalem und Gaza gegen Fakhr-ed-din heran, von den durch diesen vielfach gekränkten kleinern Stämmen Galiläas unterstützt. Blos die Araber des Hauran hielten es noch mit dem Großemir. So beruhte dessen Heil denn bald allein noch auf seinen Burgen im Gebirge; dennoch schlug er verblendet die ihm angebotene Hülfe der Perser aus, welche eben damals siegreich bis in die Gegend von Aleppo vorgedrungen waren. Eine Botschaft nach Toscana hatte jetzt natürlich keinen Erfolg mehr.

Schlag folgte nun auf Schlag. Fakhr-ed-din's Bruder Junes und sein als Krieger gefeierter Sohn Ali, beide fielen 1633 nach mancher kühnen That im Kampfe gegen die türkische Uebermacht. Entmuthigt dachte der Großemir an eine zweite Flucht nach Toscana, diese aber war schon durch die türkische Flotte unmöglich geworden. So blieb Fakhr-ed-din denn schließlich kein anderer Ausweg mehr, als daß er sich mit wenigen Getreuen in unzugänglichen Höhlen in der Nähe der Burg Gesin verbarg. Durch Verrath wurde den Feinden sein Schlupfwinkel bekannt; durch Sprengung der Felsen und durch Anlegung einer Mine suchten sich diese Zugang zu der Höhle zu schaffen, drohten schließlich Fakhr-ed-din durch Rauch zu ersticken. Da ergab

sich Fakhr-ed-din am 13. November 1634 mit seinen beid
jüngern Söhnen. Auch seine vier Frauen, die in dem feste
Deir-el-Kamr waren, fielen mit diesem bald danach in die Händ
der Sieger. Als Gefangener wurde Fakhr-ed-din nach Konstan
tinopel geführt; doch schien seine Sache noch nicht ganz verloren
denn man schonte sein Leben. Da griff Fakhr-ed-din's Neff
Melchem, der Sohn Junes', mit den Arabern des Hauran noch
einmal gegen den zur Gnade geneigten Großherrn zu den Waffe
und überfiel die syrischen Küstenstädte, namentlich auch Beirut
Sofort erging nun der Befehl zur Hinrichtung der noch in Da
maskus gefangen gehaltenen vier Gemahlinnen des Großemir
sowie seines Sohnes Hussan (April 1635) und um dieselbe Zei
(13. April 1635) endete Fakhr-ed-din selbst, 52 Jahr alt, i
gleicher Weise zu Konstantinopel. Fast der ganze Stamm Fakhr
ed-din's wurde mit in das Verderben seines Haupts gerissen
Später erhielt allerdings Fakhr-ed-din's Neffe Melchem sein Erb
vom Sultan zurück, bekam auch die Statthalterschaft von Beirut
Sidon, Tyrus und Accon und wurde auch als Großemir aner
kannt. Er starb 1658. Sein Geschlecht aber behauptete sic
unter türkischer Oberhoheit in seinen Würden, bis es 177
ausstarb.

Mit dem Sturze Fakhr-ed-din's war es denn auch mit de
Aussichten des durch den Großemir so begünstigten Beirut für
erste wiederum vorbei. Infolge der Vorzüge der Lage, mit dene
die Natur sie ausgestattet, behauptete die Stadt auch unter d
veränderten Verhältnissen noch einigermaßen ihre Bedeutung a
Hafen von Damaskus. Die Pforte aber, welche in der Bl
und dem Reichthum von Beirut der Macht der noch immer ih
Unabhängigkeit behauptenden Drusen nur eine neue Stütze e
wachsen zu sehen fürchtete, suchte den Handel von dort weg na
Tripolis und nach Sidon zu nöthigen, und errichtete deshalb
Beirut trotz aller Bitten darum keine Douane. Vollends schwe
Schicksalsschläge aber trafen die Stadt in der zweiten Hälfte d
18. Jahrhunderts. Beirut schien trotz der bisher bewiesenen zäh
Lebensfähigkeit dem Untergange geweiht zu sein.

In ähnlicher Weise, nur in weniger großartigem Maßstabe wie einst Fakhr-ed-din, hatte sich seit 1750 der Beduinenschech Daher[1] von Safed aus in der Küstenlandschaft ausgebreitet und ich mit Hülfe der der Pforte feindlichen Metawolis, einer fana- ischen mohammedanischen Sekte im Libanon, Accons und anderer sten Plätze bemächtigt. Als dieser sich aber schließlich auch in iner Stellung bedroht sah, namentlich nachdem sein Bundes- nosse Ali-Bey von Aegypten durch die Empörung Mohammed-Bey's gestürzt worden war, verband er sich in seiner Bedrängniß it den eben in einem siegreichen Kriege gegen die Pforte be- riffenen Russen. Infolge dessen erschien 1772 eine russische Flotte vor Beirut, welches sich in den Händen des Daher feindlichen mir Jussuf befand, und bombardirte die Stadt, in der nicht eniger als 300 Häuser zerstört sein sollen. Bald danach sah ich Emir Jussuf durch einen seiner eigenen Diener, den er zum Gouverneur von Beirut eingesetzt hatte, aus dem Besitz der Stadt erdrängt, nämlich durch den späterhin so berühmt und auch so erüchtigt gewordenen Achmed-el-Dschezzar, d. h. der Schlächter — den Namen erhielt derselbe später wegen einer unter seinen treulosen Frauen angerichteten blutigen Schlächterei.[2] Um die Stadt wiederzugewinnen ging nun Jussuf mit dem bisher von ihm bekämpften Daher ein Bündniß ein; ein zweiter russischer Angriff erfolgte auf Beirut von der Seeseite her, während Jussuf die Stadt mit seinen Drusen von der Landseite her bestürmte und schließlich auch zur Uebergabe zwang. Nachdem dann aber auch Daher, der Nachfolger Fakhr-ed-din's, der Vorläufer Mehemet-Ali's von Aegypten, endlich der Uebermacht seiner Feinde und dem Verrath seiner Diener erlegen und 1775 bei dem Versuche, aus dem von den Türken genommenen Accon zu Pferde zu entfliehen, erschossen worden war, kam Beirut mit dem gesammten Paschalik von Sidon an Achmed-el-Dschezzar, der sich durch

---

[1] Vgl. Volney, Voyage en Syrie, II, 84 fg.

[2] Vgl. u. a. Travels of Lady Hester Stanhope, I, 281 fg.

die erfolgreiche Bekämpfung Daher's Anspruch auf den Dank d
Pforte erworben hatte.

Achmed-el-Dschezzar, der späterhin durch die Verthei
gung von Accon gegen Bonaparte (1798) auch in Europa b
kannt wurde, war ein echt orientalischer Despot, der seine Unte
thanen durch blutigen Schrecken zu bändigen wußte. Währe
Beirut bisher eigentlich so gut wie im Besitz der Drusen gewes
war und als Hafenort des Drusengebiets für deren Selbständig
keit die höchste Bedeutung hatte, machte sich Achmed jetzt zu
Herrn der Stadt, indem er eine starke türkische Besatzung hinei
legte. Um jene Zeit (1783—1785) besuchte Volney auf sein
syrischen Reise auch Beirut. Den Hafen fand er[1] von Fakh
ed-din's Zeiten her zum Theil zugeschüttet und daher versandet
die Stadt war mit einer Mauer aus weichem Gestein umgeben
jedoch einem leidlich ernsten Angriff gegenüber nicht zu verthei
digen, doch war der Handel mit der in den Maroniten- un
Drusenbezirken producirten Seide und Baumwolle nicht ganz u
beträchtlich — Volney veranschlagt den Werth der Ausfuhr davo
auf etwa 6000 Thaler jährlich — und ging namentlich na
Kairo. Die Haupteinfuhrartikel waren Reis, Taback, Kaffee un
Silber, welche nach der Bekaa und dem Hauran hin gegen Ge
treide ausgetauscht wurden. Auch rühmt Volney den reichen An
bau der Gegend mit Maulbeerbäumen u. s. w.

Als 1804 Achmed-el-Dschezzar starb, zerfiel die von ihm be
gründete und schließlich der Pforte auch nur noch dem Name
nach unterthänige Macht, und mit den übrigen Theilen vo
Syrien kam auch Beirut wieder direct unter das türkische Reg
ment zurück, unter dem es mit ganz Syrien seitdem schwer z
leiden gehabt hat. Schlimme Erfahrungen standen Beirut infolg
jähen Glückswechsels noch bevor. Denn als ein Glück für d
Entwickelung des Landes überhaupt war es anzusehen, daß Syrie
1831 bei dem Ausbruch des Kriegs zwischen der Pforte un
Mehemet-Ali von Aegypten in die Hände des letztern fiel. Vo

[1] Volney, II, 170.

dem freiern, dem Aufschwung der Cultur günstigen Geiste, welcher das ägyptische Gouvernement im Gegensatze zu der elenden türkischen Wirthschaft erfüllte, ließ sich namentlich für die Entwickelung des Handels und die Hebung des allgemeinen Wohlstands das Beste hoffen. Auch waren die Anfänge vielversprechend. Die Kohlenreichthümer des Landes, die namentlich im Bezirk von Metn, im Quellgebiet des Nahr-Beirut sehr bedeutend sind, fing man unter ägyptischer Herrschaft an auszubeuten; später gab man den für die Cultur des Landes so wichtigen Versuch wieder auf, weil der elende Zustand der Straßen oder vielmehr der gänzliche Mangel an solchen den Transport der Kohlen nach den Fabrikorten zu kostspielig machte.[1] Auch für Beirut selbst sorgte die ägyptische Verwaltung: auf der Rhede wurde zu besserm Schutze der dort ankernden Schiffe ein Damm aufgeschüttet, der den damaligen Bedürfnissen wol entsprach, heutigentags jedoch nicht mehr genügt. Auch die Bevölkerung nahm in jener Zeit der ägyptischen Herrschaft schnell zu.[2] Bekanntlich aber erfuhr diese günstige Entwickelung Syriens bald eine jähe Unterbrechung. Als bei der Erneuerung des türkisch-ägyptischen Conflicts Mehemet-Ali durch den Sieg bei Nisibis und den Uebergang der türkischen Flotte zu seiner Sache vollends kühn gemacht, die erbliche Herrschaft über Aegypten, Syrien und Kreta verlangte und der ohnmächtigen Pforte sein Gebot aufzuzwingen drohte, erfolgte, wahrlich zum Unheil des eben sich erhebenden und neuauflebenden Landes, jene Intervention der Großmächte — blos Frankreich stand auf der Seite des Aegypters —, welche die Türkei noch einmal rettete um den doch wahrlich als zu hoch zu bezeichnenden Preis, daß das zu einer so hohen Cultur berufene und für den Weltverkehr so wichtige Syrien von neuem der allerärgsten Uncultur, ja der Barbarei wehrlos überliefert wurde. Eine englische Flotille, durch ein türkisches Geschwader verstärkt,

---

[1] Vgl. J. Zwiedinek von Südenhorst, Syrien und seine Bedeutung für den Welthandel (Wien 1873), S. 20.

[2] Vgl. Robinson, III, 731, N. 2.

erschien vor Beirut und beschoß die Stadt vom 10. bis 16. September 1840; da legten die ägyptischen Besatzungstruppen die Waffen nieder und Beirut wurde den Siegern übergeben. Die Stadt hatte durch das Bombardement und namentlich durch das Auffliegen eines Pulverthurms vielfach Schaden gelitten; die Einwohner aber waren schließlich froh, von den verwilderten ägyptischen Horden, die zuletzt offen zu plündern angefangen hatten, befreit zu sein.

In den mehr als dreißig Jahren, die seit diesem Ereigniß, dem der Sturz des bis zuletzt an dem Aegypter festhaltenden Großemirs der Drusen und damit das Ende der alten drusischen Verfassung folgte, verflossen sind, ist Beirut als eine ganz neue Stadt aus den Trümmern erstanden und hat sich zu einer Blüte und einer Bedeutung entwickelt, wie es sie kaum jemals zuvor erreicht gehabt hat. Die schöne, durch neuentstandene, schmucke Stadttheile ausgezeichnete Stadt, die sich vom Meere ebenso wie vom Gebirge so unvergleichlich malerisch präsentirt, zählt heutigentags wenigstens 80,000 Einwohner. Darunter befindet sich eine sehr zahlreiche europäische Colonie, welche zu dem steigenden Wohlstand der nun erst recht zum Haupthafen von ganz Syrien gewordenen Stadt wesentlich beigetragen hat. Auch die Zahl der dort ansässigen Deutschen ist eine beträchtliche, und dieselben haben an dem blühenden Handel hervorragenden Antheil. Schon in der Stattlichkeit der öffentlichen Gebäude und der Privathäuser findet der Reichthum Beiruts anmuthigen Ausdruck. Dabei nimmt die räumliche Ausdehnung der Stadt fortwährend zu und immer neue Quartiere entstehen auf den obern, bisher unbebauten Höhen. Dabei hat man — was als etwas im Orient ganz Ungewöhnliches besonders hervorgehoben zu werden verdient — bei dem Neubau der Stadt die Mehrzahl der Straßen breit genug angelegt, um den Wagenverkehr zu ermöglichen, und die durch die zwischenliegende Thalsenkung nach dem Libanon führende damascener Straße bietet der schönen Welt von Beirut, der abendländischen wie der einheimischen, einen trefflichen Schauplatz, um sich in glänzender Toilette sehen zu lassen und förmlich einen Corso

u halten. So läßt es sich denn selbst für den verwöhnten Euro-
äer in Beirut leben, ohne auf wesentliche Stücke des euro-
äischen Comfort Verzicht leisten zu müssen. Auch soll sich in
er europäischen Colonie, in welcher jetzt freilich nicht mehr wie
is 1870 die Franzosen tonangebend sind, während des Winters
in reges und gehaltvolles geselliges Leben entfalten; daß es an
olchem auch im Sommer nicht fehlt und daß man namentlich
ie herrlichen Schöpfungen unserer deutschen Musik selbst in der
Ferne nicht vergessen hat, kann ich aus eigener, genußreicher Er-
ahrung in dankbarer Erinnerung bezeugen.

Beirut ist gegenwärtig der Knotenpunkt des Handelsverkehrs
n ganz Syrien. Sowol die Dampfer des Oesterreichischen Lloyd,
ie zwischen Alexandrien und Konstantinopel den Verkehr unter-
alten, wie die französischen Dampfer der Messageries mari-
imes, die zwischen Beirut, Alexandrien und Marseille verkehren,
ls auch die Alexandrien mit Odessa verbindenden russischen
Dampfer legen auf ihren sämmtlichen Fahrten in Beirut an.
Auch die Segelschifffahrt ist bedeutend; den Verkehr mit den klei-
nern Häfen der syrischen Küste vermitteln meist türkische Küsten-
fahrer, aber auch italienische und österreichische Schiffe verkehren
viel; die Amerikaner bringen Petroleum und nehmen als Rück-
fracht Schafwolle und Hadern.[1]

---

[1] Vgl. Zwiedinek von Südenhorst, a. a. O., S. 78 fg. Nach eben-
daselbst S. 104 fg. mitgetheilten statistischen Uebersichten liefen in den Jahren
1866—71 in Beirut überhaupt 1773 Dampfschiffe mit im ganzen
1,296,379 Tonnen Gehalt ein. Auffallend ist die Verminderung des eng-
lischen Dampfschiffverkehrs: 1866 liefen 120 englische Dampfer mit
94,546 Tonnen Gehalt, 1871 nur 33 mit 60,080 Tonnen Gehalt ein. Die
Zahl der österreichischen Dampfer ist ziemlich constant geblieben, der
Tonnengehalt dagegen hat sich verdoppelt: 1866 52 Schiffe mit 31,200 Ton-
nen, 1871 53 Schiffe mit 64,354 Tonnen Gehalt. Auch der französische
Dampferverkehr ist sehr zurückgegangen: 1866 liefen in Beirut ein 95 fran-
zösische Dampfer mit 82,899 Tonnen, 1871 33 mit 43,012 Tonnen Gehalt.
An Segelschiffen liefen nach derselben Quelle 1866—71 im ganzen ein
17,677 mit 402,753 Tonnen, darunter 17,038 türkische Schiffe mit 372,347
Tonnen Gehalt. An Ausfuhrartikeln kommen für Beirut namentlich in Be-

Aber auch in Bezug auf das geistige Leben ist Beirut in neuerer Zeit der Mittelpunkt Syriens geworden; der Fremde ist überrascht, wenn er die mannichfaltige und energische Bethätigung desselben kennen lernt. Die Bevölkerung ist geistig geweckter und strebsamer als die aller andern syrischen Städte, sie wendet — etwas im Orient im allgemeinen sehr seltenes — den politischen und socialen Ereignissen nicht nur in der Türkei, sondern auch in den europäischen Ländern große Aufmerksamkeit zu.[1] Ueberraschend ist namentlich der Eifer, mit dem die Zeitungslectüre betrieben wird; eine Menge Zeitungen — irre ich nicht, zur Zeit mindestens zehn — erscheinen allein in Beirut selbst, meist natürlich in arabischer Sprache. Dem entspricht denn auch die für eine türkische Stadt befremdliche hohe Zahl und die Größe der in Beirut vorhandenen Buchdruckereien. Den ersten Platz unter denselben nimmt die den Jesuiten gehörige ein; ihr zunächst steht die mit den amerikanischen Missionsanstalten verbundene. Nicht nur Werke religiösen Inhalts, sondern auch wissenschaftliche Bücher, namentlich arabische Uebersetzungen geschichtlicher und geographischer Werke des Abendlandes, Chrestomathien, Wörterbücher und dergleichen sind von denselben in rascher Reihenfolge veröffentlicht worden und haben sehr viel zur Verbreitung größerer Bildung im Lande beigetragen.

Auf diesem Gebiete hat die Mission, die protestantische so gut wie die katholische mächtig anregend gewirkt und sich ein großes Verdienst um die Hebung der geistigen Cultur im Lande erworben. Denn auch für das kirchliche Leben Syriens ist Beirut der Mittelpunkt: römisch-katholische, englische und amerikanische Missionsanstalten haben dort ihren Sitz, von dem aus sie das Netz ihrer Thätigkeit über das ganze Land bis nach Damaskus hin ausbreiten. Ueber die Wirksamkeit dieser Institute sind die Urtheile natürlich sehr verschieden. Den Gegnern derselben

---

tracht: Getreide, Taback, Rindshäute, Schwämme, Wolle, Hadern, Baumwolle, Rohseide, Seidenstoffe (Kaffieh und Gürtel), Pantoffeln und Kissen.

[1] Vgl. a. a. O., S. 94 fg.

wird man zugeben müssen, daß der Uebereifer ihrer Organe oft schädlich wirkt und daß selbst mit den Bekehrungen nichts gewonnen wird, wenn nicht zugleich für die Elemente der Bildung Sorge getragen und auch zu einer Aufbesserung der oft so tief verkommenen wirthschaftlichen Zustände wenigstens der Anfang gemacht wird. Am wenigsten leisten — darin stimmt, soviel ich gesehen, das Urtheil aller Einsichtigen zusammen — trotz der außerordentlich großen Mittel, die sie aufwenden, die englischen Missionsanstalten, da bei ihnen fast immer der ausschließlich kirchliche und confessionelle Gesichtspunkt allein maßgebend ist, sie also gewissermaßen in die Luft bauen. Die meiste Anerkennung finden — und wahrlich mit Recht — die Amerikaner: als praktische Menschen fangen sie nicht mit dem Predigen und Bekehren an, sondern mit der Gründung von Schulen, in denen die einheimische Jugend, gleichviel welches Glaubens, in einer Weise unterrichtet wird, die ihrer geistigen Entwickelung ebenso dient wie ihrer Brauchbarkeit im bürgerlichen Leben und damit ihrer materiellen Wohlfahrt; von einer solchen Grundlage aus läßt sich dann aber späterhin auch die eigentlich bekehrende Thätigkeit mit ganz anderm Erfolge in Angriff nehmen. Als das glänzendste Ergebniß dieser verdienstvollen Bestrebungen darf die „nationale Schule" nicht unerwähnt gelassen werden, welche ein Syrier, Namens Bistani, mit Unterstützung der amerikanischen Missionsanstalten errichtet hat.[1] Ihr Lehrplan umfaßt den Unterricht in der arabischen, türkischen, französischen, englischen, lateinischen und alt- und neugriechischen Sprache, in Naturrecht und Handelsrecht, in Grammatik, Rhetorik und Logik, in Geographie und Geschichte, in Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, in Schönschreiben und Zeichnen, in kaufmännischer Buchführung und nach Wunsch in den verschiedenen schönen Künsten. Zur Zeit wirken an dieser Anstalt, welche Kinder aller Bekenntnisse aufnimmt, ohne ihre Tendenz, zur Verbreitung der protestantischen Lehre zu wirken, irgend zu verbergen, 19 Lehrer in dem Unterricht von 180 Schü-

[1]) Ebend., S. 92—93.

lern. Aber auch noch höhere Ziele zu verfolgen haben die Amerikaner den Muth und die Mittel gefunden; und auch hier können sie sich der schönsten Erfolge rühmen. 1865 ist ein sehr reich ausgestattetes Syrian Protestant College, ein allgemeines evangelisches Collegium für Syrien begründet worden. Die Einrichtung und das Ziel desselben entspricht im allgemeinen denen der Bistanischen Anstalt, doch ist mit ihm — und das ist die Quelle reichen Segens für das Land geworden und wird es noch immer mehr werden — eine besondere Abtheilung für das Studium der Medicin verbunden zur Ausbildung praktischer Aerzte. Dieselbe ist mit allen Lehrmitteln auf das Beste ausgestattet und hat denn auch entsprechend Gutes geleistet. Ein so glänzendes Beispiel mußte natürlich nach allen Seiten hin zur Nachahmung anreizen, und zwar nicht blos innerhalb der Missionen, sondern auch in den Kreisen der Eingeborenen. Das erfreuliche Ergebniß des auf diese Art erzeugten Wetteifers ist, daß zur Zeit in Beirut nicht weniger als 37 Schulen bestehen, in denen gegen 2700 Kinder von 114 Lehrern unterrichtet werden.

Die katholische Bevölkerung, bei welcher die französischen Sympathien noch immer groß sind, lehnt sich natürlich auch in kirchlicher Beziehung an Frankreich an. So haben in Beirut die Soeurs de charité eine große Anstalt, in welcher ein Krankenhaus und ein viel besuchtes Erziehungsinstitut für junge Mädchen vereinigt sind. Im Osten erhebt sich über der Stadt das burgartige, zinnengekrönte Haus der Dames de Nazareth. Neuerdings haben die Jesuiten ein großes Territorium angekauft und sind mit der Begründung einer glänzend ausgestatteten Anstalt beschäftigt, die offenbar zum Centrum für die über ganz Syrien auszubreitende Jesuitenmission bestimmt ist.

Die protestantischen und die deutschen Interessen haben auf diesem Gebiete eine ausgezeichnete Vertretung erhalten in der Diakonissenanstalt, welche nach den Christenmassacres zum Theil aus den Geldern gegründet ist, welche von Deutschland zur Unterstützung der mishandelten Christen geschickt, aber nicht mehr zur Verwendung gekommen waren. Das Waisenhaus, in welchem

zuerst die hinterbliebenen Kinder der damals von den fanatischen Türken und Drusen ermordeten Christen Aufnahme gefunden hatten, gewährt zur Zeit etwa 150 Mädchen aus arabischen Christenfamilien eine entsprechende Erziehung. Das zur Erziehung und zum Unterricht der Töchter höherer Stände bestimmte Pensionat, welches damit verbunden ist, zählt gegenwärtig etwa 70 Pensionärinnen, unter denen — eine große Schwierigkeit für den Unterricht — alle Nationen und die ungleichmäßigsten Stufen der Vorbildung vertreten sind. Bei Gelegenheit einer bei Schluß des Cursus vor den großen Sommerferien stattfindenden Prüfung, welcher ich beiwohnen durfte, habe ich in die Leistungen dieser Anstalt einen Einblick gewonnen und muß bekennen, daß, was ich da gehört, mir aufrichtige Achtung vor der Thätigkeit der dort wirkenden kaiserswerther Schwestern eingeflößt hat. Ganz besonders erfreulich aber war der Eindruck, welchen die musterhafte Sauberkeit und Ordnung und das sichtbar fröhliche Gedeihen der zahlreichen jungen Pfleglinge des Waisenhauses machten. Beide Anstalten sind übrigens in einem schön gelegenen, geräumigen und luftigen, trefflich eingerichteten Hause vereinigt. Unmittelbarer noch wird von der einheimischen Bevölkerung die segensreiche Wirkung des Hospitals verspürt, welches von dem Johanniterorden gegründet und gleichfalls von kaiserswerther Diakonissinnen geleitet wird. Die Frauenstation zählt einige vierzig, die Männerstation einige funfzig Betten. Die ärztlichen Verrichtungen werden von den Lehrern der amerikanischen medicinischen Schule wahrgenommen, welche so zugleich für ihre Lehrzwecke eine werthvolle Förderung gewinnen, eine Einrichtung, die, erst neuerdings getroffen, sich ausgezeichnet bewährt hat und mit der beide Theile sehr zufrieden sind. Das Hospital, seine Aerzte und treuen Pflegerinnen erfreuen sich der größten Beliebtheit, und zu den Consultationstagen strömen die Kranken Tagereisen weit herbei; ein förmliches Lager sieht man dann vor dem Hospital aufgeschlagen, das über der Stadt, nahe von Ras-Beirut liegt, in luftiger, gesunder Höhe mit herrlichem Rundblick auf Meer, Stadt und Gebirge.

lern. Aber auch noch höhere Ziel-
rikaner den Muth und die Mi-
sie sich der schönsten Erfo-
ausgestattetes Syrian P
gelisches Collegium f
tung und das Ziel
Bistanischen Anst
reichen Segens
mehr werden
Medicin r
ist mit
auch
muß
un

III.

Sidon.

Unser erster Aufenthalt in Beirut war nur kurz gemessen; je weiter die von der Heimat an zurückgelegte Strecke schon war, um so mehr drängte es den verhältnißmäßig kleinen Rest möglichst schnell zu durchmessen und zu dem eigentlichen Ziele und an die vorgeschriebene Arbeit zu gelangen. So blieben wir denn diesmal nur vierundzwanzig Stunden in Beirut; bereits am Morgen des 6. Mai stiegen wir zu Pferde, um die Reise südwärts über Sidon nach Tyrus fortzusetzen.

Die europäische Art des Reisens, die uns bis hierher geführt, hatte nun ein Ende, und auf lange Zeit hatten wir in Beirut zum letztenmal in einem Hotel — wenn auch schon einem halb orientalisch eingerichteten — gewohnt. In Tyrus war dergleichen Luxus nicht mehr zu hoffen, und mehr als die leeren vier Wände eines arabischen Hauses gegen Geld und gute Worte gemiethet zu erhalten durften wir nicht erwarten. Für die einfachste europäische Bequemlichkeit, welche man bei längerm Aufenthalte an einem Orte und anstrengender Arbeit doch nicht wohl entbehren kann, mußte gleich von Beirut aus gesorgt werden, denn nur dort war dergleichen noch zu haben. So war denn schon mit Tagesanbruch eine ganze kleine Karavane von Maulthieren und Eseln mit den für einen längern Aufenthalt nöthigen Geräthschaften — einer ganzen kleinen Haushaltung — vorausgegangen: Betten und Bettgestelle, Tische und Stühle, Teppiche,

'nd Kochgeräth, der im Orient unvermeidliche und unent-
?och und ein Diener eilten voran, um uns bei unserer
`er einst so reichen, jetzt so elenden Phönizierstadt ein
Unterkommen zu bereiten. Wir selbst ritten in gar
.r Stimmung, gehoben durch die Fülle der auf uns ein-
.genden neuen Eindrücke, in den strahlenden Morgen hinaus,
geleitet von zwei schmucken bewaffneten Reitern — sogenannten
Sabtieh[1], d. i. Gensdarmen — in höchst kleidsamem Costüm,
welche uns Ibrahim-Pascha, der Gouverneur von Beirut, mit-
gegeben hatte, nicht als ob man auf dem ganz sichern und sehr
belebten Wege eines Schutzes bedurft hätte, sondern um uns eine
unsern Auftraggeber ehrende Höflichkeit zu erweisen, und gefolgt
von unserm Dragoman.

Hier müßte ich nun eigentlich einhalten und meinen verehr-
ten Lesern in einer längern Abhandlung Wesen und Werth des
Dragomans für den Orientreisenden auseinandersetzen, und das
wäre ohne Frage ein lehrreiches Kapitel, von dem namentlich
auch der schon so lange in Vorbereitung befindliche und von so
manchem sehnsüchtig erwartete Bädeker für den Orient und, wer
sich einst der Leitung desselben anvertrauen wird, reichen Gewinn
haben würde. Doch widerstehe ich der Versuchung und begnüge
mich mit der auf Erfahrung beruhenden Erklärung, daß mit
einem schlechten oder ganz ohne Dragoman der Orientreisende
nichts, mit einem guten Dragoman alles ist. Denn ein solcher
ist für den Reisenden alles: Dolmetscher und Reisemarschall,
Diener und Gesellschafter, Koch und Haushofmeister; in allen
Fällen, bei jedem Bedürfniß und in jeder Verlegenheit weiß ein
guter Dragoman Rath und Hülfe; gegen ein bestimmtes Pausch-
quantum täglich beköstigt und logirt er seine Schützlinge, miethet
Reitpferde und Lastthiere, kurz, besorgt alles, was dem der
Sprache und der Landessitte ganz Unkundigen oder doch nur sehr
wenig Kundigen tausendfache Verlegenheiten bereiten und ihn zum

[1] Genauer Sabtiyyeh — von Sabt, die Ordnung — die Bezeichnung
entspricht also ziemlich genau unserm „Schutzmann".

III.

Sidon.

Mein erster Aufenthalt in Beirut war nur kurz gemessen; je weiter die von der Heimat an zurückgelegte Strecke schon war, um so mehr drängte es den verhältnißmäßig kleinen Rest möglichst schnell zu durchmessen und zu dem eigentlichen Ziele und an die vorgeschriebene Arbeit zu gelangen. So blieben wir denn diesmal nur vierundzwanzig Stunden in Beirut; bereits am Morgen des 6. Mai stiegen wir zu Pferde, um die Reise südwärts über Sidon nach Tyrus fortzusetzen.

Die europäische Art des Reisens, die uns bis hierher geführt, hatte nun ein Ende, und auf lange Zeit hatten wir in Beirut zum letztenmal in einem Hotel — wenn auch schon einem halb orientalisch eingerichteten — gewohnt. In Tyrus war dergleichen Luxus nicht mehr zu hoffen, und mehr als die leeren vier Wände eines arabischen Hauses gegen Geld und gute Worte gemiethet zu erhalten durften wir nicht erwarten. Für die einfachste europäische Bequemlichkeit, welche man bei längerm Aufenthalte an einem Orte und anstrengender Arbeit doch nicht wohl entbehren kann, mußte gleich von Beirut aus gesorgt werden, denn nur dort war dergleichen noch zu haben. So war denn schon mit Tagesanbruch eine ganze kleine Karavane von Maulthieren und Eseln mit den für einen längern Aufenthalt nöthigen Geräthschaften — einer ganzen kleinen Haushaltung — vorausgegangen: Betten und Bettgestelle, Tische und Stühle, Teppiche,

Tisch- und Kochgeräth, der im Orient unvermeidliche und unentbehrliche Koch und ein Diener eilten voran, um uns bei unserer Ankunft in der einst so reichen, jetzt so elenden Phönizierstadt ein menschliches Unterkommen zu bereiten. Wir selbst ritten in gar fröhlicher Stimmung, gehoben durch die Fülle der auf uns eindringenden neuen Eindrücke, in den strahlenden Morgen hinaus, geleitet von zwei schmucken bewaffneten Reitern — sogenannten Sabtieh[1], d. i. Gensdarmen — in höchst kleidsamem Costüm, welche uns Ibrahim-Pascha, der Gouverneur von Beirut, mitgegeben hatte, nicht als ob man auf dem ganz sichern und sehr belebten Wege eines Schutzes bedurft hätte, sondern um uns eine unsern Auftraggeber ehrende Höflichkeit zu erweisen, und gefolgt von unserm Dragoman.

Hier müßte ich nun eigentlich einhalten und meinen verehrten Lesern in einer längern Abhandlung Wesen und Werth des Dragomans für den Orientreisenden auseinandersetzen, und das wäre ohne Frage ein lehrreiches Kapitel, von dem namentlich auch der schon so lange in Vorbereitung befindliche und von so manchem sehnsüchtig erwartete Bädeker für den Orient und, wer sich einst der Leitung desselben anvertrauen wird, reichen Gewinn haben würde. Doch widerstehe ich der Versuchung und begnüge mich mit der auf Erfahrung beruhenden Erklärung, daß mit einem schlechten oder ganz ohne Dragoman der Orientreisende nichts, mit einem guten Dragoman alles ist. Denn ein solcher ist für den Reisenden alles: Dolmetscher und Reisemarschall, Diener und Gesellschafter, Koch und Haushofmeister; in allen Fällen, bei jedem Bedürfniß und in jeder Verlegenheit weiß ein guter Dragoman Rath und Hülfe; gegen ein bestimmtes Pauschquantum täglich beköstigt und logirt er seine Schützlinge, miethet Reitpferde und Lastthiere, kurz, besorgt alles, was dem der Sprache und der Landessitte ganz Unkundigen oder doch nur sehr wenig Kundigen tausendfache Verlegenheiten bereiten und ihn zum

[1] Genauer Sabtijjeh — von Sabt, die Ordnung — die Bezeichnung entspricht also ziemlich genau unserm „Schutzmann".

Opfer der schamlosesten Prellereien machen würde. Der Dragoman übernimmt denn auch in Fällen wie dem unsern gegen einen festen Tagessatz die Stellung des gesammten Hausraths und die Führung der Wirthschaft mit Koch und Dienern während des festen Aufenthalts an einem Orte. Kurz, in seiner Hand liegt das Schicksal des Reisenden, täglich und stündlich ist er Herr von dessen Wohl und Wehe. Die erste Bedingung, von der das Gelingen und der Genuß einer Orientreise abhängen, ist demnach ein guter, geschickter und zuverlässiger Dragoman. Und so bewahre ich denn meinem getreuen Nachleh (d. i. Michael) Schaha ein dankbares und treues Andenken: pünktlich und ehrlich, immer wohlgemuth und stets dienstbereit, aufmerksam und zuverlässig, ein vortrefflicher Wirth daheim und ein munterer Gesellschafter auf ermüdender Reise ist er lange Wochen hindurch — von dem Augenblicke der Ausschiffung in Beirut bis zu dem der Abfahrt gen Europa — mein lieber Gefährte gewesen, hat mit mir in Tyrus gehaust und das Land der seligen Phönizier kreuz und quer durchstrichen, mich in die Schluchten und Bergwüsten des Libanon und Antilibanon begleitet, mir nach zwölf- bis dreizehnstündigem anstrengenden Ritt stets eigenhändig ein treffliches Abendessen bereitet und mich endlich als gewandter und unverbrüchlich ehrlicher Unterhändler durch die Stände der nur allzu oft gaunerischen Kaufleute in den Bazars der Wunderstadt Damaskus begleitet. Seiner auch an dieser Stelle nicht zu vergessen war ein Gebot der Dankbarkeit.

Bald hatten wir die von lautem Leben erfüllte Stadt hinter uns und trabten durch den weichen Sand der herrlichen Schatten spendenden Pinienwälder. Auch nach Süden hin reitet man dann noch lange Zeit durch cactusumstandene Gärten und Maulbeerpflanzungen, deren üppiges, dunkles Grün zu dem infolge seiner Eisenhaltigkeit rothbraunen Boden in eigenthümlichem Contrast steht. Dann übersteigt man die gleichfalls rothbraunen, von dürftigem Strandgras bestandenen Dünen und reitet über holperiges Steingeröll längs des schäumenden Meeres. Nach rückwärts ist selbst der hochgelegene Theil von Beirut dem Auge bald ent-

schwunden. Während man das tiefblaue, von weißen Schaumköpfchen gekrönte Meer zur Rechten hat, schweift der Blick nach links hin die malerisch gegliederten, mit Dörfern dicht besetzten Abhänge des Libanon hinauf, deren unterer Theil durch herrliche Maulbeer- und Olivenpflanzungen mit freundlichem Grün bedeckt ist: dort liegt, nur zum Theil sichtbar, das stattliche Babda, wo der Pascha des Libanon im Winter zu residiren pflegt; weiterhin Shuweifât[1], von dem schönsten Olivenhaine ganz Syriens umgeben; in der Nähe zweigt sich der Weg ab, der tiefer in das Gebirge hinein und dann südöstlich nach Deir-el-Kamr führt, dem einstigen Sitze der Großemire der Drusen. An verschiedenen Welys vorbei, Gräbern mohammedanischer Heiliger, die wie kleine Moscheen mit Kuppeln überwölbt sind, durch mehrere Wadis, mehr oder minder ausgetrocknete Gebirgsbäche, die meist nach nur kurzem Laufe in die See fallen, erreichten wir nach etwa drei Stunden den auf einer Erhebung des Ufers gelegenen und einen schönen Umblick gewährenden Khan-el-Khalde, das alte Heldua, unter welchem Namen der Ort bereits im 4. Jahrhundert als die erste Station auf der römischen Heerstraße vorkommt, die von Beirut südwärts führte.[2] Wie in alter Zeit einst diese ganze Küste in fast ununterbrochener Reihenfolge eine Stadt neben der andern aufwies, so hat auch auf diesem Fleck einst eine solche gestanden; welcher von den verschiedenen Namen, die uns in dieser Gegend von den Alten überliefert worden, gerade hierher gesetzt werden muß, ist man freilich nicht mehr im Stande mit Sicherheit zu ermitteln. Von dem Vorhandensein einer stark bevölkerten Stadt aber zeugen noch heute die in der Umgegend von Khan Khalde sich in großer Menge findenden Sarkophage und Sarkophagtrümmer, deren freilich jetzt nicht mehr so viele und so gut erhaltene vorhanden sind wie frühere Reisende dort gefunden: erst suchen die Mohammedaner in den geschlossenen Sarkophagen verborgene Schätze und sprengen die-

---

[1] Sukefet bei Pococke, III, 266; Suckfoat bei Maundrell, S. 71.

[2] Robinson, III, 716.

selben deshalb gewaltsam auf, und nachher sind die schönen, glatt behauenen Steinplatten für allerhand bauliche Zwecke zu gut zu gebrauchen, als daß man sie an Ort und Stelle liegen lassen und nicht lieber wegführen sollte. So schwindet der Bestand an derartigen Alterthümern von Jahr zu Jahr unaufhaltsam zusammen.

Nachdem wir die Reste der alten Nekropolis in Augenschein genommen und auf dem im Schatten ausgebreiteten Teppich gelagert Rast gehalten und zum ersten male aus unsers sorgsamen Nachleh reichen Vorräthen trefflich gefrühstückt hatten, setzten wir den Ritt die Küste entlang fort. Obgleich die Mittagssonne heiß vom Himmel herabbrannte, wurde die Glut doch durch den belebenden Hauch einer kühlen Brise von der See her gemildert und daher nicht allzu lästig empfunden. Am Abhang des hier wenig angebauten, fast kahlen Libanon hängen, oft wie die Schwalbennester angeklebt und mit ihren weißlichgrauen Häuserhaufen in dem blendenden Sonnenschein von dem ebenso gefärbten nackten Gestein kaum mit Sicherheit zu unterscheiden, zahlreiche Dörfer, darunter manche ganz stattliche, wol auch mit den Landsitzen der reichern Kaufleute von Beirut und von Sidon, welche sich vor der Glut des Sommers in diese kühlern Bergregionen zu flüchten pflegen: so erblickt man el-Mo'allakah nnd weiter das als Sommerfrischort beliebte 'Abeih. Nachdem noch ein paar fast wasserlose Wadis passirt waren, kamen wir an den Nahr-Damur, den Tamyras der Alten, welcher auch jetzt ziemlich wasserreich war und mit Vorsicht durchritten werden mußte: oft ist der wilde Bergfluß so unbändig, daß er tagelang gar nicht passirt werden kann. Ein Stück von der Mündung aufwärts sah man die Ruinen einer Brücke, die oftmals wiederhergestellt, doch immer wieder von den wilden Wassern weggerissen worden ist. Gleich südlich vom Flusse beginnt die Straße zu steigen: ein breiter Ausläufer der Libanonvorberge springt bis dicht an das Meer vor und bildet, steil zu demselben abfallend, den Paß von Ras (d. i. Kopf, Vorgebirge) Damur. Auf mühsamen, kaum Weg zu nennenden Pfaden, auf deren wüstem Steingeröll selbst die so zuverlässigen Pferde in unausgesetztem Straucheln und

Kutschen blieben, überstiegen wir die Höhe, um, nachdem eine kleine Senkung passirt war, in Ras-Jedrah gleich einen zweiten, längern und noch mühsamern Paß dieser Art vor uns zu sehen. Am Aufgange zu demselben rasteten wir für wenige Minuten in dem Khan Neby-Junas und erquickten uns an „Lebben", geronnener Milch, einem höchst erfrischenden und auch sehr gesunden Getränk. In diesem Khan Neby-Junas (d. i. Prophet Jonas) erkannten, wie ich nicht versäumen will zu bemerken, die gelehrten Interpreten des Alten Testaments[1] den Schauplatz jenes Abenteuers des Propheten Jonas, aus welchem in späterer Zeit die Mythe entstand, derselbe sei von einem Walfisch verschlungen und wieder ausgespien worden: sie mögen die Sache mit dem liebenswürdigen Sänger des „Im großen Walfisch zu Askalon" ausmachen, der doch wol irgendwelche besondere Kunde haben muß, daß der Prophet nicht aus dem Khan Neby-Junas wegen Zahlungsunfähigkeit hinausgewiesen ist, sondern diese traurige Erfahrung zu Askalon gemacht hat. Von hier aus konnten wir schon das Ziel unsers heutigen Rittes, Saida, das alte Sidon, in der Ferne liegen sehen, auf einer langgestreckten Halbinsel weit in das Meer vorspringend, nach Osten hin von dem dunkeln Grün üppiger Gärten umkränzt. Die Höhe von Ras-Jedrah wurde glücklich überwunden, nach kurzer Senkung ging es Ras-Rumeileh hinauf: kaum hatten wir diese letzte der schwierigen Anhöhen glücklich überwunden und lenkten unsere müden Pferde eben dem bequemen Strande der Mündung des da breit und wasserreich dem Meere zufließenden Nahr-el-Au'leh, des Bostrenus der Alten, zu, als uns in malerischem Arnautencostüm, das deutsche Wappen am Arm und stattliche, metallbeschlagene Stäbe in den Händen, die Kawassen des deutschen Viceconsuls in Saida entgegensprengten und bald dieser selbst uns die Hand zur Begrüßung entgegenstreckte. So ritten wir denn in malerischer Cavalcade, in dem weichen Seesande des Strandes munter vorwärts trabend, der vor uns liegenden Stadt

[1] Vgl. Sepp, Jerusalem und das Heilige Land, II, 371.

zu, voran die Kawassen des Consuls, dann unsere militärische Begleitung, die lange Flinte in kriegerischer Haltung auf den Sattelknopf aufgesetzt haltend und „Fantasia" machend, d. h. allerlei Reiter- und Schützenkunststückchen zum Besten gebend, dann wir mit dem freundlich mittheilsamen Viceconsul in halb französisch, halb italienisch geführter Unterhaltung, zum Schluß Nachleh, sehr erfreut, seine Schützlinge so gut aufgenommen und so geehrt zu sehen. Der sich mehrfach windende, in mehrere Arme getheilte, tiefe und schnell fließende Nahr-el-Au'leh wurde durchwatet. Es war ein köstlicher, unendlich poetisch stimmender Ritt: die Sonne war schon im Sinken, das leise anbrandende Meer glänzte in den wunderbarsten Farben, und die Zinnen von Sidon und das die Stadt überragende Castell wurden von ihren Strahlen röthlich vergoldet; der von dem Lande her wehende Abendwind aber führte uns von den schon in abendliches Dunkel gehüllten Gärten von Saida den berauschenden Duft der schon im Abblühen begriffenen Orangen und Limonen zu.

Ein einstündiger scharfer Ritt brachte uns vor das düstere Stadtthor: durch schmale, oft von Gebäuden ganz überwölbte, abschüssige Straßen, die von lebhaftem Verkehr erfüllt waren, durch einen Theil des ein buntes Bild gewährenden Bazars gelangten wir zu dem stattlichen Hause des deutschen Viceconsuls, Herrn Abella, eines der ersten Kaufleute von Saida, wo unser die gastlichste Aufnahme wartete. Der Abend und der folgende Morgen gehörten der Besichtigung der an Alterthümern aus allen Zeiten reichen Stadt, aber nicht minder interessant war der Blick, welchen ich hier zuerst in das Leben und Treiben einer von der abendländischen Cultur sogut wie unberührten orientalischen Mittelstadt thun konnte.

Saida, das alte Sidon, liegt auf einer Halbinsel gegen das Meer hin vorspringend [1], nach der Landseite — im Südosten — von einem stattlichen Castell überragt, einem Bau aus der

[1] Vgl. den Plan in: E. Renan, Mission de Phénicie.

:t der Kreuzzüge, der seine letzte Erweiterung König Ludwig IX., ı Heiligen, von Frankreich, verdankt. Ein kleineres, sehr altes stell liegt, durch eine steinerne Brücke mit dem Festland ver= ıden, an dem heute halb versandeten und nur ganz kleinen hrzeugen noch zugänglichen Hafen, in das Meer vorgeschoben. e Fundamente und die untern Quaderlagen der stattlichen uern sind, wie die eigenthümliche Art der Randbehauung zeigt, nizischen Ursprungs; darüber findet sich dann römisches Mauer= :k, in welchem in einer sich in diesem Lande vielfach findenden t altphönizische Säulen der Länge nach zwischen die Steine ıgeschoben zur Stützung eines Gewölbes verwendet sind; die ern Theile der Befestigung sind erst christlicher Bau aus der :it der Kreuzfahrer, dann arabischen und türkischen Ursprungs. den Schichten der Steine wiederholt sich so die Schichtung nacheinander auf diesem Boden zur Herrschaft gelangten lker und ihrer Culturen. Aehnlich ist es in der berühmten äberstätte, die sich außerhalb der Stadt befindet: unterirdische abkammern[1], durch schmale Gänge miteinander verbunden, halten altphönizische Gräber; in einem derselben hat man vor hren jenen berühmten Sarkophag des sidonischen Königs mun=Ezer gefunden, dessen wohlerhaltene Inschrift das einzige f uns gekommene zusammenhängende Stück altphönizischer prache und daher für deren Kenntniß geradezu epochemachend t. Aber was hat es dem königlichen Sidonier genützt, daß er rin furchtbare Flüche gegen denjenigen schleudert, der es wagen ürde, die Ruhe seines Grabes zu stören? Neben den phöni= ischen finden sich dann griechische und römische Gräber, alt= hristliche mit halb oder ganz verwischten, ziemlich ungeschickten Malereien, endlich verhältnißmäßig junge Gräber christlicher Araber. In der Gegend von Saida birgt die Erde gewiß noch ine reiche Fülle von phönizischen, griechischen und römischen

---

[1] Einen Situationsplan derselben und Abbildungen der Sarkophage ildwerke u. s. w., findet man in dem Atlas zu E. Renan, Mission de hénicie, Tabl. 61, 62, 63, vgl. 43.

Alterthümern. Vor Jahren hat man in einem Garten südlich von der Stadt eine große Menge prachtvoller Goldmünzen Philipp's und Alexander's von Macedonien gefunden, deren ganz frisches Gepräge kaum einen Zweifel läßt, daß sie bei dem Zuge des großen Macedoniers gegen das Perserreich in dieser Gegend verloren gegangen sind. In den berühmten Gärten von Saida, welche ganz Syrien mit dem köstlichsten Obst versorgen, finden sich vielfach Stelen, Altar- und Statuenbasen mit lateinischen und griechischen Inschriften, meist aus der römischen Kaiserzeit. Unter diesen Umständen ist es denn begreiflich, daß die Alterthumsliebhaberei unter den Einwohnern von Sidon heimisch ist und der Antikenhandel, zwar in aller Stille, um ihn den Blicken der türkischen Regierung zu entziehen, aber doch recht schwunghaft betrieben wird. Auf diesem Gebiete wirkt die Anregung noch immer nach, welche die mit einem gewissen theatralischen Applomb in Scene gesetzte, aber doch auch der Wissenschaft sehr nützliche Renan'sche Expedition gegeben hat.[1] So drängt auch hier alles aus der ziemlich ärmlichen Gegenwart sich zurückzuwenden in die glanzvolle Vergangenheit und an der Hand der erhaltenen Bautenreste und sonstigen Denkmäler die Geschichte der alten Phönizierstadt in ihren Hauptmomenten durch die jähen Wechselfälle langer Jahrhunderte zu begleiten.

Sidon ist eine altphönizische Gründung und wird schon durch seinen Namen — dieser bedeutet „Fischerstadt" und die heutige Form, Saida, hat ganz denselben Sinn — gekennzeichnet als eine Niederlassung phönizischer Fischer, in und mit welcher allmählich die Umwohner zu einer staatlichen Gemeinde vereinigt wurden. Und so groß wurde die Macht der allmählich erblühenden Stadt und so bedeutend die Geltung ihrer Einwohner, daß dieselben, wie die Stadt für die älteste unter ihren phönizischen Schwestern galt, geradezu als die „Erstgeborenen Kanaans" bezeichnet wurden und ihr Name, weil er der des herrschenden

---

[1] Vgl. E. Renan, Mission de Phénicie (Paris 1864), nebst einem Atlas (Planches).

Stammes war, lange Zeit hindurch der Gesammtname des phönizischen Volkes blieb. Denn das ist ein charakteristischer Zug in der Entwickelung der an der Küste wohnenden Kanaaniter im Gegensatz zu den Binnenkanaanitern, daß die bei ihnen sich findenden Stammnamen durchgehend von Städten herrühren, also auch die Bildung der Stämme von den Städten ausgegangen ist, in welchen sich in der ertragreichen Küstenlandschaft das Leben bei seiner Gründung auf den Ackerbau frühzeitig concentrirte. Das in älterer Zeit von Sidon beherrschte Gebiet reichte südwärts bis zum Berge Karmel; gegen Norden bildete der Tamyras, heute Nahr-Damur, die Grenze gegen das Gebiet der Gibliter um Byblos und Berytos. Nach Osten hin wird sich das eigentlich sidonische Gebiet zunächst nicht weit erstreckt haben. In spätern Zeiten schrumpfte das von der Stadt beherrschte Gebiet bedeutend zusammen: denn nachdem sich Tyrus zur ersten unter den phönizischen Städten emporgeschwungen und Sidon aus der Hegemonie verdrängt hatte, war die Grenze zwischen beiden Territorien so gezogen, daß Sarepta, das heutige Surafend, zu Tyrus, das von diesem nur wenig nördlich gelegene, heute nicht mehr vorhandene Ornithonpolis dagegen zu Sidon gehörte, späterhin jedoch auch in den Besitz von Tyrus überging. Allerdings hatte sich in jener Zeit das Herrschaftsgebiet von Sidon nach Osten hin bedeutend erweitert und war über das Gebirge bis in das Damascenische hinein ausgedehnt.

Gegen das schnelle Wachsthum von Sidon blieben die andern phönizischen Städte bald genug völlig zurück: Byblos, heute Gibeil, und Berytos, die einst den ersten Platz eingenommen hatten, sanken zu Städten zweiten und dritten Ranges herab, und vier Jahrhunderte hindurch, vom 16. bis zum 12. Jahrhundert v. Chr., hat sich Sidon im Besitze der Hegemonie über alle Phönizier behauptet. Das ist die Zeit, wo die „Sidonier" rings um das Mittelmeer ihre blühenden Colonien gründeten und der Handel auf dessen productenreichen Inseln und Küsten fast ausschließlich in ihrer Hand war. So kam die Kunde von „der großen Sidon", „dem Markte der Nationen" auch zu

den Hellenen. Später hat die Festsetzung der Israeliten i
palästinischen Hinterlande ohne Zweifel einen Andrang vo
her nach der Küste bewirkt und so zur Vermehrung der
wanderung nach Westen beigetragen. Auch babylonisch
assyrische Eroberungszüge suchten Kanaan heim und bewirkt
dichteres Zusammendrängen der Völker an der Küste. D
völkerung saß dort schließlich so zahlreich, daß eine Stadt
die andere reihte und das Land gewissermaßen das Bil
einzigen, langgestreckten Stadt darbot. Wie nirgends sonst
Welt blühten damals gerade in dieser Gegend Handel un
kehr. Dabei waren die Sidonier ein friedliebendes Vol
mit seinen Nachbarn in guter Freundschaft lebte: einzelne S
der Israeliten nahmen die Sidonier sogar in ihr Gebiet a
wußten dieselben in ihrem von reger Thätigkeit erfüllten
nützlich und für beide Theile gewinnbringend zu verwende

Später jedoch wurde Sidon von Tyrus, wohin
1209 v. Chr. Auswanderer geschickt hatte, welche die H
gewannen und so der Anstoß wurden, daß das mit Sido
destens gleich alte Tyrus als eine sidonische Colonie galt,
kommen überflügelt und verlor die Hegemonie über die ph
zischen Städte. Als Handelsstadt aber blieb es augensch
nach wie vor höchst bedeutend. Beide Städte erlagen spät
der Kriegsmacht der gewaltigen Assyrer, deren Herrschaft je
den materiellen Wohlstand beider wenigstens nicht auf die D
geschädigt zu haben scheint. Aber die assyrische Herrschaft w
dann durch die viel drückendere der Chaldäer abgelöst: in
geblichem Widerstande gegen diese sich aufreibend ging T
vollends zu Grunde und erschöpfte seine Kräfte schließlich
lich. Da nun blühte Sidon noch einmal auf und erlangte
für kurze Zeit seine hegemonische Stellung an der Spit
phönizischen Städte noch einmal wieder; in derselben w
auch von den Persern, als diese ihre Hoheit in der Küs
schaft zur Anerkennung brachten, belassen, was schon
Thatsache erkennbar wird, daß der König von Sidon d
zische Bundesflotte in persischem Dienste befehligte.

wird man denn wol auch an der Gründung von Tripolis, heute Tarablus, nördlich von Beirut, welche, wie schon der Name der neuen Stadt andeutet, von Sidon, Tyrus und radus — heute Ruad — gemeinsam ausging, Sidon den vorragendsten Antheil einräumen müssen: so führte Sidon auch Vorsitz bei den in der neuen Bundesstadt gehaltenen Beragen der gemeinsamen Angelegenheiten des phönizischen Städtedes.

Was die innern politischen Verhältnisse von Sidon in dieser n Zeit anbetrifft, so haben dieselben natürlich den für die nizischen Städte überhaupt charakteristischen Formen durchaus sprochen. Der Grundzug der phönizischen Staats- resp. Stadtfassung aber ist ein durchaus aristokratischer. Die Geschlechter rschten; in ihren Händen befanden sich Ehren und Aemter so t wie der Grundbesitz und der Großhandel. Eines von diesen schlechtern war das königliche; doch finden wir vielfach auch n Wahlkönigthum. Jedenfalls aber war das Königthum mit den eigenthümlichen phönizischen Verhältnissen so innig verwachsen, daß wir es in den wichtigern Städten bis in die macedonische Zeit erhalten sehen. Neben dem König nun, welcher als Ober- er und Heerführer sehr beschränkte Befugnisse hatte und sich entlich nur mit einigen Ehrenrechten begnügen mußte — dahin hörte namentlich das zuerst in Tyrus und Sidon aufgekommene rpurgewand als Abzeichen des Herrschers — standen ein kleiner und ein großer Rath aus den Geschlechtern. Hier und da det sich in späterer Zeit auch eine Volksversammlung als Vertetern neuer demokratischer Tendenzen gegenüber der alten Ari- kratie. Denn das Volk — im Gegensatz zu den Geschlechtern, e eingewanderte und anfangs rechtlose Masse der niedern Leute hat allmählich immer größere Rechte gewonnen und nament- durch die Theilung in Zünfte und Innungen eine seine Macht gernde Organisation erhalten. Dazu kam dann ferner der ße Haufen der Söldner und Sklaven, welche in allen phöni- hen Städten eine große Rolle spielten und oft — es genügt, s Schicksal Karthagos nach dem ersten Punischen Kriege ins

Gedächtniß zurückzurufen — zu einer ernstlichen Gefahr
verweichlichte und unkräftige Klasse der Herrschenden wurd
außerhalb der Städte angesessene ländliche Bevölkerun
namentlich gerade für Sidon bei dessen Lage inmitten ein
lichen Fruchtebene hohe Bedeutung haben mußte, befand
dem traurigen Zustande der Hörigkeit und hatte unter
waltthaten und Erpressungen der allen Grundbesitz in ihr
den vereinigenden Geschlechter sehr viel zu leiden.

Mit dem fortschreitenden Verfalle des Persischen Reich
aber allmählich auch die anfangs so gelinde persische H
für die ehemals selbstständigen Völkerschaften unerträglic
Empörungen der Geknechteten hörten schließlich ja gar nic
auf. So griff denn endlich auch Sidon, das noch immer
größte Seehandelsstadt galt[1], durch die Bedrückungen
Statthalter auf das äußerste gereizt, das Beispiel Aegypt
anderer Provinzen nachahmend, unter König Tennes
Waffen (351). Die dem Perserkönig gehörigen Gärt
Schlösser wurden verwüstet und zerstört, die Perser, der
habhaft werden konnte, ermordet. Sidon verbündete sich z
und Trutz mit dem aufständischen Aegypten; griechische
wurden geworben und alles zum äußersten Widerstan
gemacht. Als der Perserkönig Artaxerxes III. Ochos,
allgewaltigen ägyptischen Eunuchen Bagoas geleitet,
großen Heere vor der Stadt erschien, verbrannten di
um jede Flucht unmöglich zu machen, die in ihrem
gende Flotte. In heldenmüthigem Kampfe wiesen d
ihres alten Ruhmes würdig, die gewaltigen Angriffe
königs zurück; endlich aber erlahmten die Kräfte der
doch gegenüber der sich stets erneuernden Uebermach
lich gab, um sich selbst Gnade zu erkaufen, Kön
Stadt feig und treulos in die Hände der Angreife
bares Schicksal wurde über dieselbe verhängt.
wurden zum großen Theil niedergemacht, oft

[1] Pomponius Mela, I, 12.

Qualen ermordet; solchem Ende zu entgehen stürzten sich viele in die Flammen; wer am Leben blieb, wurde in die Knechtschaft verkauft; die Stadt aber, einst der blühendste Handelsplatz der Welt, wurde dem Erdboden gleich gemacht.

Aber selbst nach diesem vernichtenden Schlage hat sich Sidon mählich wieder erhoben: die Stelle, auf welcher es gelegen, er eben zu günstig für Handel und Schifffahrt als daß sich ht bald neue Ansiedler auf den Trümmern des alten Sidon dergelassen haben sollten. Huldigend eilten die Bürger der en Stadt 333 v. Chr. Alexander dem Großen entgegen, als ser nach dem Siege bei Issus die Küste entlang zog. Alexan- r gab der Stadt ihre ehemalige Verfassung wieder und setzte er sie als Vasallenkönig einen bisher in Armuth und Elend enden Sprößling des alten Herrschergeschlechts. Die außer- dentlich günstigen Verhältnisse, welche zu Alexander's des Großen eit mit der Begründung eines regen Verkehrs zwischen Morgen- nd Abendland für die phönizische Küste überhaupt eintraten, men nun gerade Sidon besonders zugute: schnell blühte dasselbe n neuem auf. In den schwankenden, sich zeitweise zum Welt- ieg steigernden Kämpfen zwischen den aus dem Reiche Alexan- der's des Großen entstandenen Staaten war Sidon wechselnd ld dem Aegyptischen Reiche der Ptolemäer, bald dem Syrischen der Seleuciden unterthänig. Später kam es unter die Herrschaft der Römer, noch immer eine durch ihren Handel reiche[1], durch ihre kunstreiche Glasfabrikation berühmte Stadt.[2] Und das ist Sidon auch bis in die Zeit der Kreuzfahrer unter im übrigen so wechselnden Verhältnissen geblieben. Dionysios der Perieget ge- denkt seiner zu Anfang des 4. Jahrhunderts als des „blühenden Sidon".[3] In demselben Jahrhundert schildern es Eusebius und Hieronymus als eine bedeutende Stadt, und Priscian rühmt es um 500 seiner Schönheit wegen. Natürlich hatte das Christen-

[1] Pomponius Mela, I, 11.

[2] Plinius Hist. nat., V, 17: Sidon artifex vitri.

[3] Orbis terrar. descript., p. 905.

thum damals dort schon lange Wurzel geschlagen. Sidon war der Sitz eines Bischofs und nahm in der kirchlichen Entwickelung Syriens einen hervorragenden Platz ein. Ein Bischof Theodorus von Sidon kommt bereits 325 unter den Theilnehmern des Concils zu Nicäa vor; zu Anfang des 5. Jahrhunderts wurde in Sidon selbst ein Concil gegen die von dem Kaiser Severus verfolgten Orthodoxen gehalten. Mit den übrigen syrischen Küstenstädten fiel Sidon dann 639 in die Gewalt der Araber. Von seiner Entwickelung unter deren Herrschaft erhalten wir keine nähere Kunde; daß es sich durch Handel und Gewerbe bedeutend erhielt, zeigt der Zustand, in dem wir es im Beginn der Kreuzzüge finden.

Wie die Mehrzahl der syrischen Küstenstädte so blieb auch Sidon zur Zeit des ersten Kreuzzugs von den Christen noch unangegriffen. Nur ein Versuch des ägyptischen Befehlshabers, dem Kreuzfahrerheere den Weitermarsch zu verwehren wurde zurückgewiesen und das muselmännische Ausfallsheer in die Stadt zurückgejagt; einige Tage rasteten die Kreuzfahrer in der reichen Gegend, wo viel Beute gemacht wurde.[1] Als dann 1107 König Balduin I. Sidon angreifen wollte, kauften die Einwohner die Gefahr durch Geldgeschenke ab, und erst 1108, als die Sidonier (8. October 1107) einen Pilgerzug zwischen Arsuf und Ramleh überfallen und dabei mehr als 500 Christen getödtet hatten, ihre Streifzüge dann bis Joppe ausdehnend[2], kam es zu einer ernstlichen Belagerung, doch mußte dieselbe schließlich ohne Erfolg aufgehoben werden, weil die den Angriff von der Seeseite her führenden Schiffe der Genuesen, Pisaner, Venetianer und Amalfitaner von der zum Entsatze Sidons herbeieilenden ägyptischen Flotte geschlagen wurden und obenein die bedrohliche Kunde eintraf, daß der Sultan von Damaskus mit einem gewaltigen Heere zur Befreiung der bedrängten Stadt heranziehe. Das Belagerungsgeräth wurde verbrannt und das christliche Heer zog ab,

[1] Guilelm. Tyr., VII, 22. Albert. Aquens, V, 40.
[2] Vgl. Wilken, II, 214—15.

obgleich man an einer Stelle schon eine Bresche in die Mauer gelegt hatte. Als nachher die Sidonier dem Damascener Toghtekin für seine Hülfe die geforderte Geldzahlung verweigerten, drohte dieser die eben entsetzte Stadt anzugreifen, ja sich mit König Balduin gegen sie zu verbünden und erzwang so schließlich wenigstens eine theilweise Erfüllung seiner Forderung.[1]

Nachdem aber 1110 das benachbarte Beirut in die Gewalt der Christen gefallen war, wurde gegen Ende des October desselben Jahres auch die Eroberung von Sidon mit neuem Nachdruck in Angriff genommen. Beträchtliche Hülfe stand eben damals zu Gebote. Unter dem jugendlichen König Sigurd von Norwegen waren norwegische Pilgerscharen mit einer stattlichen Flotte zur Unterstützung der christlichen Herrschaft nach dem heiligen Lande gekommen, berühmt schon wegen der ritterlichen Thaten, welche sie auf der langsamen Herreise in Portugal gegen die Sarazenen ausgeführt hatten. Nichts weiter verlangte König Sigurd als Lohn für seine Hülfe als die Ueberlassung eines Stücks von dem heiligen Kreuze, das dann zu Drontheim an dem Grabe des heiligen Olaf niedergelegt werden sollte. Aber auch die Venetianer hatten eine Flotte gesandt, allerdings in der Absicht, sich ihre Hülfe anders bezahlen zu lassen als die glaubenseifrigen und kampfesfrohen Nordländer es thaten. Während diese beiden Flotten die Stadt von der Seeseite her abschnitten und die anfangs zur Deckung derselben anwesende ägyptische Flotte absegelte, wurde Sidon zugleich von der Landseite her mit Wurfmaschinen und Belagerungsthürmen so hart bedrängt, daß seine Vertheidiger, nachdem ein Anschlag gegen das Leben König Balduin's misglückt war, nach sechswöchentlichem Widerstande die Uebergabe beschlossen. Am 11. December 1110 fiel die alte Phönizierstadt in die Gewalt der Christen, die Besatzung erhielt freien Abzug nach Askalon, die friedliche Einwohnerschaft mohammedanischen Glaubens durfte ruhig in ihren Wohnsitzen

[1] Albert. Aquens., X, 45 fg.

bleiben.[1] Der König gab darauf die Stadt dem Herrn von Cäsarea und Connetable des Königsreichs, dem tapfern Eustach Grenier, zu Lehen.[2] Den Venetianern aber schenkte er zum Lohn für die geleisteten Dienste ein Stück Straße in Accon[3] und vermuthlich auch eines in Sidon selbst.

So wurde Sidon nun eine Baronie des Königreichs Jerusalem; zu derselben gehörte auch die Festung Beaufort[4]: nach diesen beiden Orten hießen die Inhaber dieses Reichslehens Herren von Sidon[5] und Beaufort. Dieselben hatten in üblicher Weise die Gerichtsbarkeit und das Münzrecht; in der Stadt selbst gab es zudem einen bürgerlichen Schöffengerichtshof.[6] Zum Reichsheer hatten die Herren von Sidon vierzig Ritter zu stellen.[7] Soweit wir uns aus den dürftigen Anhaltspunkten, welche die auf uns gekommenen urkundlichen Notizen bieten, ein ungefähres Bild machen können von den Zuständen, welche sich nun unter der christlichen Herrschaft in Sidon entwickelten, so scheint es, als ob die Stadt nicht blos ihres Handels wegen, sondern namentlich auch ihrer reichen Fruchtgärten und der benachbarten Weinplantagen wegen hochgeschätzt worden sei. Als z. B. Balian, Herr von Sidon und Beaufort, am 11. Februar 1228 dem Deutschen Orden einen Garten — den sogenannten „Garten der Gräfin" — und andere Ländereien bei Sidon schenkte[8], erwähnt er in der darüber ausgestellten Urkunde nicht blos eines Feldes,

---

[1] Fulcher. Carnot., c. 36. Albert Aquens., X, 26—34. Guilelm. Tyr. XI, 14.

[2] Eustachius Garnerius kommt 1125 als Zeuge vor, Tab. Ord. Theut. ed. Strehlke, I, 94.

[3] Tafel u. Thomas, Urkunden zur ältern Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig, I, 86 fg., 91, 145 fg.

[4] Vgl. Tafel u. Thomas, II, 408.

[5] Die Namen von Sidon im Mittelalter schwanken der Form nach mannichfaltig; es kommen vor u. a. die Formen: Sidon, Sagitta, Saite, Saiete, Seyete, Seete, Saiette, Sayeta.

[6] Assises ed. Beugnot, p. 420.

[7] Ebend. 422.

[8] Tab. Ord. Theut., p. 62.

wo Zuckerrohr gebaut wird[1], sondern auch einer ganzen Anzahl von Gärten, besonders auch einer dem Orden der Tempelherren gehörigen Olivenpflanzung, sowie einer andern, die einem Herrn Wilhelm de Lye gehörte. Auf der Seite nach Tyrus zu, also der südlichen, führten, wie wir hören, zwei Thore aus der Stadt. Bei einer andern Gelegenheit erfahren wir[2], daß es in Sidon ein Hospital des Deutschen Ordens gab, daß der Deutsche Orden überhaupt Häuser in Sidon und Güter in der Nähe der Stadt besaß.[3] Gelegentlich wird dann auch ein dem Minoritenorden gehöriges Haus, sowie die Besitzung eines Bürgers von Genua in Sidon erwähnt.[4] Eine Straße verband Sidon nach Süden hin über Gasia, das ist heute el-Gazieyh, mit Tyrus; eine andere führte direct nach Sarepta, dem heutigen Surafend.[5] Nach alledem versteht man, daß es mehr als eine bloße Phrase ist, wenn Johann von Würzburg um 1165 Sidon als eine „ausgezeichnete Stadt" besonders hervorhebt.[6]

Aus der Reihe der Herren von Sidon[7] sind uns eine ganze Anzahl urkundlich bekannt: dieselben gehörten allezeit zu den hervorragendsten Würdenträgern des Königreichs Jerusalem, und einige derselben haben in der Geschichte desselben eine bedeutende Rolle gespielt. Des ersten Herrn von Sidon Nachfolger war sein Sohn Girard, auch Eustache der jüngere genannt; er nahm noch 1154 an der Belagerung von Askalon theil.[8] Sein

---

[1] „Ubi fit canimel." l. c.

[2] Urkunde Julian's von Saida vom 21. März 1223, bei Tab. Ord. Theut., p. 103.

[3] Ebend., S. 115. An das da genannte Sauranie erinnert, während ein Ort dieses Namens nicht mehr nachweisbar ist, der Nahr-ez-Zaharany.

[4] Ebend., S. 62.

[5] Ebend.

[6] Tobler, Descriptiones Terrae Sanctae, p. 183.

[7] Vgl. Du Cange, Les familles d'outre-mer, p. 431 fg.

[8] Guilelm. Tyr., XVII, 21, 23, 25. Urkundlich erscheint er zuerst den 8. April 1124: Cartular. S. Sepulcri, p. 222—23 (n. 119); Paoli, Cod. dipl. I, n. 24, 30, 32, 34. Cartular. S. Sepulcri, n. 53, 54, 144, — zuletzt 1164. Im Jahre 1146 ist er auf einem Tage zu Accon mit Konrad III.: Guilelm. Tyr., XVII, 1.

ältester Sohn aus der Ehe mit Agnes, einer Nichte des hochangesehenen Wilhelm von Buris, Fürsten von Tabariä[1], Renaud, folgte ihm in seiner Würde: dieser nahm an den Kämpfen gegen die Ungläubigen unter König Balduin IV. und Guido von Lusignan theil.[2] Nach der Niederlage bei Haittin (1187), wo König Guido in die Gewalt Saladin's fiel, rettete sich Renaud nicht eben rühmlich[3] nach Tyrus; seine feige Absicht, diese feste Stadt Saladin zu übergeben, wurde durch die unerwartete Ankunft des tapfern Konrad von Montferrat vereitelt.[4] Renaud flüchtete nach Tripolis; 1192 fiel er bei Verhandlungen über die Uebergabe seiner Burg Beaufort in Saladin's Gewalt, erhielt nachher aber von diesem seine Freiheit und als Entschädigung die Hälfte des Gebiets von Saida nebst dem weiter südlich gelegenen Sarepta oder Sarfend.[5] Nach Renaud's Tode ging sein Titel auf den zweiten Gemal seiner Witwe Helvis, einer Tochter Balian's II. von Ibelin und Anna Komnena's, Guido von Montfort, einen Bruder des berüchtigten Führers des gegen die Albigenser geschickten Kreuzfahrerheeres, über: doch war es eben nur der Titel, der sich erhielt, denn thatsächlich befand sich Sidon in jener Zeit gar nicht in dem Besitze der Christen. Wirklich Herr von Sidon war erst wieder der Sohn Renaud's und Helvis', Balian, welcher seiner Rechtskenntniß wegen berühmt war und zur Zeit Kaiser Friedrich's II. in dem Königreich Jerusalem eine sehr hervorragende Rolle spielte. Diesen Balian von Sidon finden wir 1210 bei der Krönung Johann's von Brienne zum König von Jerusalem.[6] Auf dem Zuge gegen Aegypten eroberte er 1219 Damiette.[7] Um jene Zeit heirathete

[1] Du Cange, a. a. O., S. 432.

[2] Guilelm. Tyr., XIV, 19; XXI, 3, 8, 22, 29; XXII, 27.

[3] Contin. Guil. Tyr., XXIII, 42.

[4] Ebend., XXII, 49.

[5] Urkundlich kommt Renaud vor in den Jahren 1173—1198: vgl. Cod. dipl., I, n. 52, 60, 65, 66, 81, 173, 189 u. fg. Tab. Ord. Theut., 6, 7, 11—15, 25, 28—32, 34—36, 38.

[6] Contin. Guilelm. Tyr., XXXI, 11.

[7] Ebend., XXXII, 14.

er Margarethe, eine Nichte des Königs Johann von Brienne[1], wodurch sein Einfluß auf die Angelegenheiten des Reichs natürlich noch bedeutend befestigt und gesteigert wurde. Derselbe machte sich namentlich geltend, seit 1225 Johann's Tochter, Isabelle, zur Königin gekrönt worden war: als dieselbe nicht lange danach das heilige Land verließ, um sich mit Kaiser Friedrich II. zu vermählen, geleitete Balian sie nach Brindisi; nach dem vorzeitigen Tode der Kaiserin (1228), als ihr Reich auf ihren Sohn Konrad und die Verwaltung desselben auf Friedrich II. überging, wurde Balian von den Großen des Reichs zum Regenten ernannt und vom Kaiser in dieser Würde bestätigt.[2] Als Friedrich II. selbst nach dem heiligen Lande kam, eilte ihm Balian nach Cypern entgegen; auch finden wir ihn, solange Friedrich in Palästina weilt, fast stets in dessen Gefolge.[3] Balian von Sidon gehörte dann zu den Gesandten, durch welche der Kaiser mit Sultan Al-Kamel über einen Waffenstillstand unterhandelte: durch ihn mit wurde derselbe zum Abschluß gebracht.[4] Später brach Balian mit der kaiserlichen Partei, deren Interesse er anfangs selbst gegen seinen Oheim Johann Ibelin von Beirut verfochten hatte.[5] In der Herrschaft über Sidon folgte auf Balian sein ältester Sohn Julian.[6] Mit ihm ging die Reihe der wirklich ihrem Namen entsprechende Macht übenden Herren von Sidon zu Ende. Der Bruder desselben, Philipp, führt den Titel eines Herrn von Beaufort.[7]

Diesen Herren von Sidon standen nun natürlich mancherlei denselben untergeordnete Würdenträger zur Seite. So kommt z. B. in den Zeiten des zuletzt erwähnten Julian von Sidon, in

---

[1] Contin. Guilelm. Tyr., XXXII, 3. Vgl. Du Cange, a. a. O., S. 436.

[2] Assises de Jérusalem ed. Beugnot, II, c. 20, p. 399.

[3] Vgl. Tab. Ord. Theut., n. 53, 55—60, 62, 63, 65—70, 76.

[4] Vgl. Winkelmann, Geschichte Kaiser Friedrich II. und seiner Reiche 1212—1235, I, 298.

[5] Du Cange, a. a. O., S. 435.

[6] Vgl. Tab. Ord. Theut., 103, 108, 110, 111, 114, 115, 117, 118.

[7] Ebend., 114, 117.

den Jahren 1253—1261 ein Johann de la Tour als Connetable der Seigneurie Sidon vor.[1] Von diesem und seiner Gemahlin Isabella kauft (20. März 1258) der Deutsche Orden das Gut Cafar-Facouh in dem Gebiete des Sidon benachbarten Districts von Schuf.[2] Der Deutsche Orden besaß nämlich ein von einem Comthur geleitetes Ordenshaus in Sidon; als Comthur finden wir daselbst 1258 einen Ritter Gotfried (Gautier)[3], 1261 einen Namens Aymon.[4]

Sonst hören wir aus dieser ganzen Zeit, namentlich während des 12. Jahrhunderts, von Sidon und den dort herrschenden Zuständen nur wenig. Denn als Hafen- und Handelsstadt scheint es gegen Accon und Tyrus auf der einen und gegen Beirut auf der andern Seite weit zurück gestanden zu haben. Daß sein Hafen jedoch nicht ganz unbenutzt war, zeigt die Thatsache, daß zur Zeit des unglücklichen zweiten Kreuzzugs viele Kreuzfahrer gerade in Sidon landeten.[5] Daß Sidon im Vergleich mit den übrigen Städten der syrischen Küste unbedeutend blieb, erklärt sich freilich leicht, wenn man sieht, welche harten Schicksalsschläge die Stadt seit dem Ausgange des 12. Jahrhunderts trafen.

Die Folgen nämlich der Katastrophe von Haittin (1187) kamen zuerst mit vernichtender Schwere über Sidon. Wie das südlich benachbarte Sarepta so ergab sich auch Sidon, von panischem Schrecken überwältigt, ohne Schwertstreich an Saladin, als dieser von Tyrus her mit seinem siegreichen Heere heranrückte[6]; der Herr von Sidon, Reinaud, hatte die Stadt, feig

---

[1] Ebend., 103, 114, 117.

[2] Ebend., 114. Ein dem Namen Kafar-Facouh entsprechender Ort ist heutigentags nicht mehr nachweisbar; eff-Schuf aber heißt noch heute der District zu beiden Seiten des — den Oberlauf des Nahr-el-Auwleh (Bostrenus) bildenden — Nahr-el-Baruk und dann östlich bis zum Kamm des Libanon, südlich von Deir-el-Kamr, nordöstlich von Sidon.

[3] Ebend., 115.

[4] Ebend., 121.

[5] Kugler, Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs, S. 183.

[6] Wilken, III, 2, 295.

fliehend, ihrem Schicksal überlassen.[1] Auch scheint dieselbe von den Einwohnern verlassen und dann von den Muselmännern wenigstens theilweise zerstört worden zu sein.[2] Erst zehn Jahre später kam Sidon wieder in den Besitz der Christen. Nachdem diese 1197, den beabsichtigten Angriff gegen Beirut aufschiebend, dem zur Deckung der Stadt heranrückenden Sohne Saladin's, Melek-el-Adel, entgegengezogen waren und über denselben in der Küstenebene zwischen Sidon und Tyrus in blutigem Kampfe gesiegt hatten, besetzten sie Sidon, daß sie freilich in einem recht trostlosen Zustande fanden: ehemals prächtige, mit Zierathen aus Cedernholz geschmückte Häuser dienten jetzt den Pferden der Ritter als Ställe; mit Cedernholz, das man aus den Trümmern gesammelt, wurde Feuer gemacht, um die Speisen zu bereiten.[3] Kaum aber hatten die Christen die Stadtruine verlassen und nach der mühelosen Eroberung von Beirut Siegesfeste feiernd sich leichtsinniger Unthätigkeit überlassen, als der thatkräftige Melek-el-Adel, eifrig bemüht die erlittene Niederlage durch neue Erfolge vergessen zu machen, plötzlich wieder vor der wehrlosen Stadt erschien und die Zerstörung derselben vollendete.

Als sich aber die Christen nach wechselvollen Kämpfen schließlich doch in der Küstenlandschaft behaupteten, da erstand 1227 auch Sidon wieder aus den Trümmern und kam durch Handel und Verkehr noch einmal zu Reichthum.[4] So befand sich denn auch Sidon mit seinem Gebiete unter den Territorien, welche durch den zu Anfang des Februars 1229 zwischen Kaiser Friedrich II. und dem Sultan Al-Kamel geschlossenen Vertrag in dem Besitz der Christen gelassen wurden.[5] Es war das aber ein höchst unsicherer Besitz, der nur dann hätte behauptet werden

[1] Vgl. oben S. 116.

[2] So muß man wenigstens aus dem Folgenden schließen. Vgl. Robinson, III, 703.

[3] Wilken, V, 35.

[4] Im Jahre 625 der Hedschra nach Ibn-Athir bei Winkelmann, a. a. O., S. 336.

[5] Winkelmann, S. 304.

den Jahren 1253—1261 ein Johann de la Tour als Connetable der Seigneurie Sidon vor.[1] Von diesem und seiner Gemahlin Isabella kauft (20. März 1258) der Deutsche Orden das Gut Cafar-Facouh in dem Gebiete des Sidon benachbarten Districts von Schuf.[2] Der Deutsche Orden besaß nämlich ein von einem Comthur geleitetes Ordenshaus in Sidon; als Comthur finden wir daselbst 1258 einen Ritter Gotfried (Gautier)[3], 1261 einen Namens Aymon.[4]

Sonst hören wir aus dieser ganzen Zeit, namentlich während des 12. Jahrhunderts, von Sidon und den dort herrschenden Zuständen nur wenig. Denn als Hafen- und Handelsstadt scheint es gegen Accon und Tyrus auf der einen und gegen Beirut auf der andern Seite weit zurück gestanden zu haben. Daß sein Hafen jedoch nicht ganz unbenutzt war, zeigt die Thatsache, daß zur Zeit des unglücklichen zweiten Kreuzzugs viele Kreuzfahrer gerade in Sidon landeten.[5] Daß Sidon im Vergleich mit den übrigen Städten der syrischen Küste unbedeutend blieb, erklärt sich freilich leicht, wenn man sieht, welche harten Schicksalsschläge die Stadt seit dem Ausgange des 12. Jahrhunderts trafen.

Die Folgen nämlich der Katastrophe von Haittin (1187) kamen zuerst mit vernichtender Schwere über Sidon. Wie das südlich benachbarte Sarepta so ergab sich auch Sidon, von panischem Schrecken überwältigt, ohne Schwertstreich an Saladin, als dieser von Tyrus her mit seinem siegreichen Heere heranrückte[6]; der Herr von Sidon, Reinaud, hatte die Stadt, feig

---

[1] Ebend., 103, 114, 117.

[2] Ebend., 114. Ein dem Namen Kafar-Facouh entsprechender Ort ist heutigentags nicht mehr nachweisbar; eff-Schuf aber heißt noch heute der District zu beiden Seiten des — den Oberlauf des Nahr-el-Auwale (Bostrenus) bildenden — Nahr-el-Baruk und dann östlich bis zum Kamm des Libanon, südlich von Deir-el-Kamr, nordöstlich von Sidon.

[3] Ebend., 115.

[4] Ebend., 121.

[5] Kugler, Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs, S. 183.

[6] Wilken, III, 2, 295.

fliehend, ihrem Schicksal überlassen.[1] Auch scheint dieselbe von den Einwohnern verlassen und dann von den Muselmännern wenigstens theilweise zerstört worden zu sein.[2] Erst zehn Jahre später kam Sidon wieder in den Besitz der Christen. Nachdem diese 1197, den beabsichtigten Angriff gegen Beirut aufschiebend, dem zur Deckung der Stadt heranrückenden Sohne Saladin's, Melek-el-Adel, entgegengezogen waren und über denselben in der Küstenebene zwischen Sidon und Tyrus in blutigem Kampfe gesiegt hatten, besetzten sie Sidon, daß sie freilich in einem recht trostlosen Zustande fanden: ehemals prächtige, mit Zierathen aus Cedernholz geschmückte Häuser dienten jetzt den Pferden der Ritter als Ställe; mit Cedernholz, das man aus den Trümmern gesammelt, wurde Feuer gemacht, um die Speisen zu bereiten.[3] Kaum aber hatten die Christen die Stadtruine verlassen und nach der mühelosen Eroberung von Beirut Siegesfeste feiernd sich leichtsinniger Unthätigkeit überlassen, als der thatkräftige Melek-el-Adel, eifrig bemüht die erlittene Niederlage durch neue Erfolge vergessen zu machen, plötzlich wieder vor der wehrlosen Stadt erschien und die Zerstörung derselben vollendete.

Als sich aber die Christen nach wechselvollen Kämpfen schließlich doch in der Küstenlandschaft behaupteten, da erstand 1227 auch Sidon wieder aus den Trümmern und kam durch Handel und Verkehr noch einmal zu Reichthum.[4] So befand sich denn auch Sidon mit seinem Gebiete unter den Territorien, welche durch den zu Anfang des Februars 1229 zwischen Kaiser Friedrich II. und dem Sultan Al-Kamel geschlossenen Vertrag in dem Besitz der Christen gelassen wurden.[5] Es war das aber ein höchst unsicherer Besitz, der nur dann hätte behauptet werden

---

[1] Vgl. oben S. 116.

[2] So muß man wenigstens aus dem Folgenden schließen. Vgl. Robinson, III, 703.

[3] Wilken, V, 35.

[4] Im Jahre 625 der Hedschra nach Ibn-Athir bei Winkelmann, a. a. O., S. 336.

[5] Winkelmann, S. 304.

können, wenn die Christen sich entschlossen hätten von dem Glaubenskampfe und der mehr oder minder abenteuernden Eroberung abzustehen und sich friedlichen Verkehrs und einträchtigen Nebeneinanderlebens mit den Mohammedanern zu befleißigen. Nach der gesammten Denkweise Kaiser Friedrich's II. kann man wol annehmen, daß dieser eine solche Entwickelung der Dinge im heiligen Lande erstrebte und zu befördern bemüht war. Dazu aber kam es bekanntlich nicht, und mehr als andere Städte des alten phönizischen Landes hatte Sidon während der folgenden Jahrzehnte unter den erneuten, sich für die Christen immer ungünstiger gestaltenden Glaubenskämpfen zu leiden, sodaß es unaufhaltsam immer tiefer und tiefer sank.

Als 1249 König Ludwig IX. von Frankreich Aegypten angriff und vor Damiette lag, suchte sich der Sultan Ejub durch einen nachdrücklichen Einfall in die syrische Küstenlandschaft Luft zu machen: damals (1249) wurde auch Sidon überfallen und von neuem zerstört.[1] Einige Jahre später aber, als Ludwig IX. nach dem unglücklichen Ausgange seiner ägyptischen Expedition sich nach Palästina gewendet hatte, begann der tapfere Befehlshaber der königlichen Bogenschützen, Simon von Montsceliard, den Wiederaufbau der Stadt, wurde aber während desselben von einem Heere des Sultans von Damaskus überfallen und mußte sich, da die Stadt ohne Befestigungen war, in das rings vom Meere umgebene und daher uneinnehmbare Hafencastell zurückziehen, welches freilich außerdem nur einem kleinen Theile der Einwohnerschaft eine Zuflucht bieten konnte. So mußten es denn die dort in Sicherheit Befindlichen mit ansehen, wie die Damascener in die unvertheidigte Stadt eindrangen, dieselbe, die kaum aus den Trümmern zu erstehen angefangen hatte, gleich wieder zerstörten, 2000 Einwohner niedermachten und dann mit reicher Beute und 400 Gefangenen ungestraft den Rückzug antraten.[2]

---

[1] Reinaud, Extraits des historiens arabes, p. 453.

[2] Wilken, VII, 323—24.

So bot Sidon denn ein trostloses Bild dar, als König [Lu]dwig IX. einige Wochen später von Jerusalem her über Ba[ni]as heranzog, um dem Wunsche der syrischen Barone gemäß die wichtige Stadt wieder herzustellen und gegen ähnliche Ueber[fäll]e zu sichern. Noch lagen die Leichen der Erschlagenen un[be]erdigt zwischen den Trümmern; der Hauch der Verwesung ver[pe]stete die ganze Gegend; aber Ludwig IX. selbst legte bei dem [wid]erwärtigen Geschäfte der Bestattung mit Hand an. Dann [beg]ann er unter dem Schutze des in der Ebene lagernden Heeres [de]n Wiederaufbau der Stadt. Umfängliche Befestigungen, hohe [M]auern und starke Thürme wurden um Sidon errichtet. Im [Su]dosten der Stadt, dieselbe gegen den Angriff von der bisher [un]bedeckten Landseite her zu schützen, ließ Ludwig auf einer die [gan]ze Umgebung beherrschenden Höhe ein Castell erbauen, wel[ches] noch heute, freilich in einem recht trümmerhaften Zustande, [vorh]anden ist. Im Frühjahr 1254, als Ludwig IX. durch die [Nachr]icht von dem Tode seiner Mutter Blanca, der Regentin [Fra]nkreichs, zu schleuniger Heimkehr genöthigt, Palästina endlich [ver]ließ, war die Befestigung von Sidon vollendet: mit Cäsarea, [Pto]lemais und Joppe galt Sidon seitdem mit Recht für eine der [wer]thvollsten Stützen der christlichen Herrschaft an der syrischen [K]üste. Von diesem einen Ergebniß abgesehen hatte freilich der [la]nge Aufenthalt Ludwig's IX. gar keinen Nutzen gestiftet.

Wol überzeugt von der Aussichtslosigkeit fernern Kampfes [u]nd gebrochen durch die Trostlosigkeit der Zustände Palästinas [b]eschloß nicht lange danach (1260) Julian, der damalige Herr [v]on Sidon und Beaufort, sich in die Stille eines Trinitarier[kl]osters zurückzuziehen. Seine sämmtlichen Besitzungen und mit [ih]nen auch die Stadt Sidon verkaufte er daher an den Orden [de]r Tempelherren, welcher infolge dieser Erwerbung nicht blos [m]it dem ihm immer eifersüchtiger entgegentretenden Hospitaliter[or]den, sondern auch mit Julian's Schwiegervater, dem König von [A]rmenien, in einen langwierigen und erbitterten Streit gerieth.[1]

[1] Wilken, VII, 400 fg.

Solch ein Hader aber war gerade damals um so verderblicher, als eben zu allen andern Gefahren noch eine neue der wankenden christlichen Herrschaft ein jähes Ende zu machen drohte. Der Mongolensturm, aus dem Innern Asiens hervorbrechend, war bereits bis nach Syrien vorgedrungen. Antiochien und Baalbek befanden sich schon in den Händen des Khans Hulagu, der sich aber den Christen als Feinden der verhaßten Mohammedaner im ganzen freundlich erwies. Im Gebiete von Beaufort selbst waren schon eine Anzahl von Ortschaften den Mongolen tributpflichtig gemacht worden. Ein Ueberfall, welchen die Franken von Sidon und Beaufort aus gegen diese verübten und bei welchem sie den Mongolenfeldherrn tödtlich beleidigten, wurde der Anlaß zu einem Zuge desselben gegen Sidon: ein Theil der von König Ludwig IX. erbauten Mauer und die Stadt selbst wurde von den barbarischen Feinden zerstört, und die spärliche Einwohnerschaft rettete sich mit genauer Noth wieder in das meerumspülte Hafencastell, dem die Mongolen nicht beizukommen vermochten.[1]

Wie die Mongolenherrschaft überhaupt nur wie ein wüthender Sturm schnell über Vorderasien dahingefahren war, so entging auch die von derselben so schwer bedrohte christliche Herrschaft in Syrien diesmal noch dem Verderben. Freilich war es nur eine knapp gemessene Frist, die ihr gegönnt wurde: nur ein Menschenalter später und sie sank, morsch und hinfällig, wie sie bei der sittlichen und politischen Verkommenheit ihrer Träger längst war, ohne Ruhm elend zusammen. Die Eroberung Accons durch den Sultan Aschraf am 18. Mai 1291 versetzte ihr den vernichtenden Stoß, für den es kaum noch solcher Stärke bedurft hätte. Sidon hatte sich seit dem Mongoleneinfall nicht wieder erholt; um 1281 beschreibt es Brocardus zwar als einen noch großen Ort, von dem jedoch ein Theil in Trümmern lag.[2] Jetzt machten die Tempelherren, die aus Accon nach Sidon

[1] Wilken, VII, 405.

[2] Robinson, III, 704.

geflohen waren, zuerst zwar Anstalten die feste Stadt ernstlich zu vertheidigen und setzten namentlich das Inselcastell im Hafen dazu in Stand; doch gaben sie ihr Vorhaben, das an dem Schicksal der christlichen Herrschaft in Syrien ohnehin nichts mehr ändern konnte, sofort wieder auf, als der von dem Sultan Aschraf mit der Eroberung Sidons beauftragte Emir Schadschai mit Heeresmacht heranrückte und gleichzeitig aus Laodicea Schiffe kommen ließ, um die Stadt auch von der Seeseite her anzugreifen: so wurde Sidon ohne Kampf geräumt und Schadschai besetzte es und zerstörte das Castell.[1]

Als Stadt aber blieb Sidon auch unter der erneuten mohammedanischen Herrschaft bestehen, freilich ohne die hohe Bedeutung, welche es früher besessen hatte. Abulfeda[2] beschreibt Sidon zu Anfang des 14. Jahrhunderts als eine kleine Stadt, die jedoch wiederum eine Citadelle besaß. Damit stimmt auch vollkommen der Bericht, welchen Johannes Poloner, vermuthlich ein deutscher Pilger[3], der 1422 das heilige Land besuchte, über den damaligen Zustand von Sidon erstattet; dieser sagt[4]: die ehemalige Größe der phönizischen Stadt Sidon bezeugen noch die Ruinen derselben; sie lag lang hingestreckt in der Ebene von Norden nach Süden am Fuße des Libanon[5]; aus den Trümmern ist eine neue Stadt gebaut, klein zwar, aber stark, wenn sie nämlich Vertheidiger hätte; mit der einen Seite liegt sie am Meer und hat an jeder Seite ein gut befestigtes Castell, eins im Norden auf einem Felsen im Meere, das andere auf einem Hügel im Süden. Weiterhin rühmt Johannes Poloner die Umgegend von Sidon wegen ihres Reichthums an Zuckerplantagen und Weinpflanzungen. Späterhin scheint Sidon sogar durch

---

[1] Wilken, VII, 711—12.

[2] Abulfeda, Tabula Syriaca, ed. Köhler, p. 93.

[3] Tobler, Descriptiones Terrae Sanctae ex saeculo, VIII, IX, XII, XV, p. 497 fg.

[4] Ebend., S. 262.

[5] Joh. Poloner sagt irrig „sub monte Antilibano“.

seinen Handel wieder zu einiger Bedeutung gelangt zu sein, namentlich weil damals die nächste und frequenteste Handelsstraße von Damaskus nach der Küste bei Sidon mündete und dieses daher gewissermaßen den Hafen von Damaskus bildete und zum Hauptstapelplatz für dessen Import und Export wurde. So wenigstens schildert es um die Mitte des 15. Jahrhunderts der arabische Geograph el-Khulil.[1] Aber auch diese verhältnißmäßige Blüte von Sidon war offenbar nur von kurzer Dauer: die neuen Völkerstürme, welche im Laufe des 16. Jahrhunderts über Syrien einherbrausten, scheinen auch Sidon mit vernichtender Schwere getroffen zu haben. Die Reisenden, welche die Stadt im 17. Jahrhundert besucht haben, fanden sie fast ganz in Trümmern liegend und mit nur sehr wenig Einwohnern; selbst der noch im 15. Jahrhundert eine Zeit lang nicht ganz unbeträchtliche Handel scheint sogut wie vernichtet gewesen zu sein, denn es gab damals in der ganzen Stadt nur einen einzigen Khan.[2]

Von Denkmälern aus dem Zeitalter der Kreuzzüge und der nächstfolgenden Jahrhunderten ist, wenn wir von den bereits erwähnten — dem Castell Ludwig's IX. und den von den Kreuzfahrern herrührenden Theilen des alten Hafencastells — absehen, in Sidon nichts irgend Nennenswerthes erhalten. Zu erwähnen wäre da höchstens noch eine ehemals wol zu einem Kloster oder Hospital oder Ordenshause gehörige Halle, welche sich, jetzt als Remise benutzt, neben der ehemaligen, jetzt natürlich längst in eine Moschee verwandelten St.-Johanneskirche[3] befindet und in welcher man bei Gelegenheit eines theilweisen Umbaues auch einige Kreuzrittergrabstätten gefunden hat. Derseben Zeit, ursprünglich vielleicht ebendemselben Orte gehört ein Inschriftenfragment an, welches sich in einem Seitengebäude im Hofe des

---

[1] Rosenmüller, Analecta arabica, III, 22, latein. S. 47.

[2] Robinson, III, 705.

[3] Vgl. den Plan von Saida im Atlas zu Renan, Mission en Phénicie.

stattlichen französischen Viceconsulats eingemauert befand und den Namen ΔΙΤΡΙΧΟV in griechischen Lettern aufweist.[1]

Eine neue Zeit begann auch für Sidon wie für Beirut mit dem Aufsteigen der Macht Fakhr-ed-din's seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts. An dem noch einmal reicherblühenden Handel der alten Phönizierstadt hatten damals übrigens vorzugsweise die Franzosen Antheil. Den Hafen freilich ließ Fakhr-ed-din, als er sein Land vorübergehend räumte und die abenteuerliche Reise nach Toscana an den Hof seiner medicäischen Verbündeten antrat[2], wie in den übrigen Hafenstädten zuschütten, um der türkischen Flotte den Zugang und die Landung unmöglich zu machen; auf der andern Seite aber errichtete er in Sidon, welches neben Beirut zum Hauptort seines im Entstehen begriffenen syrischen Reiches bestimmt war, eine ganze Anzahl stattlicher Gebäude und that auch sonst manches für die Verschönerung der Stadt. Namentlich erregte der von ihm gebaute Palast, im südöstlichen Theile der Stadt, nahe bei dem Castell Ludwig's IX., die Aufmerksamkeit der Reisenden: später ist daraus das Serail, Regierungsgebäude, geworden. Der Franzose d'Arvieux, welcher nicht lange nach des merkwürdigen Drusenemirs Ende während seines längern Aufenthaltes in Sidon dieses Bauwerk noch wohlerhalten gesehen hat, gibt eine anziehende Beschreibung davon.[3] Danach war der umfangreiche Palast aus glatt behauenen Steinen gebaut, die Räume des Erdgeschosses waren sämmtlich gewölbt, die in dem Obergeschosse reich mit Arabesken ausgemalt, in denen zwischen Blumen Sprüche aus dem Koran in goldenen Buchstaben prangten. Die Mauern waren stark und von solider Arbeit und die Fenster groß und mit Eisengittern geschlossen. Das terrassirte Dach bot eine schöne Promenade mit herrlichem Blick auf das Meer und die reiche Landschaft ringsum; zu ihm

---

[1] Das Stück ist durch die Güte des französischen Viceconsuls, des Herrn Durighello, unsern Sammlungen einverleibt worden.

[2] S. oben S. 79.

[3] d'Arvieux, I, 303.

hinauf führten große, helle und bequeme Treppen. In der gr
Anzahl und der geschickten Vertheilung der Räume erkannte
— so meint d'Arvieux — gleich, daß der Plan zu di
Palais nicht von einem einheimischen Baumeister herrührte,
dern von einem abendländisch geschulten Architekten entworfen
In der Mitte des Hofes fand sich um eine plätschernde Fon
ein von duftigen Orangen umstandener Kiosk; hinter dem P
befand sich ein schöner, an herrlichen Fruchtbäumen reicher G
Alle diese Herrlichkeiten sind aber einem schnellen Untergange
fallen; Maundrell, welcher 1696 Sidon besuchte und besch
thut ihrer nicht Erwähnung, hat also augenscheinlich nichts
davon vorgefunden. Das ältere Gebäude, in dem Fakhr-e
vor der Herrichtung jenes neuen Palais seinen Sitz hatte,
geschildert als zwar geräumig, doch ohne jeden besondern Sch
zu d'Arvieux' Zeiten wohnten in demselben noch die
Neffen des Großemirs, die Emire Achmed und Corquas.

Auch der größte von den drei stattlichen Khans, d
d'Arvieux' Zeiten in Sidon vorhanden waren, galt f
Werk Fakhr-ed-din's. Die Gebäude desselben bildeten ein
längliches Viereck, um einen sechzig Schritt breiten und h
undzwanzig Fuß langen Hof, in dessen Mitte ein Brunne
delte. Der Hof war ringsum von Hallen umgeben, von
aus man in die großen, das ganze untere Stockwerk ein
den Magazine und Waarenlager trat. Ein Thor führte
den östlichen Flügel in einen zweiten Hof, welchen ein von
gestützter Gang entlang lief, welcher den Kamelen und
thieren der hier ihre Ladung unterbringenden Karavanen
Stall diente; das obere Stockwerk diente den Kaufleuten se
zur Wohnung. Dieses stattliche Gebäude war damals vorzug
weise der Sitz der in Sidon und Umgegend Handel treiben
Franzosen; auch ist es durch den Wechsel der Zeiten in dem
Besitz geblieben. In dem mächtigen, eine Fülle von überflüssigem
Raum bietenden Hause, in welchem heutigentags der französische
Viceconsul, Herr Durighello, seinen Wohnsitz hat und wo der-
selbe, ein eifriger Antiquar und gelehriger Gehülfe des Herzogs

de Luynes und de Saulcy, alles, was irgend Werthvolles an Alterthümern in der Gegend gefunden wird, aufsammelt, meist um einen recht einträglichen Handel damit zu treiben, erkennt man trotz mancher spätern Abänderung und moderner Zuthat doch deutlich genug die Grundformen des von d'Arvieux so anschaulich beschriebenen Khans Fakhr-ed-din's. Des schönen Brunnens, welchen der Großemir der Drusen zu Ehren des Andenkens seiner frühverstorbenen Schwiegertochter Selabi-Gubane in Sidon hat errichten lassen, ist bereits Erwähnung gethan worden.[1]

Wichtiger aber als diese Bauwerke war, was Fakhr-ed-din für die Hebung des Handels und Verkehrs in Sidon gethan hat, denn durch sein Verdienst ist Sidon wieder zu einem der ersten Handelsplätze von ganz Syrien geworden. Glaubte Fakhr-ed-din wirklich an die Fabel von der französischen Abstammung seines Geschlechts oder benutzte er dieselbe nur um seinen Landsleuten und Glaubensgenossen gegenüber seiner franken- und christenfreundlichen Gesinnung eine gewisse Berechtigung zu geben, weil diesen ja in ihrer Beschränktheit der Hinweis auf den reichen materiellen Gewinn, der ihnen allen daraus erwuchs, nicht Rechtfertigung genug gewesen sein würde: jedenfalls bildet sein Interesse für eine feste Verbindung mit dem Abendlande und sein Bemühen, dessen Handel für sein Land auszunutzen und dadurch zugleich die überlegene Cultur der Franken seinen civilisatorischen Planen dienstbar zu machen, einen besonders hervorstechenden und auch besonders bedeutenden Zug in dem Wesen des merkwürdigen Mannes. Auffallend ist dabei nur das Eine, daß der Handel Syriens, dessen Mittelpunkt damals Sidon wurde, nicht den Italienern oder speciell den Toscanern, mit denen Fakhr-ed-din doch politisch lange Jahre hindurch in so enger Verbindung stand, sondern fast ausschließlich den Franzosen in die Hände gekommen ist.[2] Der große französische Khan zu Sidon hatte die Stadt zum Mittelpunkt des gesammten Handels von Syrien

[1] S. oben S. 83.
[2] d'Arvieux, I, 464.

gemacht. So groß war der Zustrom, daß der Platz dort oft nicht ausreichte und die französischen Kaufleute in dem ältern, am Ufer des Meeres, in der Nähe der Douane gelegenen Khan ein Unterkommen suchen mußten, der sonst eigentlich nur für die ägyptischen und einheimischen Händler bestimmt war.[1] Auch bot ja schon die nächste Umgebung von Sidon der Handelsartikel eine fast unerschöpfliche Fülle. Wie heute noch die Gärten von Saida durch ganz Vorderasien berühmt sind und gleich nach denen der Wunderstadt Damaskus rangiren, so zählt auch schon d'Arvieux[2] bei seiner auf mehrjähriger persönlicher Beobachtung und dadurch erworbener sehr guter Kenntniß beruhenden Schilderung des blühenden Handels von Sidon zunächst die mannichfachen Früchte auf, welche die Gärten der Umgegend erzeugen: Weintrauben, aus denen man schon damals einen vortrefflichen, ebenso schmackhaften als starken Wein zu bereiten verstand[3], Feigen, Aprikosen, Pfirsiche, Birnen, Kirschen, Maulbeeren, Bananen, Pflaumen, Mispeln u. a. m. Dazu brachten dann die Karavanen von Damaskus noch getrocknete Aepfel, Birnen und Aprikosen, die sich besondern Rufs erfreuten. Von hoher Bedeutung war ferner auch damals schon in der Gegend von Sidon die Production von Weizen, Gerste, Seide und Baumwollgarnen; die Bereitung der letztern befand sich fast ganz in den Händen der Frauen; das sidonische Garn galt, wenn auch für weniger fest, doch für weißer und feiner als das sonst an der syrischen Küste producirte. Die rohe Baumwolle dazu wurde übrigens von Accon her bezogen; die Zeit für den Baumwollhandel war der Winter. Die sidonische Seide, deren Bereitung wie auch die ihr vorangehenden Manipulationen wie die Pflege der Seidenwürmer u. s. w. ebenfalls fast ausschließlich von Frauen betrieben wurde, galt nicht für fein, wurde aber dennoch so viel gebraucht, daß die Production den Bedarf nicht deckte. Ein beträchtlicher Ausfuhrartikel waren

[1] d'Arvieux, I, 309.
[2] Ebend., I, 332.
[3] Ebend., I, 328.

für Sidon auch Galläpfel, der Hauptort für diesen Handel aber war damals wie heute Aleppo. Doch beschränkte sich Sidons Handel keineswegs auf die Erzeugnisse der Stadt und ihrer Umgegend, sondern die daselbst angesiedelten französischen Kaufleute hatten ihre Agenten in Ramleh, Accon, Beirut und Tripolis, welche für sie aufkauften und die Waaren nach Sidon spedirten, wo dieselben dann verpackt und nach Europa verladen wurden. Aus Tripolis und Beirut kam namentlich Seide. Die türkische Regierung erhob fünf Procent von den ausgeführten Waaren, die Consuln erhielten von dem Werthe der durch ihre Landsleute ausgeführten Waaren zwei Procent, überließen davon jedoch gewöhnlich ein halb Procent den Commis. Doch waren alle diese Einnahmen sehr unsicher, da es üblich war, den Werth der verladenen Waaren so niedrig wie irgend möglich anzugeben. Die Einfuhr dagegen blieb in Sidon auch in dieser Zeit des vorwiegenden französischen Handels sehr unbedeutend und war nach des kundigen d'Arvieux eigener Angabe[1] eigentlich gar nicht nennenswerth. Es hatte das seinen Grund darin, daß die Damascener ihren Bedarf an europäischen Producten nicht in Sidon, sondern in Aleppo entgegenzunehmen gewöhnt waren. So blieb der Importhandel Sidons auf die Einfuhr einiger weniger Artikel beschränkt, mit denen die europäischen Kaufleute im Tauschhandel die von ihnen aufgekauften einheimischen Producte bezahlten, statt dafür, wie anfangs geschehen war, Geld zu zahlen.[2] Im wesentlichen scheint

---

[1] I, 465.

[2] d'Arvieux a. a. O., I, 469, macht über die jährliche Ausfuhr von Sidon folgende Angaben: 4—5000 Ballen Baumwollgarn (à 250 Pfd. Gewicht), 1500—1800 Ballen rohe Baumwolle (à 600 Pfd.), 3500 Ctr. Reis, 500 Sack Galläpfel (à 400 Pfd.), 3000 Sack Asche, die in Marseille und Toulon zur Bereitung von Lauge und Seife gebraucht wurde; sie wurde aus der Wüstenlandschaft gebracht, sechs bis sieben Tagereisen von Saida, wo sie die Araber durch Verbrennung eines massenhaft den Boden bedeckenden Krautes gewannen. — Die Einfuhr dagegen betrug nach derselben Quelle: 400 Ballen Packpapier, 40 Ballen Pfeffer, 30 Ctr. Cochenille zum Färben, 80—100 Ctr. Brasilienholz zu gleichem Zweck, 10 Ctr. Gewürznelken, 8—900 Stück gewöhnliches Tuch, einige Quincaillerien u. dergl.

sich, solange der französische Handel überhaupt seinen Sitz in Sidon hatte, an diesen commerziellen Verhältnissen nichts geändert zu haben, denn die Angaben, welche Hasselquist 1751 macht, stimmen mit denen d'Arvieux' noch ganz genau überein.[1]

In den politischen Verhältnissen Sidons und seines Gebietes war allerdings seit dem Sturze Fakhr-ed-din's eine Reihe sehr beträchtlicher Veränderungen eingetreten. Zunächst hatten freilich neben dem von der Pforte ernannten Gouverneur die Neffen des gestürzten Großemirs, Achmed und Corquas, die in Sidon in dem alten Palast ihres Oheims residirten, in Erinnerung an die ehemalige Macht ihres Hauses in dieser Gegend einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt und hatten sich, auf das Volk gestützt, allerhand bedenkliche Rechte angemaßt, ja, die Bevölkerung wol gelegentlich gar zu offenem Aufruhr aufgereizt. Deshalb wurde Saida 1659 mit Safed verbunden und zum Paschalik erhoben, welchem der bisherige Schatzmeister von Damaskus, Ali, ein thatkräftiger, rücksichtslos durchgreifender Mann vorgesetzt wurde. Mit den Franzosen lebte er in bester Freundschaft und leistete dem Handel derselben in jeder Weise Vorschub, im übrigen aber brachte er die Rechte der Pforte streng zur Anerkennung, namentlich begann er auch einen hartnäckigen und mit blutiger Grausamkeit geführten Kampf gegen die Drusen in dem seinem Paschalik angehörigen Theile des Libanon: d'Arvieux will vierzig, ja sechzig gefangene Drusen auf einmal in dem Serail haben hinschlachten sehen.[2] Ali's Nachfolger, Mehemet-Pascha, fuhr in derselben Weise fort, ließ, um die Autorität der Pforte zu sichern, namentlich die noch immer gefürchteten beiden Emire, die Neffen Fakhr-ed-din's hinterlistig ermorden und suchte die drusischen Bergdistricte mit Mord und Brand heim.

Im allgemeinen scheint Sidon im Vergleich mit den verhältnißmäßig so glänzenden Zeiten Fakhr-ed-din's damals durchaus in einer langsamen rückläufigen Bewegung gewesen zu sein.

---

[1] Hasselquist, Reisen, S. 190.
[2] d'Arvieux, I, 401.

Zwar fand Maundrell, welcher ein Menschenalter nach den eben berichteten Vorgängen Sidon besuchte, die Stadt noch reichlich bevölkert; doch schloß er aus den in den Gärten draußen zahlreich verstreut liegenden Pfeilern und Säulen und Steinen mit Inschriften mit Recht, daß die Stadt einst sehr viel weiter ausgedehnt und sehr reich und schön gebaut gewesen sein müsse. Den Handel fand auch Maundrell noch ganz und ausschließlich in den Händen der Franzosen.[1] Ganz ähnliche Eindrücke empfing etwas später, gerade ein Jahrhundert nach d'Arvieux, der Engländer Pococke: derselbe erwähnt als im Norden der Stadt befindlich die Ruinen eines ehemals den Venetianern gehörigen Karavanserais. Der Handel, der noch immer von den Franzosen wie ein Monopol geübt wurde, war gegen früher gesunken, insofern er sich allein noch auf Seide, Baumwolle und Getreide bezog.[2] Uebrigens erwähnt Pococke auch Grabkammern am Fuße der benachbarten Höhen, in den Felsen geschnitten, mit Pilastern und Gewölben geziert: es muß dahingestellt bleiben, ob das dieselben sind, die heutigentags gezeigt werden und in deren einer man den berühmten Sarkophag des Königs Esmun-ezer gefunden hat.[3]

Zur Zeit von Volney's Reisen (1783 und später) war Sidon offenbar schon wieder etwas gesunken. Zunächst nämlich war es nicht mehr Residenz des Paschas: als solche hatte sich Achmed-el-Dschezzar — d. i. der Schlächter[4] — das feste Accon auserkoren, wie dort auch schon der durch denselben gestürzte Gewalthaber Daher seinen Sitz gehabt hatte. Volney fand in Sidon selbst den neuen Theil der Stadt vielfach in Trümmern liegen: im ganzen nahm dieselbe nach seinen Angaben damals nicht mehr Raum ein als 600 Schritt längs des Meeres und 150 Schritt landeinwärts. Auf einer Höhe im Süden, also doch wol der-

[1] Maundrell, S. 74—76.
[2] Pococke, III, 257—59.
[3] Vgl. oben S. 105.
[4] Vgl. oben S. 89.

selben, auf welcher Ludwig's IX. Castell steht, war ein sogenanntes Fort errichtet, das jedoch eigentlich nichts weiter war als ein ein Stockwerk hoher Thurm, der obenein schon halb in Trümmern lag und den ein Kanonenschuß vollends über den Haufen geworfen haben würde. Die Einwohnerzahl von Sidon gibt Volney auf 5000 an; die Mehrzahl der Einwohner beschäftigte sich mit der Bereitung der Baumwolle, welche neben der Seide noch immer den Hauptartikel bildete für den von etwa sechs französischen Häusern getriebenen Handel. Aber auch mit diesem Reste des ehemals blühenden Handels in Sidon ging es schnell bergab. Wesentlich hat dazu ohne Frage die immer vollständiger durchgeführte Monopolisirung des syrischen Handels in Frankreich beigetragen: einzig und allein Marseille durfte mit der Levante handeln; infolge vielfacher Reclamationen wurde dieses Privilegium zwar 1777 aufgehoben, aber schon 1785 wieder in Kraft gesetzt. In Syrien aber durften nun auch wieder die Eingeborenen nicht direct nach Marseille exportiren, sondern wurden von Seiten ihrer Regierung angehalten, ihre Vorräthe allein an die Agenten der Marseiller Häuser zu überlassen. So kann man denn Volney allerdings nicht Unrecht geben, wenn er aus einer Darlegung der commerziellen Verhältnisse Sidons den Schluß zieht, daß die Türkei von dem in diesem Gebiete getriebenen Handel eigentlich mehr Schaden als Gewinn habe.[2]

Bald genug hatte die ohnehin ja schon so zusammengeschmolzene Herrlichkeit des französischen Handels in Sidon und ganz Syrien dann überhaupt ein Ende. Nach dem Einbruch Bonaparte's in Aegypten verjagte Achmed-Pascha el-Dschezzar sämmtliche Franzosen aus dem unter seiner Gewalt vereinigten Gebiete.

Aus der Geschichte Sidons während der ersten Jahrzehnte

---

[1] Volney, II, 191—93.

[2] Volney, II, 392 fg. Französische Comptoire oder échelles gab es damals außer in Sidon noch in Aleppo und Alexandrette, Accon, Tripolis, Latakieh und Ramleh. Den Gesammtwerth des Umsatzes in allen sechsen berechnet Volney (II, 393) auf 6 Millionen, wovon 2 Millionen auf Sidon und Accon kommen.

unsers Jahrhunderts ist wenig Besonderes zu berichten. Die ägyptisch-türkischen Wirren der dreißiger Jahre brachten die Stadt mit ganz Syrien unter die Herrschaft Mehemet-Ali's.[1] Daß das von diesem befolgte System sehr viel von einer gewaltsamen Beglückung und zwangsweisen Cultivirung an sich hatte, wird niemand leugnen wollen; aber ebenso wenig kann geleugnet werden, daß die energische Thätigkeit, die bei aller Straffheit doch anregende und Raum zur Entfaltung der Kräfte gewährende Freisinnigkeit, welche in diesem ägyptischen Systeme im Gegensatz zu der elenden türkischen Wirthschaft herrschte, wol geeignet war dem von der Natur doch nicht vernachlässigten Lande zu einem neuen Aufschwunge und zur Entfaltung einer neuen Blüte in Handel und Cultur zu verhelfen. In dieser Hinsicht versprach schon die von allem unnöthigen Glaubenseifer freie Christenfreundlichkeit[2] des ägyptischen Herrschers das Beste. Wirklich waren die Anfänge, die in dieser Beziehung gemacht wurden, ja sehr vielverheißend, und namentlich Sidon hatte reichlichen Antheil daran. Selbst von den furchtbaren Verwüstungen, die 1837 ein ganz Syrien heimsuchendes Erdbeben anrichtete, erholte sich Sidon schnell: besser und stattlicher gebaut als vorher erstand es aus den Trümmern. Jedoch zu bald nur erneute sich der Conflict zwischen der Türkei und dem allzu hochstrebenden Aegypter. Die Intervention der Großmächte aber zu Gunsten der hart bedrängten Pforte (1840) und die Beseitigung der ägyptischen Herrschaft hat der Cultur Syriens entschieden keinen Dienst geleistet: die eben erst aufsprießenden Keime wurden gleich wieder ausgerissen. Sidon gerade hatte unter diesen Wirren besonders schwer zu leiden. Die ganze Gegend war durch den wilden Aufstand der Bergstämme des Libanon gegen die der Conscription wegen verhaßt gewordene ägyptische Regierung, welchen die Engländer, wenn nicht geradezu angeregt, so doch jedenfalls durch

[1] Vgl. Perrier, La Syrie sous le gouvernement de Méhémet-Ali (Paris 1842) — freilich eine entschiedene Tendenzschrift.

[2] Perrier, S. 394.

Versprechungen genährt und durch Waffenlieferungen unterstützt hatten, in Flammen gesetzt und bis unter die Mauern von Sidon dehnten sich die allen Wohlstand zu Grunde richtenden Raubthaten und blutigen Plänkeleien aus. In Sidon selbst wurde dann schließlich auch das Schicksal Syriens und der Herrschaft Mehemet-Ali's über dasselbe entschieden: am 26. September 1840 wurde Sidon nach einem völlig nutzlosen Bombardement, das nur die ohnehin schon vertheidigungsunfähige Hafencitadelle vollends in Trümmer legte und auch in der Stadt einigen Schaden anrichtete, von den vereinigten Engländern und Türken unter Admiral Charles Napier mit Sturm genommen; der infolge des Widerstandes der ägyptischen Besatzung blutige Kampf setzte sich bis in die Straßen und in den Bazar fort.

Neuerdings hat sich Saida wieder einigermaßen gehoben und gehört zu den besser situirten Städten Syriens. Seine Einwohnerzahl beträgt zur Zeit etwa 12,000, soll aber vor ungefähr einem Jahrzehnt bis auf 20,000 gestiegen gewesen sein: um jene Zeit nämlich strömten die Bergbewohner massenhaft nach der Stadt zusammen, wo sie ihren Unterhalt leichter zu gewinnen hoffen durften; infolge des allzu starken Zuzugs aber sahen sich dieselben schließlich in ihren Hoffnungen getäuscht und genöthigt, in ihre Berge zurückzukehren. Uebrigens haben zu dieser Verminderung der Einwohner von Sidon gewiß auch die Greuel beigetragen, welche in der Stadt und deren Umgegend 1860 bei den aus den Kämpfen der Drusen und Maroniten hervorgegangenen Christenmassacres geübt worden sind. Damals hieß es plötzlich auch hier, die Christen wollten alle Muselmänner umbringen, und als in der That christliche Abtheilungen vom Gebirge kamen — aber nur geschlagene, welche Zuflucht suchten — wurden die Thore geschlossen, die Imams schrien von den Kanzeln: „Lassen wir die Religion unsers Propheten untergehen? Die Christen kommen unsere Stadt zu nehmen. Zu den Waffen! Zu den Waffen!" Auch die Frauen riefen mit auf zum heiligen Kriege („Dschihar"), und es wird nicht in Abrede zu stellen sein, daß eine wirkliche Angst unter der mohammedanischen Bevölkerung

vorhanden war. Sie stürzten hinaus und machten alles nieder, was vor den Drusen floh, suchten Busch um Busch die ganze Umgegend ab, um Weiber und Kinder, Mönche und Nonnen zu morden und den Hunden zum Fraß zu überlassen.[1]

---

[1] Julius Braun, Gemälde der mohammedanischen Welt, S. 138—39. — Vgl. Lenormant, Histoire des massacres en Syrie en 1860.

IV.

Sur, das moderne Tyrus.

So kurz bei dem Drängen nach dem letzten Reiseziele der erste Aufenthalt in dem freundlichen Saida gemessen war, so genußreich war er und so angenehme Erinnerungen knüpfen sich daran, die ich bei späterm, ruhigerm Verweilen in aller Behaglichkeit auffrischen und befestigen konnte. In dem stattlichen, palastähnlichen Hause des deutschen Viceconsuls, des Herrn Abela, fand man nicht blos in der Einrichtung die eigenthümliche Landesart mit orientalischer Eleganz und mit europäischem Comfort vereinigt, sondern auch ein freundlichst anmuthendes Bild reizenden Familienlebens, in dessen Mittelpunkt die schöne Frau des Hauses stand, umspielt von einer Schar blühender Kinder, munterer, das jugendliche Köpfchen mit dem blaubetroddelten rothen Fez bedeckt tragender Knaben, die sich neugierig und zutraulich an die „Frendschi" (d. i. Franken) schmiegten, aber nur sehr schüchtern etwas von den Früchten ihrer französischen Studien verlauten ließen. Nach dem reichlichen Mahle, das uns zum ersten mal die landesübliche Küche zu kosten Gelegenheit bot und bei dem wir mit dem wohlschmeckenden und feurigen Libanonwein auf das Wohl der Heimat und auf eine weitere glückliche Reise tranken, auch in dem herrlichen Früchtereichthum der sidonischen Gärten und namentlich in dem Wohlgeschmack der Bananen schwelgen durften, versammelte sich, Cigaretten, Pfeife oder Nargileh rauchend, ein munterer Kreis von Verwandten und Freunden des

uses; im Gespräch mit ihnen ergab sich reicher Gewinn für Kenntniß der zur Zeit in Saida und Umgegend bestehenden rhältnisse und namentlich auch der da noch vorhandenen Alterimer. Auf diesem Gebiete ist namentlich unseres Gastfreundes hwiegervater, Herr Durighello, französischer Viceconsul, eine torität ersten Ranges, und mittheilsam ließ uns derselbe alles en, was seine Nachforschungen und Ausgrabungen in den letz Jahren zu Tage gefördert hatten: mancherlei Münzen, einen chtigen Sarkophag, am obern Ende mit einem kolossalen Kopfe Relief, aber leider ohne jede Inschrift, und dann ein eigenimliches, büchsenartiges Gefäß, dessen Außenseite mit einer igenscheinlich auf den Astartecultus bezüglichen Reliefdarstellung ziert war und dessen Bekanntmachung von unsern gelehrten rschern auf diesem Gebiete gewiß freudigst begrüßt werden irde.

Auch von seiten der türkischen Behörden wurde uns während s kurzen Aufenthalts in Saida jede erdenkliche Aufmerksamkeit theil. Noch nach Sonnenuntergang, als wir die antiquarischen hätze des französischen Viceconsuls zu besichtigen gegangen ren, kam der Kaimakam (d. i. Lieutenant, nach Rang und atlichen Functionen etwa unserm Landrath entsprechend) des ezirks von Saida, Rufki-Pascha, ein kleiner, alter Türke, um is seine Aufwartung zu machen und seine Dienste zur Disosition zu stellen. Unser Gastfreund vermittelte als Dolmetscher ie Unterhaltung, die in dem üblichen Austausch nach orientalischer Art möglichst blühend gehaltener Höflichkeitsphrasen bestand, sachich natürlich gar kein Interesse gewährte. Solche Conversation mit türkischen Beamten, von denen nur die höher gestellten französisch zu sprechen pflegen, ist gewöhnlich eine langwierige und umständliche Unternehmung: diese Herren sprechen nämlich gewöhnlich nichts als türkisch, sodaß sie sich in Syrien, wo die Umgangssprache durchaus arabisch ist, oft mit ihren eigenen Unterbeamten und mit den Einwohnern des ihnen anvertrauten Bezirks nicht direct verständigen können und jederzeit einen officiellen Dolmetscher zur Seite haben müssen. Da nun das Türkische

hierzulande durchaus eine fremde Sprache ist, so n
nicht, wie in Saida Herr Abela, der Vermittler der l
französisch und türkisch sprach, zum mindesten doppelt
werden: was wir Franken französisch sagten, übertrug
goman dem Regierungsdragoman ins Arabische und d
das dann türkisch an seinen Herrn. Daß bei dieser n
Conversation, wo irgend wirklich sachlich etwas zu e
festzustellen war, vor allen Dingen Geduld nöthig n
wol nicht erst bemerkt zu werden. Im übrigen ließ
Ruſſi-Pascha sich nicht nehmen uns oder vielmehr
traggeber durch Mitsendung militärischer Escorte bi
ehren; ablehnen ließ sich das nicht, und so blieb uns
als unsere höchst schmucken und in ihrer Haltung orde
beiruter Begleiter heimzusenden und statt derselben z
niger empfehlenswerth aussehende sidonische Sabtieh e
Unwiderstehlich komisch aber wirkte eine andere Ehr
mit welcher der Kaimakam uns gewiß besonders a
glaubte: sobald wir uns am Morgen nach unserer
der Stadt sehen ließen, um dieselbe in Augenschein
marschirten sechs Soldaten mit einem Offizier vor u
bildeten, wo wir eintraten, wie in dem Hafenfort u
dem Landcastell, ehrerbietig salutirend Spalier. Die
ses Bildes recht zu würdigen muß man nun freilich
die türkische Armee, die sich in Städten wie Konstant
rut und Damaskus ganz stattlich präsentirt, in sol
weitab von der Welt verloren liegenden Garnisonen, d
eigentlichen Controle der höhern Vorgesetzten entziehen,
pflegt: in diesen halbverhungerten, oft nur nothdürftig
nie eigentlich uniformirten, schlaff und nachlässig e
kenden Leuten möchte man unbeschäftigte Lohnarbeite
geradezu Tagediebe und Bettler vermuthen, sicherlich
daten. Und wenn man nun die Begleitung durch
unter Führung eines Offiziers, der sich von seinen l
blos dadurch unterschied, daß er eine Art von sehr l
form an- und sogar einen verrosteten Säbel umha

sondere Ehre anrechnen sollte, so konnte man sich eines Lächelns
hrlich nicht enthalten: die Verkommenheit der türkischen Wirth-
aft in den dem Centrum fernern Theilen des Osmanischen
ches trat einem in diesem Bilde sozusagen verkörpert ent-
n.

Aber noch ein zweites, wesentlich anders geartetes, jedoch
so durchaus echt orientalisches Bild hat sich meinem Ge-
iß während jenes ersten kurzen Aufenthalts in Saida mit
ischbarer Lebendigkeit eingeprägt. Nach Sonnenuntergang
die Stadt schreitend kamen wir an einem türkischen Café
vor demselben, auf einem länglich viereckigen, estraden-
ber die Straße erhöhten Platze saßen beim Schein einiger
n eine ganze Anzahl ernster Muselmänner, die Beine ge-
auf Teppichen und Kissen, in langen Zügen den Rauch
rgileh einziehend, welches unhörbar ab und zu gehende
durch immer neu daraufgelegten Kohlenbrand im Gange
alten sorgten, und lauschten andächtig und mit sichtbarer
ung den Worten eines Vorlesers. Dieser, eine stattliche
einung, weißgekleidet, saß an der einen Schmalseite des Rau-
auf einem thronartigen, erhöhten Divan und trug aus einer
riftrolle, die er in der Hand hielt, langsam und gemessen, in
erlichem Tone, die Stimme mit der wachsenden Lebhaftigkeit
r Darstellung mächtig erhebend und dann wieder feierlich ge-
genen Tons, die Worte durch lebhaftes Minenspiel und oft
rch leidenschaftliche Gesten begleitend, die allbekannten und doch
mer wieder mit Begeisterung gehörten Heldenthaten des vor-
hammedanischen Heroen der Araber, des ritterlichen Dichters
d Sängers Antar vor. Antar, der Sohn des Scheddad Ebn-
rawijeh von einer abessinischen Sklavin, war als Sklave auf-
achsen und erhielt erst auf dem Schlachtfelde zum Lohn für
e Tapferkeit die Freiheit geschenkt. In dem Jahrzehnte dauern-
Kampfe seines Stammes Abs gegen den Stamm Dsobijan
ang er sich durch seine Heldenthaten zum gefeiertsten Kriegs-
en der Araber auf, namentlich erwarb er sich durch die
tung des Dsobijaniden Dhemdhem in dem Treffen bei Mor-

takal unsterblichen Ruhm. Und er selbst wurde der Herol
selben: seine Thaten und seine Liebe zu der schönen Abla
Antar in seinem Gedichte „Moallakat", das stets ein Lieb
werk der Araber geblieben ist und noch heutigentags mi
geisterung gehört wird.[1]

Die Besichtigung der Alterthümer in und bei Saida
obgleich mit Tagesanbruch begonnen, doch mehr Zeit a
erwartet hatten, weggenommen und der Tag war schon we
gerückt, als wir (den 7. Mai) das enge Thor von Said
ließen und, von unserm liebenswürdigen Gastfreunde n
Stück Weges geleitet, den Ritt nach Tyrus antraten.
führt der Weg zwischen den duftigen, reichbewässerten
hin; weiterhin reitet man in einiger Entfernung von d
blauen Meere, das hier eine flache Sandküste mit m
Wellengekräusel umspielt; der Libanon zieht sich hier v
Meere zurück, und von beiden umkränzt breitet sich die
stellte, von ertragreichen Feldern bedeckte sidonische Eben
eigentliche, ursprünglich so geheißene Kanaan, aus. Im
satz zu dem wüsten Steingeröll, durch das uns Tags zuvor
Weg geführt hatte, that der Blick auf dieses fruchtbare E
dem Auge doppelt wol, und auch die Pferde griffen a
bequemen, weichen Wege viel munterer aus und bracht
noch ehe die Sonne die Mittagshöhe erreicht hatte, ei
Stück vorwärts. Mehrere, meist nur wenig Wasser er
Wadis wurden passirt. An einigen Stellen ist übri
polygone Pflaster der einst die Küste entlang führen
schen Heerstraße noch deutlich erkennbar. Von den
Orten aber, die einst an ihr entlang lagen und eine f
brochen die ganze Küste begleitende Stadt gebildet ha
ist außer einigen Steinhaufen und Fundamentmauern
handen. Maundrell sah auf dieser Strecke noch
Meilensteine mit zum Theil noch erhaltenen Insch

[1] Einen Auszug daraus gab Hammer-Purgstall in d
büchern der Literatur, Jahrg. 1819.

einer auf eine Erneuerung dieser Küstenstraße durch Septimius Severus hinwies.[1] Reizend ist der Blick auf das Gebirge, das an seinen Abhängen zahlreiche Dörfer trägt und im Südosten von dem schneebedeckten, in schönen Linien langgestreckt daliegenden Hermon, dem höchsten Berge des Antilibanon, überragt wird. ...nde östlich von Saida erblickt man das griechische Kloster ...r Elias, wo einst die wunderliche Lady Esther Stanhope während des ersten Theils ihres syrischen Aufenthalts ihren Wohnsitz ...eschlagen hatte. Weiterhin sieht man zur Linken unter anderm ...hazîyeh.[2] Südlich davon wird der Nahr-el-Zaharany ...t: derselbe kommt, in einem Längenthal des Gebirges süd... fließend, dann die Vorberge desselben in der Richtung gegen ...westen und Westen durchbrechend, aus der Gegend des tief ...ibanon gelegenen Jezzin. An der Mündung desselben, ...und links davon, sieht man die Reste älterer Bauten: aus ...r Zeit dieselben herrühren, ist jedoch nicht mehr zu erkennen. ...danach fangen die Ausläufer des Libanon wieder an näher ...s Meer zu treten und das Ufer liegt höher über dem Spiegel desselben. Wo dieses sich wieder senkt und wieder das flache ...Ufer beginnt, dicht bei einem trümmerhaften ehemaligen ...nwachtthurm, geht der Nahr-el-Kantarah in das Meer: ...er Nähe findet sich eine schöne Quelle mit klarem Wasser, ...es durch Leitungen den ringsum sich ausbreitenden, in üppigem Grün prangenden Gärten zugeführt wird, während das Bett ...Flusses zu beiden Seiten von dichten Oleandern umbuscht ... die eben ihre schöne Blüte zu entfalten begannen. Nur ...l jenseit des Flusses liegt ein kleiner Khan, el-Khudr, ...dem sich, mit dem Blick auf das nahe Meer, am Rande ... kleinen Bassins unter dem Schatten einer stattlichen Platane ... behagliche Ruhestätte darbot: da wurde um Mittag zum ...stück gelagert. Ein ziemliches Stück südöstlich von dieser ...e, auf der Höhe eines schroff abfallenden Berges, erblickt

[1] Vgl. Maundrell, S. 77 und 78.
[2] S. oben S. 115.

man, von einigen moscheeartigen Kuppeln überragt, das stattli
Dorf Surafend. Nicht gerade das heutige Dorf, aber d
ganze Stelle bietet mancherlei des Interessanten.

In Surafend hat man nämlich ohne Frage mit Recht
alte Sarepta wiedererkannt; so sicher die Identität des Na
ist, so zweifellos ist es auf der andern Seite, daß das alte
repta, das schon im Alten Testamente als Zarpath vork
unten am Meere lag und bis tief in das Mittelalter hinei
gelegen hat: von diesem alten Sarepta sind heute kaum no
erkennbare Mauerreste vorhanden; nach der Zerstörung d
ist der den alten Namen tragende neue Ort um seiner
Sicherheit willen auf der schwer zugänglichen Höhe geba
den. Das heutige Surafend ist nun der Mittelpunkt der
ser ganzen Gegend noch eine recht bedeutende Rolle sp
Elias-Tradition, die sich allerdings, wie es scheint, vielfach
St.-Georgs-Legende vermischt hat. Bei der Witwe zu S
wohnte Elias, und der Sohn derselben wurde durch ih
Tode erweckt.[1] Die gewaltige Erscheinung des heiligen El
gegen den Baalcultus, an dessen Stelle er überall die Anbe
Jehovah's zu setzen strebte, ist noch heutigentags nicht gan
der Phantasie des Volkes verschwunden: gerade in diesem T
Syriens begegnen wir demselben in Orts- und Beinamen
sehr oft. Namentlich zeigte man in der Zeit der Kreuzzüge
Sarepta nahe am Meere die Stelle, wo das Haus der W
gestanden, die Elias bei sich aufgenommen. Damals wurde
eine Kapelle errichtet.[2] Das Christenthum aber war in Sa
schon frühe heimisch geworden: bereits gegen Ende des 6. J
hunderts wird Sarepta als christliche Stadt erwähnt.[3]
Kreuzfahrern erschien Sarepta um der Elias-Tradition willen
tig genug, um es zum Sitze eines Bischofs zu machen, we

[1] 1. Könige 17, 9—24.
[2] Jakob de Vitriaco, c. 44. Marin. Sanut., p. 165.
[3] Sidonius Apollinaris, XVII, 16. Vgl. Reland, Palest., p. 9

n von Sidon als seinem Metropoliten untergeordnet war.[1]
on der zu Ehren der Wunderthat des Elias errichteten Kapelle
t heute nichts mehr vorhanden; wenn man sich aber erinnert,
ie hierzulande eine einmal geweihte Cultstätte diese Eigenschaft
h unter der Herrschaft eines andersgläubigen Volkes bewahrte,
e da, wo einst die Baalstempel der Phönizier gestanden, später-
die Tempel des Zeus und des Jupiter, dann christliche Kirchen
Kapellen errichtet und wie schließlich diese wiederum zu Mo-
n umgewandelt worden sind, so wird man der Ansicht derer
eutlich beipflichten, welche jene Kapelle da errichtet gewesen
lassen, wo heute, nahe dem Khan und dicht am Meere, ein
Hudr genannter Wely, d. i. ein moscheeartiges, ein angeb-
mohammedanisches Heiligengrab enthaltendes Gebäude steht.
Hudr aber ist die arabische Benennung für den heiligen
g.[2] Die Mythe von diesem Drachentödter, der wir an der
n syrischen Küste auf Schritt und Tritt begegnen, hat sich
scheinlich mit der Tradition von dem Zerstörer des Baal-
s verschmolzen. In jenem Wely eine mohammedanische
morphose der alten Eliaskapelle zu erkennen, gibt namentlich
age desselben, dem heutigen Sarepta-Surafend fern, dicht am
re, ein Recht: denn bis in das späte Mittelalter war Sarepta
blos am Meere gelegen, sondern auch eine Hafenstadt, wenn
auch ihre ehemalige Bedeutung als solche längst eingebüßt
. Das beweist schon die Thatsache, daß die Kreuzfahrer 1099
ihrem Marsche durch die Küstenebene Sarepta rechts, also
Meere, liegen hatten.[3] Dazu stimmt, daß zur Zeit des
en Kreuzzuges viele Theilnehmer an demselben hier in Sa-
landeten.[4] Auch Johann von Würzburg nennt in dem Bericht
seine um 1165 gemachte Reise in das heilige Land Sarepta als

---

[1] Guilelm. Tyr., XIX, 14. Vgl. Lequien, Oriens christianus, III,
fg.

[2] Robinson, Palästina, III, 690.

[3] Guilelm. Tyr., VII, 22.

[4] Kugler, Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs, S. 183.

Im ganzen sind von solchen Grabhöhlen in der Felsenwand bei Athlun bisher über hundert bekannt geworden. Eine gründliche Durchforschung der ganzen Gegend würde ihrer sicherlich noch eine große Menge erschließen. Was die Bedeutung dieser merkwürdigen Nekropolis angeht, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir es in ihr mit einer der zu dem alten Tyrus gehörigen Grabstätten zu thun haben.[1] Im Mittelalter kommt Athlun als christliche Burg vor, nach der eine Seigneurie ihren Namen führt.[2]

Ein kurzer Ritt brachte uns an den Lauf des breiten, wasserreichen, von ordentlichen Wäldern von Oleandern umblühten Kasmieh-Flusses. Dieser, der Leontes — nicht, wie man früher irrig meinte, der Eleutherus — der Alten, ist der Hauptfluß des mittlern Syrien. In dem höchstgelegenen Theil der Bekaa, des alten Cölesyriens, etwas nördlich von Baalbek, nicht fern von dem Punkte, wo der nordwärts fließende Orontes, Nahr-el-Aasi, seinen Ursprung nimmt, entspringend, durcheilt er als Nahr-Litany (d. i. Leontes), von rechts und links zahlreiche Bergwässer aufnehmend, die ganze südliche Hälfte Cölesyriens, bricht sich dann in einem engen, spaltartigen, keiner Ansiedelung Raum bietenden Thale einen Weg durch die festgeschlossenen Bergmassen des östlichen Libanon, um sich dann, dem Entwickelungsgesetze aller größern syrischen Flüsse folgend, plötzlich fast im rechten Winkel nach Westen zu wenden und schließlich als Kasmieh zwei Stunden nördlich von Tyrus ins Meer zu fallen. Der jetzige arabische Name des Flusses, el-Kasmieh, wird gedeutet als „Trennung"[3] und dann davon hergeleitet, daß der

---

de Tyrun (Wilken, III, 2, 94. Tab. Ord. Theut. ed. Strehlke, p. 90 und 103) in diesen Grotten zu finden sei, ist unrichtig: diese ist vielmehr in Kalaat (d. i. Schloß) oder Schekif (d. i. Fels) Tairûn, s. Mughr-Jezzîn im Gebiet von esch-Schûf zu erkennen. Vgl. Abulfeda 98.

[1] Vgl. den Abschnitt über das alte Tyrus.

[2] So z. B. 21. März 1253, Pierre d'Avalon, Connetable de Tabarie und Seignor d'Adelon; Tab. Ord. Theut., p. 103.

[3] Robinson, III, 685.

n: doch ist auch hier die Cultur in einem für dieses Land blühenden Zustande, und überall sahen wir die Leute aus nahen Dörfern mit der Feldarbeit beschäftigt. Der Ertrag nt reichlich genug für die verhältnißmäßig so geringe Mühe, auf die Bestellung gewandt wird. Wenn man sieht, auf was r trostlos steinigem Boden hier noch Gerste und Weizen gehen, und sich die erbärmlichen Holzpflüge betrachtet, mit denen r Boden nicht gepflügt, sondern nur leicht geritzt wird, so kommt n unwillkürlich auf den Gedanken, was für überreiche Ernten r gewonnen werden könnten, wenn man sich die Mühe gäbe, Boden von dem darübergestreuten Steingeröll zu reinigen d mit einer ordentlichen eisernen Pflugschar umzuwühlen. e Kunde von dem Gedeihen der bei Jaffa und Haifa von den rtembergern angelegten Felder ist freilich auch bis in diese end gedrungen: aber sich nach dem gegebenen Beispiele zu n und von den europäischen Einwanderern die Art der Feldlung zu erlernen und so den Ertrag ihrer Grundstücke zu rfachen, dazu ist dieses Volk viel zu indolent; auch denkt nd nicht ganz mit Unrecht, daß je besser seine Felder stehen, nur um so mehr von der türkischen Regierung unter dem men des Zehnten und dergleichen weggenommen wird, sodaß e Regierung und namentlich die Steuerpächter großen Gewinn ben, die Bauern selbst aber in demselben Elend wie jetzt sein rden.

Inzwischen lag das Ziel unserer Reise schon deutlich sichtbar vor uns. Bald hinter Surafend erblickten wir zuerst Tyrus, wie eine auf dem Meere schwimmende Insel weit in die blaue Flut vorgeschoben, von einigen hochstämmigen Palmen und einem schlanken Minaret überragt. Es ist ein ganz eigenartiges, gar nicht recht deutlich zu beschreibendes Gefühl, aufregend und befriedigend zugleich, wenn man so einen Ort, der einem dem Namen und seiner Geschichte nach so bekannt, ja vertraut ist, endlich wirklich und leibhaftig vor sich sieht, — so ganz, ganz anders als man ihn sich gedacht. Unaufhaltsam streben dann alle Sinne vorwärts, und man mag nicht rasten und nicht ruhen bis man

vollends an das ersehnte Ziel gelangt ist. So ging es denn auch uns jetzt: voll Begierde, möglichst bald in Tyrus einzureiten, ließen wir, was etwa rechts und links vom Wege bemerkenswerth sein mochte, für jetzt unbeachtet liegen. Unliebsam war schon die Verzögerung, welche durch ein Kreuz- und Querreiten in den feuchten Wiesen, die sich rechts vom Wege längs des Meeres hinziehen, entstand: die gesuchten, dort angeblich befindlichen Reste eines Baalstempels erwiesen sich dem unbefangenen Blicke als etliche in einem länglichen Vierecke aufgestellte Steinblöcke, welche durch Stangen — die zur Einfügung derselben bestimmten Löcher zeigten das deutlich — verbunden eine sehr gute Hürde für die dort weidenden Heerden abgaben. Bald danach leuchteten zur Linken die weißen Kalksteinfelsen, in denen sich, den Weg ein gutes Stück begleitend, die berühmten, nach dem weiter oben gelegenen Dorfe Athlun genannten Gräberhöhlen von Athlun befinden. Auch an ihnen ritten wir jetzt ohne Aufenthalt vorbei, die Besichtigung der merkwürdigen Nekropolis auf spätere Zeiten ersparend.

Von Tyrus aus war das eine kleine Excursion; gleich am ersten freien Tage wurde der Ritt nach Athlun gemacht und das auf der Herreise Versäumte nachgeholt.

Was zunächst den Namen des Ortes angeht, so scheint derselbe nicht arabischen oder gar phönizischen Ursprungs zu sein, sondern aus der Bezeichnung für die einst hier befindliche Station an der die Küste entlang führenden römischen Heerstraße Mutatio ad Nonum hergeleitet werden zu müssen; denn sowol bei dem französischen Jesuitenpater Nau, dem eigentlichen Entdecker (1664) dieser großartigen Gräberstätte, wie auch bei Pococke heißt der Ort Adnou oder Adnau; die Umformung desselben in Adlun, Athlun oder Athlau entspricht nur den allbekannten Lautgesetzen.[1] Die Grabhöhlen, welche in verschiedener Höhe in die schroff abfallende Kalkfelswand hineingearbeitet sind, zeigen alle ziemlich dieselbe Form: durch einen schmalen, etwas abwärts ge-

[1] Vgl. Ritter, Erdkunde, XVII, 1, 361 fg.

richteten Eingang tritt man in eine meist ziemlich quadratische Kammer, welche ringsum mit nischenartigen Vertiefungen, die genau der Gestalt der darin stehenden Sarkophage entsprechen, umgeben sind. Von Sarkophagen finden sich nur noch einige wenige; auch diese sind längst erbrochen und auf vermeintlich darin verborgene Schätze hin durchsucht worden. Von Gebeinen ist daher keine Spur mehr zu entdecken; auch von dem Vorhandensein irgendwelcher Inschriften habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Viel wurde dagegen von einer Höhle gesprochen, die, erst neuerdings entdeckt, für einen Astartetempel angesehen wurde. In diesem Falle scheint mir denn aber doch eine Täuschung vorzuliegen. Trotz eingehendster Besichtigung der Höhle habe ich irgendetwas an einen Tempel Erinnerndes beim besten Willen nicht entdecken können. Das einzige, was diese Höhle, den sogenannten Astartetempel, von den andern Grabhöhlen unterscheidet, ist die verhältnißmäßig größere Geräumigkeit und dann ein an der einen Wand befindliches, aus dem Gestein selbst herausgearbeitetes, einigermaßen an ein Weihwasserbecken erinnerndes Gefäß. Die erstere erklärt sich leicht genug: es ist einfach eine wie alle andern ringsum mit Sarkophagnischen umgebene Höhle durch Wegschlagen der zwischen den einzelnen Nischen befindlichen Wände zu einem stattlichen, gegenwärtig augenscheinlich als Viehstall benutzten Raume erweitert worden. Für jenes an der dem Eingang gegenüberliegenden Wand befindliche eigenthümliche Gefäß freilich ist eine so einfache Erklärung nicht zur Hand; in den angeblichen phönizischen Zeichnungen und Hieroglyphen aber, welche ganz unregelmäßig über die Wände zerstreut sind und deutlich die Kennzeichen eines ganz jungen Ursprungs an sich tragen, vermochte mein Auge nichts anderes zu entdecken als obscöne Malereien oder vielmehr Kritzeleien in den Stein, wie man deren auch bei uns von ungezogenen Jungenhänden genug verübt sehen kann.[1]

---

[1] Die von Robinson, III, 689, allerdings sehr vorsichtig ausgesprochene Vermuthung, daß die mehrfach als wichtige Festung vorkommende Cavea

Im ganzen sind von solchen Grabhöhlen in der Felsenwand bei Athlun bisher über hundert bekannt geworden. Eine gründliche Durchforschung der ganzen Gegend würde ihrer sicherlich noch eine große Menge erschließen. Was die Bedeutung dieser merkwürdigen Nekropolis angeht, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir es in ihr mit einer der zu dem alten Tyrus gehörigen Grabstätten zu thun haben.[1] Im Mittelalter kommt Athlun als christliche Burg vor, nach der eine Seigneurie ihren Namen führt.[2]

Ein kurzer Ritt brachte uns an den Lauf des breiten, wasserreichen, von ordentlichen Wäldern von Oleandern umblühten Kasmieh-Flusses. Dieser, der Leontes — nicht, wie man früher irrig meinte, der Eleutherus — der Alten, ist der Hauptfluß des mittlern Syrien. In dem höchstgelegenen Theil der Bekaa, des alten Cölesyriens, etwas nördlich von Baalbek, nicht fern von dem Punkte, wo der nordwärts fließende Orontes, Nahr-el-Aasi, seinen Ursprung nimmt, entspringend, durcheilt er als Nahr-Litany (d. i. Leontes), von rechts und links zahlreiche Bergwässer aufnehmend, die ganze südliche Hälfte Cölesyriens, bricht sich dann in einem engen, spaltartigen, keiner Ansiedelung Raum bietenden Thale einen Weg durch die festgeschlossenen Bergmassen des östlichen Libanon, um sich dann, dem Entwickelungsgesetze aller größern syrischen Flüsse folgend, plötzlich fast im rechten Winkel nach Westen zu wenden und schließlich als Kasmieh zwei Stunden nördlich von Tyrus ins Meer zu fallen. Der jetzige arabische Name des Flusses, el-Kasmieh, wird gedeutet als „Trennung“[3] und dann davon hergeleitet, daß der

---

de Tyrun (Wilken, III, 2, 94. Tab. Ord. Theut. ed. Strehlke, p. 90 und 103) in diesen Grotten zu finden sei, ist unrichtig: diese ist vielmehr in Kalaat (d. i. Schloß) oder Schekif (d. i. Fels) Tairûn, s. Mughr-Jezzîn im Gebiet von esch-Schûf zu erkennen. Vgl. Abulfeda 98.

[1] Vgl. den Abschnitt über das alte Tyrus.

[2] So z. B. 21. März 1253, Pierre d'Avalon, Connetable de Tabarie und Seignor d'Adelon; Tab. Ord. Theut., p. 103.

[3] Robinson, III, 685.

thatsächlich vorzugsweise als Grenzlinie in Betracht gekom=
st. In d'Arvieux' Zeiten (1659) bezeichnete sein Lauf
enze zwischen den Districten von Saida und Safed[1], später
ischen denen von Saida und Sur[2], und auch heute noch
er Belad=esch=Schukif von Belad=Beschara, ersteres
, letzteres südlich von ihm gelegen. Nach andern, und
augenscheinlich die im Lande selbst angenommene Ablei=
kommt der Name von einem Khan auf der Höhe des lin=
rs her, welcher Khan Weli=Kâsim heißt: in demselben
sich das Grab (Weli) eines mohammedanischen Heiligen
Kâsim.
s den Bergen hervortretend durchfließt der Kasmieh in
starken Windungen die fruchtbare Küstenebene. Eine
hgewölbten Bogen getragene, nach beiden Seiten hin steil
de Brücke führt über ihn hinweg: es ist ein älterer,
ngs restaurirter Bau, in dessen Pfeiler die Bruchstücke
er Säulenschäfte als Stützen für die Bogen mit einge=
sind. An dem diesseitigen, nördlichen Fuße der Brücke
wir aus einigen mit Zweigen überdeckten Stangen, unter
eine dürftige Matte ausgebreitet lag, eine Art von Khan
htet. Jetzt gönnten wir uns, dem ersehnten Ziele schon
, kaum die Zeit zu einem Trunke Wasser; später habe ich
Stelle noch öfter berührt und auch zu wiederholten malen
m improvisirten Khan gerastet und meine Mahlzeit einge=
n. Da habe ich diesen malerischen Punkt immer sehr be=
funden: die zahlreichen Waarenzüge, die vom Norden und
üden kommen, pflegen an der Kasmiehbrücke zu rasten und
itthiere aus dem kühlen Wasser des schnellströmenden Fluf=
tränken; die auf den Wiesen ringsum und in den benach=
Bergen weidenden Hirten pflegen ihre Rinderheerden —
ner, unscheinbarer Schlag — und die namentlich sehr zahl=
Heerden schwarzer Ziegen und Fettschwanzschafe hierher

d'Arvieux, II, 5.
Nau, Voyages, p. 548.

zur Tränke zu treiben, denn längs der ganzen Küstenstrecke, drei bis vier Stunden nach Norden, findet sich kein trinkbares Wasser. Um die Zeit der Ernte habe ich dann später an dieser Stelle die elenden Zelte der Beduinen und beduinenartigen Bauern gesehen, welche hier mit kleinen Holzkeulen ihr Getreide auszudreschen lagerten.

Hat man dann die Brücke passirt, so steigt jenseits der Weg etwas: auf der Höhe des Vorsprungs angelangt hat man zur Linken den ziemlich elend und trümmerhaft aussehenden Khan Weli-Kâsim[1] mit einer zerbröckelnden Kuppel und einer zusammensinkenden Mauer um das unsaubere Gehöft, wo sich aber die weite Bucht, welche die Küste mit der gegen Westen weit in das Meer vorspringenden sandigen Halbinsel bildet, auf ihrem Ende als ein dicht zusammengedrängter Häuserhaufe, von einem Minaret und einigen schlanken Palmen überragt, Sur, das alte Tyrus, dem Blicke darbietet, ganz wunderbar gegen das lichte Blau des ringsumgebenden Meeres abstechend.

Munter griffen unsere Pferde auf dem bequemen Wege, in dem von einzelnen weit hinaufrauschenden Wellchen immer wieder angefeuchteten Seesande aus, von ihren ungeduldigen Reitern zu immer schnellerm Laufe angetrieben. Jetzt kam uns ein stattlicher Reitertrupp von der Stadt her längs des Ufers entgegen: der deutsche Generalconsul aus Beirut, Herr Th. Weber, der nach Sur vorausgeeilt war um unser Unternehmen durch die schwierigsten Anfangsstadien zu leiten und uns, den Neulingen, die Wege zu ebenen, mit seiner reisemuthigen Schwester und dem Consulatsdragoman, dann der Kaimakam von Sur, ein alter Herr, ehemals Janitscharenoffizier und als solcher ein vorzüglicher Reiter, der sich auf seinem prachtvollen Schimmelhengste gar stattlich ausnahm, Offiziere und Beamte, einige von den angesehenen Bürgern der Stadt, zu Pferde und zu Esel, gefolgt von Dienern, Kawassen, Bewaffneten, kamen uns feierlich zu begrüßen und in die Stadt zu geleiten. Es war ein unendlich malerisches Bild, wie wir in

[1] Robinson, III, 685—86.

stattlichem Zuge über die sandige Landenge, welche die einstige
Insel mit dem Festlande verbindet, und dann um die Stadt außen
herum gleich nach den Trümmern der Kathedrale — Manara
nennen sie die Einheimischen — ritten, um sofort den Schauplatz
unserer künftigen Thätigkeit in Augenschein zu nehmen, wo uns
inmitten des wirbelnden Staubes der eben zur Freilegung des
Terrain niedergerissenen arabischen Hütten die Masse der dabei
beschäftigten Arbeiter neugierig umdrängte, aber auch fast die
ganze männliche Bevölkerung von Tyrus versammelt war, die
„Franken" (Frendschi) zu sehen, deren Ankunft für ihre stille
Stadt ein so gewaltiges Ereigniß war und von manchen geradezu
als der Anfang einer unfehlbar bevorstehenden Periode neuen
Glanzes und neuen Reichthums angesehen wurde.

Volle vier Wochen blieb von diesem Tage an, mannichfache
Streifzüge in die umliegende Landschaft abgerechnet, Sur unser
fester Wohnsitz. Einer der Honoratioren der Stadt, ein maroni-
tischer Kaufmann, hatte uns, bis wir eine passende Unterkunft
gemiethet, in dem Obergeschosse seines Hauses ein paar freund-
liche, luftige Zimmer eingeräumt. Von dem Fenster, oder rich-
tiger gesagt der Fensteröffnung, — denn einen andern Verschluß
als höchstens Läden findet man kaum, und nur in den Häusern
von zwei oder drei Reichen habe ich in dem Prunkzimmer Fenster-
scheiben gefunden — meines Zimmerchens aus hatte ich den Blick
auf eine der köstlichsten, höchsten und schlanksten Palmen von ganz
Tyrus, deren leises Wiegen im Fächeln der Morgen- und Abend-
winde dem Neuling die ganze zauberhafte Poesie des Orients zu
entfalten schien. Ein luftiger Altan diente als Speisezimmer,
und von ihm aus stieg man unmittelbar auf das große flache
Dach des stattlichen Hauses, welches der Landessitte gemäß nach
Sonnenuntergang zum Auf- und Abwandeln oder zum Bei-
einandersitzen und Plaudern benutzt wurde. Von da oben hatte
man einen herrlichen Rundblick über die Stadt, das Meer und
das Gebirge. Ueber die sandige Landenge hin, welche die Halb-
insel, auf welcher Sur liegt, mit dem Festlande verbindet, schweifte
das Auge ostwärts zu den wohlbebauten, mit Dörfern und ein-

zelnen Hütten besetzten Vorbergen des Libanon, dessen Hauptzug in schön geschwungenen Linien von dem massigen, hochragenden, schneebedeckten Hermon, dem höchsten Gipfel (9000 Fuß) des ostwärts dahinterliegenden Antilibanon, gleichsam gekrönt wird. Köstlich war es, wenn die Morgensonne sich dort über die Berge hob und die noch im Schatten liegende westliche Abdachung derselben sich allmählich aus dem sie leise umwebenden Duftschleier löste, köstlicher noch abends, wenn die Sonne in dem erst tiefblau, dann purpurn und endlich violett schillernden Meere versank und ihre verglimmenden Strahlen den schneeigen Gipfel des langgestreckten Hermon wie mit flüssigem Golde übergossen erscheinen ließen. Nach Westen ebenso wie nach Norden und Süden blickte man auf das Meer hinaus, das meist von einer frischen Brise bewegt schaumgekrönte, mit ihrem schneeigen Weiß kostbar von dem Azurblau der gesammten Fläche sich abhebende Wellen gegen das Ufer schickte und dieselben hier und da an den schroff abfallenden, zerklüfteten und unterwühlten Felsen hoch aufspritzen oder an den weithinausreichenden unsichtbaren Klippen in langen Wogenreihen mit mächtigem Brausen sich brechen ließ. Nach Norden konnten wir den Weg, den wir gekommen waren, bis zu der Mündung des Leontes (Kasmieh) und den weißen Felsenabhängen von Athlun verfolgen. Jenseits der im Süden von Sur sich öffnenden weiten Bucht sah man die schroffen, fast senkrecht abstürzenden Felsen von Ras-el-Abiad, dem „Weißen Vorgebirge“, in blendendem Weiß erglänzen. Der Engpaß, der in schwindelnder Höhe über sie hinführt, die alte „Scala Tyriorum“, ist auch heutzutage noch verrufen wegen der räuberischen Beduinen, die in dem wasserlosen Wüstengebirge ringsum nomadisiren und den unbewaffnet einherziehenden Wanderer, namentlich des Nachts, zu überfallen und auszurauben lieben: wurde doch eben in jenen Tagen einer unserer Arbeiter, der zum Einkauf von Geräthschaften nach Accon geschickt war, des Nachts auf dem Heimwege bei Ras-el-Abiad überfallen, erbärmlich zerschlagen und seiner Baarschaft beraubt, und als ich selbst späterhin nur von meinem Dragoman, dem getreuen Nachleh, begleitet einen Ritt

ıach dem am südlichen Ende des Passes gelegenen Skanderuna d. i. Alexandria) machte, traf ich an dem dort sprudelnden schö- ıen Brunnen eine ganze Horde solcher Beduinen, in Lumpen ge- üllte, schmuzstarrende, wilde Gestalten, die Männer mit keulen- rtigen Stäben, langen Messern und vorweltlich zu nennenden ıngen Flinten bewaffnet, die abschreckend häßlichen Weiber, halb ackt, ihre ihnen nur zu ähnlichen Kinder auf dem Rücken oder ittlings auf der Schulter, beschäftigt ihre Kamele und Esel mit en unappetitlichen Ziegenbälgen zu beladen, in denen sie den Wasservorrath für die nächste Zeit von der Quelle von Skande- una gefaßt hatten, und wurde von ihnen, als ich mich behaglich uf einem Felsvorsprung zum Frühstücke niederließ und Nachleh tolz den reichen Inhalt seiner Satteltasche entfaltete, wie von iner hungerigen Meute umlagert: mit gierigen Blicken verfolgten ie jeden Bissen und entwickelten dabei eine fast abschreckende lehnlichkeit mit den zu Skeleten abgemagerten Hunden, die herren- os in der Gegend umherstreifen. Es geschah da ganz unwill- ürlich, daß ich meinen wohlgeladenen Revolver herausnahm und, ıachdem ich wie spielend das Schloß geprüft, handgerecht neben mich legte. Die äußerste Grenze für die Aussicht nach Süden längs der Küste hin bildete Ras-Nakura, zwischen dem und Ras-el-Abiad eine zweite Einbuchtung in die Küste einspringt.

Immer wieder aber kehrte von der herrlichen, wahrhaft herz- erhebenden Rundschau über Gebirge, Meer und Land der Blick zu der unmittelbar unter uns ausgebreitet liegenden Stadt zurück, und als wir späterhin, um die uns in echt orientalischer Weise gebotene Gastfreundschaft nicht zu misbrauchen, eine andere, im Innern der Stadt und niedriger gelegene Wohnung mietheten und bezogen, da habe ich namentlich das mir bei all seiner be- fremdlichen Originalität schließlich so vertraut und fast unentbehr- lich gewordene Panorama der alten Phönizierstadt fast schmerzlich entbehrt.

Der Reiz aber, welchen dieses Städtebild ausübte, hatte seinen Grund nicht in dem harmonischen Zusammenstimmen einer herrlichen Natur mit einer frisch aufblühenden Cultur, wie bei

dem stattlichen Beirut; auch nicht in der eigenartigen und dabei so behäbigen Geschlossenheit des gartenumkränzten, in einem beschränkten Dasein doch wie ein Bild der Zufriedenheit erscheinenden freundlichen Saida; ihm fehlen auch alle die Elemente, die ich späterhin in dem unvergleichlichen, mit Recht als schönste Binnenstadt Asiens, ja von manchen der Welt, gepriesenen Damaskus voller Bewunderung zu einem nicht genug anzustaunenden Ganzen vereinigt gefunden habe, — eine Weltstadt, wiederhallend von dem Welthandel, gleichsam schwimmend in einem Meere der köstlichsten Gärten, auf der einen Seite überragt von den zu Alpenhöhe aufsteigenden Bergen des Antilibanon, auf der andern begrenzt von der schweigenden, dem unbewegten Meere so ergreifend ähnlichen, in wunderbarem, braunröthlichem Dunst verschwimmenden Wüste —: der Reiz, den der Anblick des meerumschlossenen Tyrus ausübt, die tiefe Ergriffenheit, die sich bei der Betrachtung dieses dürftigen, dicht zusammengedrängten, weißgelben Häuserhaufens unser bemächtigt, entspringt vielmehr aus dem gewaltigen, Jahrtausende umfassenden historischen Hintergrunde, von dem sich die so elenden Einzelnheiten der Gegenwart abheben. Es gibt Momente, und das sind besonders glückliche und reiche Momente, in denen der einzelne schwache, hinfällige Mensch sich gewissermaßen in die Mitte des weltgeschichtlichen Ganzen gestellt wähnt, sich sozusagen von dem Geiste der Geschichte umweht fühlt und denselben mit leiser und doch so vernehmlicher Stimme sprechen und die großen, ewigen Gesetze des geschichtlichen Werdens und Vergehens deutlich darlegen zu hören glaubt. Als ich vor Jahren, während die Donner des Deutsch-Französischen Kriegs über Europa hinzudröhnen begannen, in dem trümmerhaften Ravenna, der Verkörperung gleichsam des Ringens zwischen dem aufsteigenden Germanenthum und dem innerlich faulen und trotz alles äußern Glanzes dem Untergange zueilenden Romanenthum, an den prunkenden Gräbern der elenden letzten Cäsaren und in dem schlichten Raume, wo einst der große Ostgothe geruht, gestanden, da habe ich diese erhabene Empfindung zum ersten male gehabt; das zweite mal, reiner noch und noch

ichtiger, wurde sie mir, als ich auf den Trümmern von Tyrus eilte.

Den Trümmern von Tyrus! denn selbst die heute dort ehende Stadt, das moderne Sur, kann man nicht anders denn ls eine Trümmerstätte bezeichnen: klägliche Trümmer, zerborstene Säulenschäfte, zerbröckelnde Marmorstücke sind es, die von der hemaligen Herrlichkeit von Tyrus Zeugniß ablegen, von den Zeiten, da diese Stadt das Centrum einer die ganze bekannte Welt mit ihrem Netze umspannenden Culturmacht war, und als ein elendes, ärmliches, unsauberes Nest, wo echt orientalische Verkommenheit alles allmählich zerfallen läßt, stellt sich auch das moderne Sur dar, obgleich es ja wenig mehr als ein Jahrhundert lt ist.

Unter den trostlosen Zuständen, welche gegen Ende des 17. d zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Syrien herrschten, war bis dahin durch alle Wechselfälle des Schicksals hindurch er- ne Stadt schließlich doch zu Grunde gegangen. Schon undrell (1696) hatte in derselben kein einziges ganzes Haus r gesehen und als Einwohner nur einige elende, in verfallenen wölben hausende Fischer gefunden. Einige Jahrzehnte später ödete die Stadt gänzlich: die Ueberfälle der Seeräuber, welche e wehrlosen Einwohner in traurige Sklaverei schleppten, be- irkten die gänzliche Räumung der Trümmerstätte, die ohnehin urch häufige Erdbeben vollends verwüstet war. Die einzige deutung, welche die einst als Welthandelsplatz und Colonial- acht wichtige Metropole Phöniziens damals noch beanspruchen konnte, war die eines Steinbruches: unzählige Schiffsladungen on Steinen sind von dort weggeführt worden, um bei Neubauten i den übrigen syrischen Küstenstädten verwendet zu werden, ein erfahren, das, soweit es der allmählich natürlicherweise zusam- engeschmolzene Steinvorrath erlaubt, in ganz gleicher Weise ich heutigentags fortdauert.

Erst 1766 bemächtigte sich ein Scheikh der in den benach- rten Bergen des Libanon angesessenen mohammedanischen Sekte : Metawolis, Namens Hanzer, der damals so gut wie ganz

unbewohnten Stadt, nicht ohne blutige Gewaltthat und wilden Raub[1], und wußte sich, indem er dem Pascha von Saida, zu dessen District Sur gehörte, einen Tribut zahlte, auch in dem Besitze derselben zu behaupten. Auf den noch vorhandenen Fundamenten der alten Befestigungen erbaute er eine wenigstens nothdürftigen Schutz gewährende Mauer; sich selbst errichtete er im Süden der Stadt, einen dort stehenden alten Thurm zur Befestigung benutzend, einen Palast.[2] Durch Gewährung von Abgabenfreiheit für die ersten fünf Jahre, durch die Erlaubniß, die massenhaft vorhandenen Steine unentgeltlich zum Hausbau zu benutzen und durch die Schenkung von Grund und Boden suchte Hanzer Ansiedler anzulocken, und zwar mit Erfolg: zahlreich ließen sich die Mitglieder der einst ihres Fanatismus wegen verrufenen Sekte der Metawolis in Sur nieder und richteten sich in den Trümmern der alten Stadt häuslich ein. In der Umgegend begann man den Anbau des Getreides, des Tabacks und der zur Seidenzucht unentbehrlichen Maulbeerstaude von neuem. Die Zahl der Einwohner soll binnen kurzem auf 3000 gestiegen sein; doch scheint entweder diese Angabe übertrieben zu sein oder die Ansiedler haben enttäuscht Sur bald wieder verlassen; denn Volney beschreibt 1786 den Ort als ein ärmliches Dorf, in dem man jedoch schon wieder anfing einigen Handel zu treiben. Freilich waren die Ereignisse, deren Schauplatz Syrien zu Anfang unsers Jahrhunderts wurde, nicht eben danach angethan, das Wachsthum der wiederentstandenen Stadt zu befördern. Bei dem Aufstande der Mameluken Achmed-Pascha's, des Schlächters (el-Dschezzar), als dieser funfzehn seiner Frauen wegen eines Liebeshandels mit den Soldaten hingemordet hatte und die mitschuldigen Krieger für sich eine ähnliche Bluttbat fürchteten, wurde Tyrus von den wilden Horden unter ihrem Führer Selim über-

[1] Vgl. Mariti, Viaggi (1769), II, 260 fg.

[2] Danach möchte ich annehmen, daß des Scheikh Hanzer Wohnung etwa da gelegen, wo sich heute das umfängliche Gebäude meines Gastfreundes Jussuf Aga Mamluk befindet.

allen, eingenommen, geplündert und theilweise zerstört.[1] Später-
in wurde die Stadt sammt der ganzen syrischen Küste von
urchtbaren Naturereignissen heimgesucht: ein Erdbeben legte sie
837 fast ganz in Trümmer; eine beträchtliche Anzahl der Ein-
ohner wurde dabei getödtet und verwundet. Den Spuren dieser
eimsuchung begegnet man noch heute überall: damals ist die bei
r Neubegründung der Stadt durch den Scheikh Hanzer errichtete
auer längs der Westküste und im Norden zusammengestürzt,
daß man heute dort nur Ruinen als Begrenzung der jetzt offe-
n Stadt findet.

Erst in neuester Zeit hat sich Sur unter dem günstigen Ein-
sse verhältnißmäßig geordneter und sicherer Zustände einiger-
aßen gehoben. Die Stadt zählt jetzt etwa 5000 Einwohner:
Hälfte davon gehört der Sekte der Metawolis an, die andere
theilt sich ziemlich gleichmäßig auf die hier sogenannten
ationen" der Mohammedaner, Griechen, Maroniten und grie-
chen Katholiken. In der Umgegend findet sich viel und vor-
fliches Wasser; ja, auf solches stößt man selbst in der Nähe
Meeres schon in geringer Tiefe. Doch ist der Bildungs-
tand der arabischen Bevölkerung zu niedrig, als daß dieselbe
se herrliche Naturgabe recht zu verwerthen wüßte: das Land,
s bei sorgsamer Cultur einem herrlichen Garten gleichen könnte,
rd in der primitivsten Weise bebaut, sodaß man sich eigentlich
undert, es dennoch einen gar nicht unbedeutenden Ertrag geben
t sehen.

Das heutige Sur nimmt nur den nordwestlichen Theil der
nst von der alten Stadt Tyrus bedeckt gewesenen Halbinsel ein.
Vom Festlande her über die sandige Landenge kommend hat man
ie nach dieser Seite hin durch eine Mauer geschlossene Stadt
or sich als eine wenig ausgebreitete Gruppe weißgrauer, platt-
achiger Häuser und Hütten, zwischen denen hier und da die statt-
ichern Häuser der wenigen reichern Leute mit ihren von Bogen
berwölbten Hallen und Balkonen vornehm aufragen; schlank

[1] Vgl. Lady Hester Stanhope, Travels, I, 291.

steigt das Minaret der übrigens sehr ärmlichen und ziemlich baufälligen Moschee auf, wie wetteifernd mit den herrlichen, hochstämmigen Palmen, deren eine ganze Anzahl innerhalb der Stadt vorhanden ist und den schönsten Schmuck derselben bildet. Bemerkenswerthe Gebäude gibt es nicht. Die neuerdings begonnene griechische Kirche ist, weil das Geld ausgegangen, nicht vollendet; die Römisch-Katholischen haben ein bescheidenes Kirchlein, mit dem in Verbindung zwei Franciscanermönche eine Schule halten. Die Maroniten halten ihren Gottesdienst in einem altersschwachen, hallenartigen Raume; alle Confessionen aber erfreuen sich des ihnen erst seit dem Krimkriege zustehenden Rechts ihre Bekenner durch den Klang der Glocken zur Andacht zu laden, und es scheint fast als ob sie um das früher Versäumte nachzuholen, nun ganz besonders häufig läuten zu müssen meinten. Der Protestantismus ist in Sur ganz unvertreten, man müßte denn als Vertreterin desselben ein wunderliches ältliches englisches Fräulein gelten lassen, welches sich im Auftrage irgendeiner der zahlreichen und ebenso übermäßig wie unpraktisch freigebigen englischen Missionsgesellschaften als Missionarin in Sur aufhält, natürlich ohne ein Wort arabisch zu verstehen, also völlig unfähig mit den zu Bekehrenden auch nur ein Wort zu wechseln, sodaß sich ihre ganze Thätigkeit darauf beschränkt, durch eine in der amerikanischen Schule zu Beirut gebildete junge Araberin etliche von den hoffnungsvollen Töchtern von Sur unterrichten zu lassen. Außerdem und abgesehen von den sehr elenden A-b-c-Schulen, die mit den Kirchen der Confessionen verbunden sind, fehlt es in Sur an jeder Gelegenheit zur Jugendbildung, und — der schlimmste Beweis für die dermalige Verkommenheit — ich habe das auch nur von sehr vereinzelten Stimmen beklagen hören. Vor Jahren haben, wie man mir berichtete, einige französische Jesuitenväter eine etwas höher hinausstrebende Schule errichtet gehabt; doch ist ihre Thätigkeit zur Zeit der Christenmassacres (1860) unmöglich geworden. Aber es war diesem vorübergehenden Einflusse zuzuschreiben, daß sich unter der jüngern Generation der Tyrier

mehrere fanden, die französisch sprachen; es war freilich ein recht barbarisches Französisch!

Unter diesen Umständen ist es denn freilich nicht zu verwun-
ern, daß der Bildungszustand auch in denjenigen Kreisen, welche
urch Reichthum und Einfluß verhältnißmäßig hoch stehen, ein
schreckend niedriger ist. Ueber die Verhältnisse des eigenen Lan-
es meist gar nicht oder doch nur sehr oberflächlich orientirt,
iben die modernen Tyrier von dem, was außerhalb ihres so
gbegrenzten alltäglichen Gesichtskreises liegt, so gut wie gar
ine Ahnung. Der Ruhm Deutschlands ist freilich auch zu ihnen
drungen: die Namen Bismarck und Berlin kennt jeder, aber
amit ist er meistens auch am Ende seiner Weisheit angelangt.
emerkenswerth ist mir dabei jedoch der Unterschied zwischen
hristen und Mohammedanern erschienen: in den höhern Stän-
n (denn selbst nur von sogenannten gebildeten Ständen zu
rechen wäre hier nicht am Platze), habe ich den Mohammedaner
st durchweg dem Christen überlegen gefunden an ungefährer
enntniß ferner liegender Verhältnisse, vor allem aber an Eifer
id Interesse sich mit Neuem bekannt zu machen und an Klarheit
r Auffassung und Richtigkeit des Urtheils. Ich habe immer
n Eindruck gehabt, als ob die Mehrzahl der gesellschaftlich höher-
ehenden Mohammedaner von der Faulheit und Unhaltbarkeit
er Zustände ihres Reiches völlig durchdrungen und dem ent-
prechend denn auch bestrebt sei, alle zur Besserung derselben
rgend dienlichen Wege einzuschlagen. Bezeichnend ist dafür
namentlich eins. So unbedingt seit dem Krimkriege und nament-
lich seit der durch die Massacres veranlaßten, rettenden Inter-
vention der Einfluß der Franzosen im Orient überhaupt und in
Syrien ganz besonders geherrscht hat, so lästig und verhaßt ist
er den Türken gewesen. Und wahrlich nicht mit Unrecht: denn
in der übermüthigsten Weise haben die Franzosen Land und Leute
zu ihrem Vortheile ausgebeutet oder durch ihre officiellen Organe
der Ausbeutung oft durch die gewissenlosesten Abenteurer preis-
gegeben. So hat man denn bei den Siegen der Deutschen auf
den französischen Schlachtfeldern auch hier in Syrien ordentlich

aufgeathmet, denn auch für die von französischem Uebermuth bisher förmlich mishandelte türkische Regierung war damit die Stunde der Befreiung gekommen, und mit dem Prestige in Europa ging für die große Nation auch der bisher geübte dominirende Einfluß in Syrien verloren. Unter diesen Umständen war es nur natürlich, daß die öffentliche Meinung unter den Türken das Heil für die Zukunft in dem engsten Anschluß an das neue Deutsche Reich suchte und daher diesem gern eine directe Einwirkung auf die Besserung des allgemeinen Wirrsals zuschieben möchte. Doch ist der Einfluß Frankreichs noch immer nicht ganz unbedeutend: im allgemeinen nämlich glaubt die große Masse der syrischen Christen auch heute noch des Schutzes, den sie so lange vorzugsweise von Frankreich genossen, nicht ganz entbehren zu können, und es werden denn auch die zur Zeit Europa bewegenden Vorgänge zwischen Staat und Kirche durch die französischen Parteigänger geschickt genug ausgenutzt, um Frankreich als die „katholische" Macht hinzustellen, welche die Kirche schützt, zu deren Vernichtung nach dieser Leute Aussage der deutsche Kaiser mit dem Herrscher von Oesterreich, dem Kerkermeister des Papstes — denn so heißt Victor Emanuel auch hier — und dem Sultan sich verschworen haben soll! Des Sultans Theilnahme an diesem Complot wird aus der ganz correcten Haltung hergeleitet, welche die türkische Regierung neuerdings in den Hassunistischen Streitigkeiten eingenommen hatte.

Durch ein enges, düsteres Thor, das einzige, reitet man von Osten her über die Landenge in die Stadt ein. Durch enge, unsaubere Straßen, in denen sich der ärmlich ausgestattete, nur wenig belebte Bazar befindet, kommt man auf einen meist von Schuppen und Magazinen umgebenen Platz, der nach Norden hin an den fast versandeten und selbst den kleinen Barken der Küstenfahrer nicht mehr zugänglichen Hafen angrenzt. Hier ist der Sitz des Handels, der sich fast ganz in den Händen einiger weniger, meist maronitischer Kaufleute befindet. Da lagen fast alltäglich lange Reihen von Kamelen, die in laubgedeckten Säcken

[illegible]kohlen aus dem Gebirge von Belad-Beschara[1] bringen: Ausfuhr dieses Artikels namentlich nach Alexandrien hin wird ganze Jahr hindurch ziemlich schwunghaft betrieben; daß man r den ohnehin schon so elenden Holzbestand des Gebirges da- t vollends zu Gründe richtet und so die dürftige Cultur des ndes für die Zukunft schwer schädigt, daran denkt natürlich emand. Aus dem Hauran, der Landschaft im Südosten des ntilibanon, bringen andere Karavanen gewaltige Mühlsteine aus hwarzem, metallartig tönendem Granit, mit denen von hier aus r ganze Orient versehen wird. In guten Jahren kommt dann uch die Getreideausfuhr in Betracht, während die Seidencultur nd der Handel mit Rohseide von alters her blühen. Damit sind ie commerziellen Leistungen von Sur aber auch erschöpft; denn es noch immer nichtunbedeutenden Steinhandels ist schon oben dacht worden. Größere Fahrzeuge sieht man im Hafen von Tyrus nicht; ihnen macht die gefährliche Klippenmasse draußen e Annäherung unmöglich. Die ehemaligen Hafendämme liegen Trümmern, ebenso die einst den Eingang behütenden drei Thürme; doch sieht man in dem untern Theile der Hafenmauer noch heute uralte Blöcke mit phönizischer Behauung.

Der größte Theil der eigentlichen Stadt ist nichts als ein so gut wie unentwirrbares Labyrinth der regellosesten Gassen und Winkel, zwischen denen hinirrend man rechts und links nichts hat als trostlose Mauern. Oeffnet sich einmal eine Thüre und gestattet einen Blick in einen Hof, so sieht man denselben von elenden, höhlenartigen, dunkeln, schmuzstarrenden Hütten umgeben, n denen fast nackte, von Schmuz und oft von Ausschlag bedeckte Kinder und abschreckend häßliche, zerlumpte Weiber ihr Wesen reiben. Elend und Schmuz, Hunger und Indolenz, das charak- erisirt die große Masse der Einwohner des heutigen Tyrus. Das Bischen Handel bedarf keiner besondern Menschenkräfte, ge- erbliche Thätigkeit fehlt gänzlich, zum Ackerbau bietet der Dünen-

---

[1] Belad-Beschara heißt das als eine Fortsetzung des Libanon erschei- ende Gebirge südlich vom Kasmieh.

fand zunächst um die Stadt keine Gelegenheit: es gibt also in Sur für gewöhnlich nichts zu thun, es gibt nichts zu verdienen. Kranke, verhungerte Gesichter sieht man, vollends wenn der Winter wie der letzte sehr streng gewesen ist und eine Misernte bewirkt hat: das arabische Brot, ein tellergroßer, klitschiger, wenige Linien starker Fladen kostete damals in Sur einen Piaster, d. i. gegen zwei Silbergroschen, und das ist eigentlich das einzige Nahrungsmittel des gemeinen Mannes! Von Fleischgenuß, ja überhaupt von Kochen ist für diesen nicht die Rede.

Unter diesen Umständen waren die von uns mehrere Wochen hindurch veranstalteten Ausgrabungen denn ein ordentliches Glück für die arme Bevölkerung von Sur, und alt und jung strömte herzu, um die günstige Gelegenheit zu ungewöhnlichem und nach den dortigen Begriffen auch reichlichem Verdienst zu benutzen. 80—120 Arbeiter waren während unserer Untersuchungen in Sur fast unausgesetzt im Gange, von den Knaben, die sich durch Wegtragen der mit der ausgegrabenen Erde gefüllten Körbe 2—3 Piaster, etwa 4—5 Silbergroschen, den Tag verdienten, bis herauf zu dem gelernten Maurermeister, der das Niederreißen der in den zu untersuchenden großen Bau eingeflickten kleinen arabischen Hütten und die Wegsprengung der im Wege liegenden kolossalen Trümmerstücke leitete. Die Mehrzahl der Arbeiter waren Araber, Metawolis, Mohammedaner und Christen durcheinander; aber auch ein paar Aethiopier, ein Neger aus dem Sudan, ein intelligenter Abessinier fanden sich unter ihnen, während unser getreuer Selim, der Kawasse des deutschen Consuls zu Beirut, mit seiner wuchtigen Karbatsche als unermüdlicher und hochangesehener Aufseher die bunte Menge in Zucht und Ordnung hielt. Im allgemeinen muß ich unsern tyrischen Arbeitern und damit dem niedern Volke von Sur ein gutes Zeugniß geben. Sie waren flink, willig und intelligent, hatten bald ein Interesse für die Sache gewonnen und bethätigten dasselbe durch die Sorgsamkeit, mit der sie auch den unscheinbarsten Fund meldeten und keine der für die Weiterführung der Arbeit etwa beachtenswerthen Spuren übersahen. Auch die unglaublichen Körperkräfte einzelner

setzten uns fast täglich aufs neue in Erstaunen. Steine von ein paar Centnern im Gewicht, die bei uns kein Arbeiter anrühren würde, ließ sich einer der geübtesten auf den Rücken legen und trug sie, von zwei oder drei seiner Gefährten unterstützt, unter Gesang und gegenseitigem ermunternden Zuruf mehrere hundert Schritt weit fort. Empfindliche Ohren durfte man allerdings nicht haben: denn wie der Araber überhaupt das gellende Schreien liebt und eigentlich nichts ohne solches thun kann, so wurde natürlich die Arbeit erst recht von oft unglaublichem Spectakel begleitet. In langen Reihen gingen die Erdträger ab und zu, das von dem Vorsänger begonnene Lied durch gellendes Wiederholen des Refrains und ein eigenthümliches taktmäßiges Zusammenschlagen der Hände begleitend. Rechnet man dazu dann den wirbelnden Staub von den niedergerissenen An- und Einbauten, den Schmuz aller Art, der von solcher Arbeit unzertrennlich ist, die Sonnenglut, die den ganzen Tag auf den völlig schattenlosen Platz niederbrannte, die ungewohnten und unschönen Laute der unverständlichen Sprache, in der es ringsum summte und schwirrte und von der wir uns schließlich doch nur einige der nothwendigsten und am häufigsten vorkommenden Wörter angeeignet hatten, so wird man zugeben, daß das Ganze zwar außerordentlich fremdartig und interessant, aber meist sehr wenig angenehm, ja im höchsten Grade anstrengend und für Körper und Geist erschlaffend war. Eine günstigere Gelegenheit aber, die verschiedenen Typen der Bevölkerung kennen zu lernen, hätten wir freilich nicht finden können.

Aber auch bei den in besserer Lage befindlichen Einwohnern von Sur, ja selbst bei den Wohlhabenden geht es nach unsern Begriffen ärmlich genug zu. Die mit stattlichen, die Wände entlang laufenden Divanen versehenen, oft auch mit Teppichen belegten Prunkzimmer — Divane — werden nur ausnahmsweise, bei festlichen Gelegenheiten benutzt; für gewöhnlich drängt man sich in enge Nebenräume zusammen oder verbringt den Tag im Hofe, auf den ohnehin sämmtliche Räume zu münden pflegen. Gegen die Straße hin schließt sich der Orientale ängstlich ab; selbst holzvergitterte Fenster dahinaus gehören zu den Seltenheiten. Höchst

charakteristisch ist auch, daß die Zugänge zu dem Hofe von der Straße her wie die dem Einblicke des Feindes zu entziehenden Gänge einer Festung in den überraschendsten Winkeln angelegt sind und namentlich der Eintritt von da in das eigentliche Haus sich fast stets in der Richtung und an der Stelle befindet, wo man ihn am allerwenigsten erwartet. Jedes Haus ist eben eine kleine Festung und die Eingänge sind so angelegt, daß man den Eintritt jedem Unberufenen möglichst energisch streitig machen kann. Rechnet man nun hinzu die engen, holperigen, unsaubern Straßen, in denen man, wenn man einem beladenen Pferde oder Esel begegnet, durchaus nicht weiß, wohin eigentlich ausweichen, weil die hier und da an den Seiten angebrachten Erhöhungen zum darauf gehen meistens zu schmal, die mittlere Vertiefung aber einem stinkigen Sumpfe vergleichbar ist, vergegenwärtigt man sich die zahlreichen Halb- oder ganz Blinden, die sich auf diesem schwierigen Terrain doch mit ihren Stöcken wunderbar sicher zurecht tasten, — nun, so wird man mit dem modernen Tyrus, Sur, jede Vorstellung eher als die einer äußerlich anmuthenden, dem Auge Wohlgefallen bereitenden Stadt verbinden. Auch ich athmete jedesmal ordentlich auf, wenn ich das Gewirr dieser elenden Straßen hinter mir hatte und über den Hafen hinaus, an dem dort stehenden kleinen Leuchtfeuerhause vorbei dem Meere und den längs desselben ziehenden Trümmern der ehemaligen Stadtmauer zuschritt, um dort, den erquickenden Duft des Meeres athmend, auf und ab zu wandeln. Dort konnte man allabendlich die Tyrier spazierengehen sehen, doch so getrennt, daß der nördliche Theil der Promenade den Christen, der südliche den Mohammedanern vorbehalten blieb und nur der ungebundene „Franke“ hier wie dort sich frei bewegen konnte.

Gerade diese freie Bewegung inmitten einer so völlig fremden und jeden Tag irgendetwas Neues bietenden Umgebung machte den wochenlangen Aufenthalt in Sur so außerordentlich interessant; so nur wurde es möglich, von Land und Leuten wirklich Kenntniß zu nehmen und von den maßgebenden Bedingungen und den durch diese bestimmten Formen des Lebens ein klares und richtiges

d zu gewinnen. Dazu bietet übrigens selbst ohne längern
enthalt an einem und demselben Orte das Reisen im Orient
hr Gelegenheit als bei uns. Denn die heutzutage bei uns
liche Art des Reisens bringt den Reisenden mit dem Volke des
uchten Landes ja so gut wie gar nicht in Berührung. Unsere
eisemittel, Kurierzüge und Eilwagen, Hotels und Pensionen,
rtreten die allerausdruckloseste internationale Gleichmacherei;
e Eigenartigkeit eines Volksthums, selbst wo eine solche noch
orhanden ist, kennen zu lernen, bieten sie keine Gelegenheit;
iese muß man weit abseits von der großen Heerstraße suchen.
im Orient ist das noch anders. Wenn man tage-, oft wochen-
ang zu Pferde unterwegs ist und während der Mittagsrast in
inem der dürftigen Khans am Wege die das gesammte Meuble-
ment vertretende Matte mit dem arabischen Kaufmann theilt, der
hier seinen schwerbepackten Lastthieren einen Trunk Wasser und
knapp gemessenes Futter zutheil werden läßt, oder den im Sicher-
heitsdienst oder als Bote einherziehenden Sabtieh (Gensdarmen)
zur Gesellschaft hat, während gelegentlich auch wol der in der
Nähe beschäftigte Bauer den Schatten des räucherigen Daches
aufsucht und sich an dem stets bereitstehenden Nargileh erquickt
oder auch wol einmal einer der unheimlich dreinschauenden Be-
duinen aus den wüsten Bergen auftaucht und scheu und doch zu-
gleich trotzig, neugierig und doch auch vornehm den Franken be-
trachtet, da hat man Gelegenheit, die verschiedenen, so außer-
ordentlich charakteristischen Typen des Volkes zu studiren. Und
nicht minder lehrreich und interessant, zumeist allerdings mit eini-
ger Unbequemlichkeit verknüpft ist es, wenn man gegen Sonnen-
untergang nach ermüdendem Ritt in einem arabischen Dorfe an-
langt und, von den meist fast nackten Buben umschwärmt, von
Hütte zu Hütte geht, um ein erträgliches Unterkommen für die
Nacht zu suchen und dann, wenn man ein solches gefunden, nicht
blos von den Hausgenossen, sondern der gesammten Nachbar-
schaft beobachtet, sich möglichst häuslich einzurichten sucht. Mehr
als manchem in seiner civilisirten Peinlichkeit lieb sein mag,

kommt der Orientreisende so, er mag wollen oder nicht, mit dem Volke in Berührung.

Eins aber verdient mit Bezug darauf hervorgehoben zu werden. Wie der Araber einen außerordentlich scharfen Blick und eine ganz ungewöhnliche Beobachtungsgabe besitzt, vermöge deren er den „Franken" schnell versteht und ihm namentlich kleine Eigenthümlichkeiten und Schwächen binnen kurzem abgesehen hat, so ist er auch seinerseits stets gewärtig mit gleicher Schärfe und mit gleich gutem Erfolge beobachtet zu werden und läßt sich deshalb nicht leicht gehen, sondern ist gemessen und zurückhaltend. Daher darf man nicht nach dem ersten Eindrucke urtheilen. Erst bei häufigerm Begegnen läßt der Araber, der durch lange Knechtschaft gewöhnt ist in jedem, der ihn nicht durch die That von dem Gegentheil überführt hat, seinen Feind zu sehen, von seiner Selbstbeobachtung und gibt dem Fremden Gelegenheit ihn so zu sehen, wie er eigentlich ist. Wenn man nun vollends mehrere Wochen an einem Orte verweilt und mit allen Schichten der Bevölkerung täglich in die mannichfachste Berührung kommt, in den Augen mancher sogar als der Urheber ungewöhnlichen Gewinnes und der Vorbote noch größerer Vortheile erscheint, da ist schließlich jede Spur der anfänglichen Zurückhaltung geschwunden und offen und mit einer gewissen Zutraulichkeit tritt einem der Araber wie ein alter Bekannter gutmüthig näher. So habe ich denn in Tyrus eine ganze Anzahl guter Bekannter gewonnen, welche sich schließlich wie zu mir gehörig ansahen und mir dann auch bei ihren Stammes- und Glaubensgenossen gleich zwangloses Entgegenkommen auswirkten, namentlich aber keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen ließen, um mich in die besonders charakteristischen Sitten und Gebräuche des Landes einen Blick thun zu lassen. So habe ich mich denn schließlich selbst in Sur bis zu einem gewissen Grade heimisch gefühlt, was bei den ersten, sozusagen officiellen Antrittsvisiten nicht eben zu erwarten gewesen war, so ganz befremdlich kam einem da alles vor.

Von unserm freundlichen Mentor, dem damaligen Generalconsul des Deutschen Reichs für Syrien, Herrn Weber, der uns

nach Sur vorausgeeilt war, wurden wir den Spitzen der Stadt vorgestellt: dem Kaimakam, einem alten, freundlichen Herrn, der in seinem grell bunt, echt türkisch gemusterten Stepprock und dem schweren, paletotartigen Tuchrock darüber gar absonderlich aussah, der sich, wo es irgendetwas zu besehen gab, eines alterthümlichen Operngucker zu bedienen liebte, sich übrigens aber in Sur ebenso entschieden unbehaglich fühlte, wie die Meinungen über ihn unentschieden waren, indem die einen ihn schlechtweg als „une bête" bezeichneten, eine andere Partei ihn als einen Mann von tiefer Weisheit rühmte, wie noch nie einer dem Kaimakamate Sur vorgestanden hatte; dem Kadi, dem Richter, einem freundlichen, einfachen und etwas ärmlichen, aber sehr klug dreinblickenden Manne, dessen kleine, rundliche, ziemlich wohlbeleibte Gestalt den Eindruck höchsten Behagens machte; dem Erzbischof (so pflegt er sich in Erinnerung an die mittelalterliche Herrlichkeit seiner Kirche zu nennen), während ihm meines Wissens von Rechts wegen nur der bischöfliche Titel zukommt, einem stattlichen, mit einer gewissen Würde der Repräsentation ausgerüsteten Geistlichen, freilich ohne jede Bildung und wol mit seinen Kenntnissen auf die nothwendigsten kirchlichen Formeln beschränkt, der außer arabisch nur einiges Italienisch spricht, aber von echt römischer Anmaßung und herausforderndem hierarchischem Trotz, wodurch er den confessionellen Frieden in Sur ernstlich gestört und den Anlaß zu leidigen, für uns freilich als ein Sturm im Glase Wasser erscheinenden Streitigkeiten gegeben hat.

Die Förmlichkeiten waren bei allen diesen Besuchen ziemlich dieselben. An der Thür seines Hauses bewillkommnet der Wirth den Besucher; nach orientalisch reichen Begrüßungsworten und langen Complimenten über den Vortritt steigt man die Treppe zu dem, meist im Obergeschoß gelegenen, Divan hinauf; an der Thüre und dann beim Niedersetzen wiederholen sich die Complimente, wer zuerst eintreten, sich zuerst setzen, den Ehrenplatz — da, wo auf dem Divan das rundliche Kissen liegt, — einnehmen soll. Sitzt man endlich, so tauscht noch einmal die ganze Gesellschaft, die Hand nach Brust und Stirn führend, einen Gruß aus.

Diener oder oft auch die jüngern Brüder oder der Sohn des Hausherrn präsentiren Cigaretten und glimmende Holzkohle; Limonade wird herumgereicht, und dann folgt der hier bei jedem Besuch einmal unvermeidliche Kaffee in den bekannten kleinen, eierbecherartigen Tassen. An die Unterhaltung werden nach Austausch der üblichen, meist sehr überschwenglichen Höflichkeiten wenig Ansprüche gemacht; schon durch das unvermeidliche Dolmetschen wird dieselbe ja ziemlich langwierig und umständlich: es erregt daher durchaus keinen Anstoß, wenn die sprachlich Zusammengehörigen sich untereinander unterhalten und das Ganze mehr ein Beieinandersitzen als gerade eine directe Conversation wird. Höchst komisch wirkte auf mich bei diesen Besuchen immer eins: kaum hatten wir glücklich Platz genommen, so erschien ein halbes Dutzend oder mehr von den Honoratioren Surs, zog die Pantoffeln ab — nur der Franke betritt das Zimmer mit der Fußbekleidung, mit der er die Straße berührt hat, — und hockte, die Beine kreuzend, nieder, um Limonade, Kaffee und Cigaretten genießend Zeuge der Frankenvisite zu sein; den ganzen Tag hatten wir ein derartiges Visitengefolge hinter uns; zu versäumen freilich gibt es für diese Leute nichts, denn sie haben eigentlich sämmtlich absolut nichts zu thun.

Das waren die ersten Eindrücke aus dem gesellschaftlichen Leben in Sur. Aus dem gesellschaftlichen Leben — von einem solchen kann man freilich, wenigstens wenn man es genau nehmen will, in den eingeborenen Kreisen im Orient, also auch in Syrien überhaupt nicht sprechen. Denn von Gesellschaft in unserm Sinne kann doch da nicht die Rede sein, wo die Frau gar keine gesellschaftliche Stellung einnimmt, sondern in die traurige Einsamkeit des Harems verwiesen bleibt. Man darf freilich nicht glauben, daß die Frau überhaupt in das Haus gebannt ist und gar nicht in die Oeffentlichkeit hinauskommt. Für die Frau des gemeinen Mannes ist das schon deshalb nicht möglich, weil auf ihr die ganze Last der Hausbesorgung ruht. Aber auch die den bessern Ständen angehörigen Frauen sind auf Straßen und Spaziergängen und namentlich zahlreich in den Bazars an den Ständen

der Kaufleute zu sehen, natürlich verschleiert; oft jedoch sind die Hüllen so durchsichtig, daß man merkt, es handelt sich um eine rein formelle Erfüllung der Vorschrift des Propheten. In den größern Städten namentlich, wo der Einfluß der abendländischen Kultur die strenge mohammedanische Sitte schon gelockert hat, wird es in diesem Punkte im allgemeinen sehr leicht genommen. Ein besonderer Gewinn für den Schönheitssinn wird dabei freilich nicht gemacht: selten sieht man einmal wirklich schöne Gesichtszüge, und fast immer fehlt denselben dann geistiges Leben. Unter den Frauen aus dem Volke sieht man oft überraschend schöne, dunkle Augen; auch zeichnen sich dieselben häufig durch Stattlichkeit der Haltung und des Ganges aus — eine Wirkung der von Jugend auf geübten Gewohnheit, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen. Bekannt ist, wie außerordentlich schnell die orientalischen Frauen verblühen: mit 30 Jahren sehen sie oft schon wie Greisinnen aus und sind dann zuweilen von abschreckender Häßlichkeit.

Uebrigens ist die Frau bei den orientalischen Christen nicht wesentlich anders gestellt als bei den Mohammedanern: geht sie auch nicht für gewöhnlich verschleiert, so gilt es doch als ein Verstoß gegen den guten Ton, wenn sie nicht wenigstens bei dem Besuche belebter Orte das Gesicht einigermaßen verhüllt. Ohnehin lassen die weißen, lakenartigen Tücher, welche die Frauen über dem Kopfe tragen und welche die ganze Gestalt verhüllen — genau so, wie wir es auf allen Bildern aus der heiligen Geschichte zu sehen gewohnt sind — eigentlich nur einen kleinen Theil der Stirn und die Augen sichtbar. Für die Geselligkeit selbst innerhalb ihres Hauses aber kommt auch die orientalische Christin so gut wie gar nicht in Betracht. Mit ihrem Verkehr ausschließlich auf ihresgleichen angewiesen entzieht sie sich scheu dem Blicke jedes nicht zu dem nächsten Familienkreise gehörigen Mannes, namentlich aber flieht sie, sobald ein Mohammedaner hereintritt. Daß die christlichen Frauen da, wo sie einmal unter besondern Verhältnissen in einem größern Kreise erscheinen, zur Unterhaltung nichts beitragen, darf nach dem, was über den niedrigen

Bildungsstand im allgemeinen bemerkt wurde, nicht noch besonders hervorgehoben werden. Als wir eines Tages unsere zum Aufbruch nach Beirut rüstenden deutschen Freunde zu einem Abschiedsmahle bei uns begrüßten, that die Gattin unseres uns die erste Aufnahme gewährenden maronitischen Gastfreundes, die auf unsere besondere Bitte und wol auch aus Rücksicht auf das ganz Ungewöhnliche eines solchen sicher sobald nicht wiederkehrenden Ereignisses mit erschienen war, es den übrigen syrischen Gästen völlig gleich, indem sie schweigsam vor sich hinträumend auf dem Divan hockte und mit mächtigen Zügen den Dampf des Nargileh einsog. Aber dieses Beispiel von doch nicht eben hervorragender Theilnahme an den Freuden des geselligen Lebens blieb ein ganz vereinzeltes; sonst habe ich auch in christlichen Häusern den weiblichen Theil der Familie höchstens einmal scheu vorbeihuschen sehen. Selbst bei Gelegenheiten, wo bei uns die Frauen in den Brennpunkt des geselligen Lebens treten und dasselbe sich mehr noch als sonst, ja ganz ausschließlich um sie dreht, bei einer mit allem Pomp gefeierten Verlobung, blieb die Braut mit Mutter und Schwestern von dem lauten, lärmenden Festjubel fern in der Stille des Frauengemaches. Das entspricht allerdings ganz der sonstigen Stellung der Frauen und dem im übrigen bei einer Verlobung beobachteten Verfahren.

Denn wie im Orient von jeher ist die Eheschließung auch heute noch zunächst nicht die Sache der künftigen Gatten, sondern ein Handelsgeschäft, welches die betreffenden Väter ganz nach ihrem Gutdünken miteinander abmachen: die Heirath läuft dort im wesentlichen noch immer auf einen Kauf hinaus. Ist man handelseinig geworden, so geben die füreinander bestimmten, meist noch sehr jungen Leute eigentlich nur der Form halber ihre Zustimmung, und die den feierlichen Abschluß der Verlobung besiegelnden Ceremonien werden dann je nach dem Stande und dem Reichthume des Brautvaters mit mehr oder minder Pomp und unter Theilnahme möglichst der ganzen Stadt begangen. Soweit ist das Verfahren bei Christen und Mohammedanern eins; bei den erstern spielen dann aber noch gewisse kirchliche

Formalitäten eine Rolle, die jedoch rein äußerlich und sozusagen mechanisch erfüllt werden.

Bei der maronitischen Verlobung, der ich beiwohnte, versammelten sich die Gäste im Hause des Vaters des Bräutigams, wo sie in der landesüblichen Art mit Limonade, Kaffee und Cigaretten bewirthet wurden, während draußen der Hof von der großen Masse der ungeladen zuströmenden gemeinen Leute gefüllt war, von denen jeder seine Theilnahme an dem freudigen Ereigniß in seiner Weise zu bethätigen suchte. Im ganzen läuft das auf einen gellenden, dem Abendländer wahrhaft durch Mark und Bein gehenden Spectakel hinaus. Der Araber versteht sich überhaupt auf das Lärmen, das Schreien und Kreischen, ja, er kann eigentlich nichts ohne solches Accompagnement thun; aber das ist alles nichts gegen den sogenannten Gesang, den die arabischen Weiber bei solchen Gelegenheiten ertönen lassen. Noch heute ist es mir wie ein schmerzhaftes Gefühl in den Ohren, wenn ich mir die so oft gehörten Laute in das Gedächtniß zurückrufe! Ein langgezogener, schriller Aufschrei macht den Beginn; nicht gesungen oder vorgetragen, sondern in sich überstürzender Hast ziemlich monoton heruntergehaspelt folgt der eigentliche Text, gewöhnlich improvisirt in Bezug auf das eben zu feiernde Ereigniß, also ein schwülstiges Lob des Brautvaters, der Ruhm der Schönheit der Braut u. dgl.; den Beschluß macht dann ein mir immer ganz besonders widerwärtiger, langgezogener Triller. Kaum hat der glücklich sein Ende erreicht, so tönt von neuem jener gellende Aufschrei: eine andere Sängerin — es sind Frauen aus dem Volke, nicht berufsmäßige Sängerinnen — beginnt und sucht ihre Vorgängerin nicht blos an Schwulst des gespendeten Lobes, sondern auch an markdurchdringender Stimmentfaltung zu übertreffen, und die zweite wird von der dritten abgelöst. Denn es entspinnt sich bei solchen Gelegenheiten ein förmlicher Wettkampf: eine will es der andern zuvorthun, und schließlich wird den fast schmerzenden Ohren jede Pause, die in dem Sangesstreite eintritt, zu einem wahren Labsal. Die Araber sind in erschreckendem Grade unmusikalisch. Melodie kennt ihre Musik, wenn man den Namen

hier überhaupt gebrauchen darf, durchaus nicht: in einem sehr wenig Wechsel bietenden, meist ermüdend einförmigen Tonfall werden die Worte, man möchte sagen, hergeleiert; wo etwas Leben und Bewegung hineinkommt, da sind sie meist geradezu unschön. Schon die arabische Sprache mit ihren harten Gutturallauten ist nicht zum Gesange gemacht. So ist denn bei den Arabern der Text wie allezeit so auch heute noch die Hauptsache; er ist auch heute noch meistens Improvisation. Für den schönen, bilderreichen Ausdruck, für das pointirte Zuspitzen desselben haben die Araber einen außerordentlich feinen Sinn: der Sänger, der sie von dieser Seite zu fassen weiß, ist lauten Beifalls sicher, oder nein, nicht lauten Beifalls: dann sitzen die Hörer vielmehr, mit dem Körper leise hin- und herwiegend, die Augen halbgeschlossen, wie wenn sie jede Ablenkung ihrer Aufmerksamkeit vermeiden wollten, und schlürfen förmlich den Duft der poetischen Redeblumen. Ist es ein lustiges oder feuriges Lied, so begleiten sie es wol mit taktmäßigem Händeklatschen oder fallen voll lebhaftester Theilnahme ein, den Refrain wiederholend. Und hat der Sänger dann sein Lied beendet, so ertönt aus der Menge der Hörer als Zeichen des Beifalls ein durch den Ausdruck der Bewunderung ganz eigenthümlich nuancirtes langgedehntes „Ah!", dem Diener aber wird ein Wink gegeben, den Sänger und Dichter durch Darreichung eines frischen Nargileh zu ehren. Die Musik, welche den Gesang begleitete, war in dem kleinen Sur natürlich in den Händen von Dilettanten: der eine bearbeitete ein der Zither ähnliches, doch weit größeres Instrument und genoß unter seinen Mitbürgern den Ruf eines besondern Künstlers, mit welchem Rechte, will ich ununtersucht lassen. Sonst bestand das Orchester, das die Festlichkeiten in Tyrus zu verherrlichen pflegte, aus ein paar kleinen, in der Gestalt unsern Kesselpauken gleichenden Trommeln, die mit je einem leichten Schlägel gerührt wurden; dazu kam dann noch das Tambourin, mit dem der Sänger selbst seine Begleitung leitete. Das Tambourin ist, wie es scheint, überhaupt volksthümlich: wenn sich an den Feiertagen nachmittags die jungen Burschen von Sur, meist zugleich unsere Arbeiter,

m Schatten der am westlichen Ende der Kirchenruine stehenden
Gruppe von Feigenbäumen versammelten, dann rührte einer von
hnen das Tambourin und sang dazu, während die andern an=
dächtig lauschten. Ist der Gesang der Weiber unschön durch das
gellende Schreien und Kreischen, so macht der Einzelgesang der
Männer, namentlich wenn es nicht der Gesang eines berufsmäßigen
Sängers ist, durch die langgezogenen Gurgeltöne und das nicht
ndenwollende Tremoliren, das man für ganz besonders schön zu
alten scheint, einen unserm Geschmack nicht minder befremdlichen
nd fast beängstigenden Eindruck: es klingt meist so erschrecklich
elancholisch und klagend.

Die erste gründliche Bekanntschaft mit dem arabischen Ge=
nge machte ich also, um nach dieser Abschweifung zur Sache
rückzukehren, bei Gelegenheit einer Verlobungsfeier in einem
aronitischen Hause. Der Vater des Bräutigams und die mit
nbringung der formellen Werbung beauftragten Freunde dessel=
n, sowie ein Geistlicher begaben sich, von einem Theile der
äste gefolgt, in das Haus der Braut. Während man hier wie=
r mit Kaffee, Limonade und Cigaretten, ohne die es einmal bei
iner Visite abgeht, bewirthet wurde, gingen die Brautwerber
it dem Vater des Bräutigams, dem Priester und dem Vater
r Braut zu dieser in das Frauengemach und legten ihr, wie
ir nachher berichtet wurde, die Frage vor, ob sie den N. N.
m Manne haben wolle. Auf ihr Ja wird ihr Ring sammt
m des Bräutigams dem Priester übergeben; nachdem man in
e Gesellschaft zurückgekehrt ist, erhebt sich dieser, verkündet den
ersammelten den Vollzug der Verlobung und zeigt zum Belege
e Ringe, über denen er dann in recht geschäftsmäßigem Tone
n Gebet abhaspelt, übergibt die Ringe dann in ein Taschentuch
hüllt dem Brautwerber, der sie aufzubewahren hat und in des=
n Schutz und Aufsicht die Braut von diesem Augenblick an ge=
llt ist, und greift dann schleunigst wieder zu der nur ungern
r die wenigen Minuten aus der Hand gelegten Cigarette. Da
s Ganze eben nichts als ein Geschäft ist, so wird auch gleich
n Termin festgesetzt, bis zu welchem den eingegangenen Ver=

pflichtungen genügt sein muß: kommt der Bräutigam nicht binnen Jahresfrist, um seine Verlobte heimzuführen, so verliert er nicht blos sein Anrecht, sondern hat auch noch ein je nach den Vermögensverhältnissen höher oder niedriger bemessenes Reugeld zu zahlen.

Ganz ähnlich geht es bei einer mohammedanischen Verlobung zu, nur daß dabei die in den Harem gebannte Braut nicht einmal der Form wegen gefragt wird, sondern die bindenden Worte allein unter den betheiligten Männern gewechselt werden. Die Rolle, welche bei den Christen dem Priester zufiel, gebührt hier den gewöhnlich in dem Geruche einer gewissen Heiligkeit stehenden Scheikhs der betreffenden Gemeinde. Aber auch hier dauern die zur Feier des wichtigen Familienereignisses veranstalteten Lustbarkeiten bis tief in die Nacht hinein: der kreischende Gesang der Weiber, die gurgelnden Töne der Sänger, das Rasseln des Tambourins hallt weithin durch die sonst in vollkommenem Schweigen liegende Stadt. Die Bewirthung ist auch hier einfach genug: Cigaretten und Nargilehs dürfen nicht ausgehen, Limonade, Kaffee oder ein Gläschen Liqueur wird präsentirt; denn letztern zu trinken hat der Prophet den Muselmännern ja nicht verboten, da derselbe zu seiner Zeit noch nicht erfunden war.

Das interessanteste Stück orientalischen Volkslebens aber entfaltete sich vor mir bei Gelegenheit einer mohammedanischen Hochzeit, welcher ich durch die stets bereite Güte eines einflußreichen Freundes, den wir in Sur gewonnen, beiwohnen durfte. Ein besonderer Ehrenplatz nämlich gebührt in meinen phönizischen Erinnerungen dir, guter und kluger Jussuf-Aga Mamluk! Es war weitaus die nützlichste und erfreulichste Bekanntschaft, die ich unter den Einheimischen gemacht habe, zugleich gewissermaßen die charakteristischste Verkörperung türkischer Zustände.

Jussuf-Aga ist der Sohn eines Mamluken, also eines geborenen Christen, der jedoch in der Jugend zur Annahme des Islam gezwungen und als Soldat erzogen ist: als angehender Jüngling hatte Jussuf-Aga's Vater unter Achmed-Pascha-el-Dschezzar bei der berühmten Vertheidigung Accons gegen

Bonaparte gefochten, dann im Dienste des furchtbaren Gewalthabers sein Glück gemacht und große Reichthümer erworben. Jussuf-Aga ist fürstlich reich: sein Haus oder besser der Complex seiner Häuser in Sur bildet einen kleinen Stadttheil für sich; in seinem Stalle stehen zahlreiche und zum Theil prächtige Pferde; Heerden von Kamelen, die ihm gehören, ziehen auf den verschiedenen Handelswegen Syriens einher; in Ras-el-Ain hat er umfangreiche, dem Sultan gehörige Gärten gepachtet, wo er in der Sommerhitze unter Zelten Villeggiatur hält; eine ganze Menge von Dörfern in weitem Umkreise bis tief nach Obergaliläa hinein sind sein Eigenthum oder von ihm gepachtet. Jussuf-Aga ist geehrt wie ein Fürst in Sur, und von Jerusalem bis hinauf nach Beirut und Tripolis reicht sein Einfluß und hat, in den bescheidensten und unscheinbarsten Formen geübt, oft mehr zu bedeuten als die Autorität des Kaimakams und des Paschas. Bis Damaskus reicht der Ruf von Jussuf-Aga's Gastlichkeit, und kein Tag verging, wo nicht größere oder kleinere Trupps reisender Mohammedaner mit ihren Thieren in den weiten Höfen und Hallen seines Hauses einquartiert gewesen wären. Jussuf-Aga ist aber auch eine politische Größe: längst hatte er die Verderblichkeit des in Syrien dominirenden französischen Einflusses erkannt und nach Kräften offen auf Brechung desselben hingearbeitet, ehe die Ereignisse des Jahres 1870 auch hier einen Umschwung herbeiführten; zweimal hatte er dieses Streben, das ihn namentlich mit dem ganz französisch gesinnten Erzbischof von Tyrus wiederholt in scharfen Conflict gebracht hatte, den Gegnern unterliegend, mit willkürlich verfügter Verbannung in eine entlegene Binnenstadt büßen müssen. Mit dem Jahre 1870 aber war auch für ihn die Zeit des Triumphes gekommen, und seiner Thätigkeit und seinem Einfluß ist der Umschwung zumeist zu danken, der sich seitdem bei der Bevölkerung der syrischen Küstenlandschaft zum Nachtheil der bisher alles geltenden Franzosen vollzogen hatte. Unter diesen Umständen fanden wir denn schon als Deutsche die glänzendste Aufnahme bei Jussuf-Aga; und der mächtige Einfluß desselben hat uns nach allen Seiten hin außerordentlich viel

genützt. Bei der ersten Begegnung und überhaupt nach dem unscheinbaren Aeußern ahnte man freilich nichts von der Bedeutung dieses Mannes. Die große Gestalt ist schlaff in sich zusammengesunken; das schön geschnittene, intelligente Gesicht verliert durch die etwas blöden, stets halbgeschlossenen Augen — es ist als sollte die aus ihnen blickende Klugheit verborgen werden —; die Kleidung des fürstlich reichen Mannes ist schlicht, fast ärmlich, nur wenige Piaster werth. Jussuf-Aga's Haltung hatte immer fast etwas Demüthiges: ich habe kein eigenthümlicheres und für orientalische Gastfreundschaft charakteristischeres Bild gesehen, als wenn unser Freund bei den glänzenden Festen, die er ein paarmal veranstaltete und deren erstes nicht blos dem eben anwesenden Gouverneur von Beirut, Ibrahim-Pascha, sondern auch uns Deutschen galt, nicht an der Geselligkeit theilnahm, sondern mit seinem Bruder und seinen Söhnen und Neffen seine Gäste selbst bediente, hier Cigaretten präsentirte, dort ein Nargileh zurechtmachen half und sich nur ab und zu neben dem einen oder dem andern auf den Boden niederließ, um mit ihm zu plaudern. Und als dann die Köche ihr Werk gethan hatten und die Tafel in dem Livan, der nach dem Hofe hin sich öffnenden, logenartigen Halle, bereitet war, da setzte er sich nicht mit zu Tische, sondern ging auch hier bedienend und beaufsichtigend ab und zu. Dem höchsten wie dem niedrigsten seiner Gäste begegnete er so: denn kaum hatten die vornehmsten Gäste gespeist, so wurde die Tafel von neuem gedeckt und von neuem die ganz gebratenen Lämmer, mit Reis gefüllt, die gesottenen Fische, die würzigen Reisröllchen in Weinblättern, der fast allzu scharfe Pillaw u. dgl. m. aufgetragen. Die Nacht war schon weit vorgerückt, als immer neue Serien von Essern und Essen den Livan erfüllten. Und nicht anders war es bei einem großen Feste, welches uns Jussuf-Aga den Tag vor unserm Aufbruche von Sur in seinem Garten zu Ras-el-Ain gab: da ist, glaube ich, im Laufe der Nacht ganz Sur gespeist worden. Aber das Beste an unserm mächtigen Freunde waren doch die Vorzüge des Geistes und des Gemüths: sein klarer Verstand, sein richtiges Urtheil, sein warmes Herz. Ich habe manche Stunde mit ihm

verplaudert, freilich immer nur mit Hülfe eines vertrauten Dolmetschers; aber so lebendig war seine Ausdrucksweise, so verständlich die feurige Mimik, womit er seine Worte begleitete, daß ich, als ich erst einen gewissen Vorrath arabischer Worte kennen gelernt hatte, wenigstens ungefähr Jussuf-Aga's Reden auch ohne den Dolmetscher verstand, wenigstens erkannte, wovon er sprach und in welchem Sinne. So sind wir auch noch, als ich von Sur Abschied genommen und den mich mit großem Gefolge geleitenden Kaimakam endlich zur Heimkehr bestimmt hatte, mit unserm gewöhnlichen freundlichen Vermittler, dem stillen, feinen Skander-Effendi, dem Districtsdolmetscher von Sur, nebeneinander längs des Strandes geritten, und erst angesichts der Kasmiehbrücke reichten wir uns in herzlichem Abschied die Hände: ob der mir nachgerufene Wunsch „auf Wiedersehen“ wol in Erfüllung gehen wird?

Dieser mächtige Gönner und stets dienstbereite Freund ließ es sich nun namentlich angelegen sein, für unsere Unterhaltung zu sorgen; daß er das nicht besser thun konnte, als wenn er uns in das echt orientalische Leben einen Einblick gewährte, wußte er. Der glänzend begangenen Verlobung seiner Tochter mit einem reichen Jüngling aus Saida hatten wir schon beigewohnt; nicht lange danach lud er uns zu der Hochzeitsfeier ein, die er einem seiner Leute ausrichtete. Mit der Einladung zugleich erhielt jeder von uns ein stattliches, buntbemaltes Wachslicht, um in gebührender Weise an dem lichterglänzenden Hochzeitszuge durch die Straßen theilnehmen zu können.

Selbstverständlich fand auch bei dieser Festlichkeit eine vollkommene Trennung der Geschlechter statt. In dem einen Theile des Hauses waren die Männer um den Bräutigam versammelt, der in festlichem Schmucke zwischen zwei Brautführern schweigsam auf dem Ehrenplatze in der Mitte des Divans saß; aus dem andern hallte das Kreischen und Jauchzen der um die Braut und des Festgebers Gattin versammelten Weiber, während der große Hof draußen dicht von Menschen erfüllt war, die den ohnehin schon gewaltigen Lärm noch durch Schießen und Zusammenschlagen

von Säbeln und Becken nach Kräften vermehrten. Da wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Die Musik, um den das Tambourin schlagenden Sänger geschart, ging voran; dann folgten in buntem Durcheinander die geladenen und die ungeladenen Festtheilnehmer, jeder mit einem brennenden Licht in der Hand, einzelne mit ordentlichen Lichtpyramiden; mächtige Körbe mit brennendem Pech wurden dazwischengetragen und machten mit ihrem unsichern, rothen Schein die ohnehin schon so bunte und wirre Scene nur noch befremdlicher. Dazu krachten Pistolen- und Flintenschüsse: der Bräutigam aber schritt zwischen den beiden ihn geleitenden Führern mit unbeirrbarem, schweigsamem Ernste. So ging es, nicht ohne Stolpern und Fallen, durch die engen und unsaubern Gassen von Sur. Wo aber irgend Platz war, wurde halt gemacht, die Menge schloß einen Kreis, zwei von den jüngern Männern traten in den von Pechfackeln unsicher erleuchteten Mittelraum, in der Linken einen kleinen runden metallenen Schild, in der Rechten den altmodischen krummen Säbel, Waffen, wie sie die Mohammedaner einst gegen die Kreuzfahrer geführt, und führten unter dem Beifall der Menge Scheinkämpfe auf, in denen sie graziös hin und herspringend, listig ausfallend und plötzlich ausweichend, die Hiebe des Gegners mit dem Schilde parirend, vor dem Hiebe den Säbel mehrmals über dem Haupte schwingend, ein außerordentlich malerisches Bild darboten, freilich sich zuweilen auch so erhitzten und aus dem Spiele Ernst zu machen versucht schienen, daß der Kampfwart seinen Stab zwischen sie strecken und sie trennen mußte. Jubelnder Beifall lohnte jeden Beweis besonderer Geschicklichkeit und Geistesgegenwart, namentlich wenn einer der Kämpfer seinem Gegner durch einen kühnen Streich den Fez vom Kopfe gehauen. So ging der Zug, an jeder Ecke zur Erneuerung dieser malerischen Kampfspiele haltend, unter Musik, Gesang, Schreien und Schießen nach dem Hause des Bräutigams. Inzwischen hatten sich denn auch die Frauen, ebenfalls jede ein Licht in der Hand tragend, mit der Braut in Bewegung gesetzt, um dieselbe unter Singen und Kreischen dem Gatten zuzuführen: die Braut, kaum dem Kindesalter entwachsen,

war der Sitte gemäß mit einem rothen Schleier verhüllt und möglichst reich geschmückt, namentlich mit den als Schmuck üblichen Goldringen und Blättchen vergoldeten Blechs, die bei jedem Schritt wie Schellen klingeln. Der Weg zur Begegnung mit dem Bräutigam muß übrigens so gewählt werden, daß nicht dasselbe Stück nochmals passirt wird, das die Braut durchschritten, als sie sich zu dem Hochzeitshause begab. Denn das gilt für ein unheilverkündendes Vorzeichen. In diesem Falle freilich machte man auf unseres mächtigen Freundes Drängen eine Ausnahme, denn wir Franken sollten Gelegenheit haben, von einem Fenster aus den Zug der Frauen zu sehen: ich hoffe, daß diese freundliche Rücksichtsnahme dem jungen Paare nicht wirklich Nachtheil gebracht hat. Wenn sich dann der Zug dem Hause des Bräutigams nähert, geht ihm dieser mit seinem lärmenden Gefolge entgegen. Die Braut wird von den Frauen in das Haus geleitet; zuletzt tritt der Bräutigam selbst, von seinen Freunden umdrängt, unter den in der Thür über seinem Haupte gekreuzten Schwertern hindurch in das Haus.

Eine Weile noch hielt man dasselbe mit möglichstem Höllenspectakel umlagert; dann kehrte die Menge jubelnd zu dem gastfreien Jussuf-Aga zurück, um unter Scherz und Lustbarkeit einen möglichst großen Theil der Nacht zu verschwärmen. Zur Musik und zum Gesange gesellte sich jetzt der Tanz. Einer von den jüngern Leuten begann: nach dem Takte der Musik auf einem kleinen Raume auf- und abschreitend und sich hin- und herdrehend begleitete er diese sehr einfache Bewegung mit oft recht graziösen Hebungen der Arme und einem eigenthümlichen Wiegen des Oberkörpers; wem er abtretend die Hand reichte, der mußte fortfahren: bald herrschte ausgelassenste Laune und man forderte die Allerungeschicktesten zum Tanze auf, um sich an ihrem Sträuben und Protestiren und dann ihren verlegenen und unbeholfenen Bewegungen zu erlustigen. Auch zwei zusammen sahen wir tanzen, von denen der eine die Stelle der Tänzerin vertrat, und nicht ohne Grazie und Phantasie wurde dann das uralte Grundthema alles Tanzens variirt von der begehrenden Liebe, der sich

ihr Gegenstand bald verheißend naht, bald neckend flüchtig entzieht. Aber auch derbere Späße folgten: einer von den Leuten aus dem Volke, der wol einmal diesem Erwerbe nachgegangen sein mochte, producirte sich als Bärenführer; seinen Bären machte ein prächtiger Mohr, unerschöpflich an Späßen und Hanswurststreichen, der, obgleich seine Scherze oft recht handgreiflich waren, doch stets die Lacher auf seiner Seite hatte. Allerhand Vexierspiele und kleine Kunststücke wurden zum Besten gegeben, bei denen übrigens das Prügeln eine bedenklich hervorragende Rolle spielte und die Betheiligten zuweilen plötzlich aus dem Spiel Ernst zu machen drohten und nur durch das Machtgebot des Hausherrn getrennt werden konnten.

Das sind Lichtpunkte im Leben der modernen Tyrier. Für gewöhnlich aber schleicht das Dasein derselben in trauriger Eintönigkeit und Interesselosigkeit dahin. Von öffentlichen Localen, etwa Kaffeehäusern, wie es deren sonst in orientalischen Städten welche gibt und wo bei einer kleinen Tasse Kaffee und einem Nargileh manche Stunde des Tages im dolce far niente verträumt wird, ist in Sur nicht die Rede. Das einzige Café ist ein unsauberer Stall, wo höchstens die Sabtiehs und Soldaten oder die Beduinen verkehren. Während unseres Aufenthalts in Sur aber hatten die Einheimischen eine Fülle von Beschäftigung, auch die, welche nicht mit Erde karrten und Steine trugen. Denn unser Arbeitsplatz war förmlich der Ort öffentlicher Lustbarkeit geworden, und namentlich gegen Sonnenuntergang drängten sich dort die Zuschauer oft in solcher Menge, daß sie dem Fortgange der Arbeiten fast im Wege standen; ja, einzelne Tyrier wichen den ganzen Tag nicht von der Stelle. Sonntags ruhten die Arbeiten natürlich; der christliche Feiertag wurde respectirt, während der mohammedanische, der Freitag, Arbeitstag war und nur durch einen zeitigern Schluß der Arbeit vor Mittag ausgezeichnet war, um den Gläubigen die üblichen Waschungen und den Besuch des Gottesdienstes in den Moscheen zu ermöglichen. Gerade Sonntags also fehlte den guten Tyriern ihr übliches Vergnügen gänzlich: und es besteht das Sonntagsvergnügen dann außer in dem

nbesuch und dem Anlegen stattlichen Putzes in gegenseitigem
hen, das aber nicht einzeln, sondern meist gleich in ganzen
s ausgeführt wird. Mit besonderer Vorliebe wurde bald
Haus von diesen sonntäglichen Visitengängern zum Ziele
n, und es war mir oft recht lästig, wenn ich gegen Abend
er Sonntags stets unternommenen Excursion heimkehrte und
vom Pferde gestiegen das Zimmer sich schnell mit solchen
hern füllen sah. Doch hieß es da eben stillhalten. Auch
n die Tyrier im allgemeinen rücksichtlich der Unterhaltung
keine großen Ansprüche: haben sie ihre Cigarette oder ihr
leh und einen Schluck Kaffee, so sitzen sie eine Stunde und
en und auch der Wirth kann seinen Gedanken nachhängen
raucht sich nicht weiter zu bemühen die bei dem stets noth-
gen Dolmetschen ohnehin mühsame Unterhaltung in Gang
ingen.

V.

Das alte Tyrus.

Wer jenes ergreifende Gefühl, das uns bei der Betrachtung von Schutt und Scherbenhaufen als den einzigen Resten einst reich und herrlich blühender Culturstätten zu überkommen pflegt, recht voll und tief in sich angeregt haben will, der muß von jenem hochgelegenen Spaziergange aus, wo gegen Sonnenuntergang die den sozusagen bessern Ständen angehörigen Tyrier zu lustwandeln pflegen, die westliche Küste der Halbinsel gegen Süden hin verfolgen. Zur Rechten hat man das Meer, das sich weit draußen an den zerklüfteten und unterwühlten Felsen in hochaufspritzender Brandung bricht, links bis zu der hier mit dem Schifferquartier und elenden Hütten der Metawolis endenden Stadt ein paar dürftige Felder, eine mit Gestrüpp und Schutt bedeckte Fläche, wo abends Kamele, Pferde und Esel ihre knappe Nahrung suchen, dann ein paar Kirchhöfe: erst einen mohammedanischen, dessen weißübertünchte Gräber weithin glitzern, dann eine Begräbnißstätte der Metawolis, deren trostlose Wüstheit und Verkommenheit tief melancholisch stimmt. Auf der höchsten Stelle des Ufers steht, weithin sichtbar, eine Hütte, in der ein riesiger Mohr als Zollwächter haust, — als ob hier irgendwelche Gefahr des Schmuggelhandels zu fürchten wäre. Die einst längs des Meeres laufende Mauer ist nur noch aus den Trümmern erkennbar; an einigen Stellen reichte sie bis unmittelbar an die See, zum größten Theile blieb sie derselben 8—12 Meter fern und begleitete

den schroffen Abfall des höhern Ufers gegen den eigentlichen Strand. Dieser ist fast durchweg mit dichtem Steingeröll bedeckt; von dem in ewigem Wechsel anbrausenden, dann wieder abfließenden Wasser rastlos hin- und hergerollt, bringen die rundlichen Steine ein ganz eigenthümliches, klingendes Geräusch hervor, das zuweilen wie das Schwirren der Telegraphendrähte klingt.

Aber man senke nun den Blick zu Boden und betrachte genauer, worauf man eigentlich die Füße setzt! Die nach hunderttausenden zählenden Topfscherben, Henkel und Füße u. dgl. mehr von allen möglichen Thongefäßen werden freilich kein besonderes Interesse erregen, obgleich auch da das Spiel der Wellen manche ganz phantastische Bildung zu Tage gefördert hat. Aber die Steine und Steinchen, welche in allen erdenklichen Farben wechselnd von den letzten Ausläufern der draußen gebrochenen Wellen überschäumt werden, sehe man einmal genauer an, räume die zu oberst liegenden Schichten der kleinen ab und mache hier und da einen der unten befindlichen großen Steine von dem umgebenden feuchten Seesande frei: fast an jeder Stelle wird man Stücke mit den unverkennbarsten Spuren der Bearbeitung finden, in Sandstein, in Granit, in Syenit, ganz besonders reich aber ist der Strand an weißen Marmorfragmenten dieser Art. Meist freilich sind die Stücke infolge des unausgesetzten Hin- und Herrollens durch das Spiel der Wellen zu sehr zerstoßen und zerschlagen als daß man noch mit Sicherheit erkennen könnte, wozu sie einst gehört und welchen Ursprungs sie sind, ob römische, ob mittelalterliche Arbeiten. Durch ein planmäßiges Nachforschen aber, durch Abräumung der obern Geröllschichten und durch theilweise Abtragung des Seesandes würde sich nach meiner Meinung dort noch mancher werthvolle Fund thun lassen. Stücke von Marmorzierathen, den untern Theil einer Marmorbüste und andere Kleinigkeiten habe ich selbst so bei meinen täglichen Gängen längs des Strandes gelegentlich gefunden und als werthe Andenken mit in die Heimat gebracht.

Auch haben die Fischer von Tyrus zeitweilig in der Nähe des Strandes allerlei Antiken mit ihren Netzen aus dem Schose

der Wellen zu Tage gefördert. Zwei kleine Marmorstatuetten, natürlich beide beschädigt, und der wunderschöne Torso einer kleinen erzgegossenen Figur, die von einem solchen Fange herrührte, haben wir unter andern erworben. Ein ganz besonders anziehender, aber leider aus mehr als einem Grunde unausführbarer Gedanke wird dem Alterthumsfreunde bei diesem Anblick unwillkürlich aufsteigen: könnte man doch das Meer weit hinaus abdämmen, um den jetzt unter den Wellen begraben liegenden Theil der alten Inselstadt trocken zu legen und alle die Bauten und Kunstwerke zugänglich zu machen, welche dort in der Tiefe schlummern müssen. Die Ausbeute wäre gewiß eine sehr reiche: Tempel und Gerichtshallen, Magazine und Privathäuser, phönizische, griechische, römische Alterthümer würden da an das Licht des Tages gefördert werden.

Zu solchen Entwürfen versteigt man sich und solche Hoffnungen werden in einem rege, wenn man sich dem südlichen Ende des Weststrandes nähert und als die laut redenden Zeugen der ehemaligen Herrlichkeit von Tyrus die prachtvollen Säulen erblickt, welche dort in der schäumenden Brandung liegen. Nicht einzelne Säulenstumpfe, sondern wohlerhaltene Säulenschäfte, ja, an einer Stelle ganze Reihen von niedergestreckten Säulen kann man da betrachten. Wie dieselben gerade dorthin kommen, ob sie von Tempeln herrühren, welche dort gestanden und von Erdbeben zertrümmert sind, ob sie, mit der Stadt versunken, durch die Gewalt des unermüdlich fortarbeitenden Meeres allmählich aus größerer Tiefe an den Strand gerollt sind, ob sie in oder bei der Stadt gefunden an den Strand gebracht sind, um wie so viele Stücke der Art und ganze Massen von Steinen noch heute nach einer der andern syrischen Küstenstädte zu Bauzwecken verschifft zu werden, darüber vermag leider niemand sichere Auskunft zu geben.[1] Prächtige Gebäude aber müssen es gewesen sein, deren Vorhallen und Höfe mit diesen stattlichen, schön gearbeiteten Säulen umgeben gewesen sind.

---

[1] Vgl. jedoch die Untersuchungen am Schlusse dieses Kapitels.

Auch die Geschichte von Tyrus führt uns in die ältesten Zeiten der phönizischen Cultur zurück und läßt uns eine Reihe äher Schicksalswechsel beobachten und einen Zerstörung und Elend n Hülle und Fülle aufweisenden Weg bis zu der glanzlosen Gegenwart hin durchmachen.

Der leidenschaftliche Rangstreit, der später zwischen Tyrus nd Sidon ausbrach, indem jede von beiden Städten die ältere nd die Mutter der andern zu sein behauptete, hat höchstens dazu eigetragen, das thatsächliche Verhältniß beider zu verwirren, und rst eindringende Kritik ist im Stande gewesen, die vielfach völlig etrübte historische Ueberlieferung wieder klar zu legen und das wirklich Geschehene wenigstens den Hauptumrissen nach sicher zu tellen. Jener Rangstreit ist eben nur daraus entstanden, daß die eiden Hauptstädte Phöniziens mannichfach wechselnde Phasen der Macht und der Blüte durchgemacht haben und, je nachdem die ne oder die andere das Uebergewicht besaß, auch diese oder jene ür die ältere und die Mutter der andern angesehen sein wollte. ür uns sind beide Städte gleich alt, und zwar sind sie unabängig voneinander nebeneinander entstanden in einer Zeit, die it irgendwelcher Sicherheit näher zu bestimmen wir völlig außer Stande sind.

Die älteste Ansiedelung bei Tyrus aber lag nicht, wie an früher wol angenommen hat, auf der später allein noch eine Stadt tragenden Insel, sondern *auf dem Festlande*: dort haben ir Alttyrus, *Paläthyros*, zu suchen. Aber sehr zeitig hat man on dort aus die beiden der Küste vorgelagerten sogenannten *mbrosischen Inseln* besetzt. Auf der kleinern von beiden, die on der andern nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt ar, befand sich ein uraltes Heiligthum, ein Tempel des *Melart*, des syrischen Hercules und Städtekönigs, mit einem Dache us kostbarem Cedernholze geschmückt. Auf der größern Insel tstanden dagegen zeitig Niederlassungen zum Zwecke des Hanels, Waarenlager, Fabriken und Werkstätten: denn dort war der stbare Inhalt dieser Etablissements gegen die Räubereien der üstenvölker und die Wechselfälle des Kriegs mehr gesichert als

auf dem Festlande. Die Insel war also im wesentlichen zunächst der Handels- und Schifferdistrict, gewissermaßen die Lastadie von Tyrus, während das festländische Tyrus eine umfangreiche, die Küste weithin, bis Ras-el-Abiad begleitende Stadt war, deren Ausdehnung gegen Norden zur Zeit ihrer höchsten Blüte, bis an und vielleicht über den Leontes, den Kasmieh, gereicht hat, sodaß die vermuthlich zu ihr gehörige Gräberstadt zu Athlun[1] ihr sehr nahe benachbart war. Das milde Klima, der fruchtbare Boden, der Wasserreichthum und dessen richtige Verwendung machte die Gegend ringsum einem einzigen Garten vergleichbar: schon von dem Propheten Hosea[2] wird dieselbe deshalb gepriesen. Von jener Inselstadt aber gingen die Colonien der Tyrier nach dem fernen Westen, und insofern konnte man dieselbe wol als die „Mutter" der tyrischen, d. h. phönizischen Niederlassungen bezeichnen. Wenn nun aber im Widerspruche damit die Inselstadt späterhin als die „Tochter Sidons" bezeichnet wird — und eben auf diese widersprechenden Benennungen gründeten beide Theile in dem Streite über den Ruhm des höhern Alters ihre Ansprüche —, so ist der Widerspruch doch nur ein scheinbarer und löst sich leicht und völlig, wenn man die Thatsache beachtet, daß im 13. Jahrhundert v. Ch. eine Anzahl von reichen Handelsherren, wir wissen nicht aus welchem Grunde, Sidon verließen und sich auf der tyrischen Felseninsel ansiedelten. So wurde Tyrus, obgleich es schon eine Jahrhunderte umfassende Geschichte hinter sich hatte, doch von Sidon aus, wenn man so will, gegründet und nur auf diese Einwanderung sidonischer Colonisten ist es zu beziehen, wenn Tyrus im Widerspruche mit seinem hohen Alter als „Tochter Sidons" bezeichnet wird, und die letztere Stadt irrte, wenn sie, diesen Ausdruck misverstehend, daraus den Beweis herleiten wollte, daß Tyrus überhaupt erst von ihr aus gegründet worden sei.

Treffend allerdings war jener Ausdruck auf der andern Seite

[1] Vgl. oben S. 146 ff.
[2] Hosea 9, 13.

ofern, als Tyrus seit jener sidonischen Einwanderung, mit
lcher eine neue und zwar eine sehr glänzende Epoche in seiner
twickelung begann, zunächst für längere Zeit in politische Ab-
ıgigkeit von Sidon gerieth. Denn entsprechend den sonst bei
: Phöniziern sich findenden staatlichen Einrichtungen, wie sie
s z. B. auch aus Karthago bekannt sind, wurde Tyrus nun
ı zwei Richtern, Suffeten, geleitet, deren Ernennung dem seit
er Einwanderung als Mutterstadt geltenden Sidon zustand.
ı übrigen ist es ja schon an sich sehr wahrscheinlich, daß jene
onischen Einwanderer zu den reichsten und mächtigsten Einwoh-
:n der von ihnen verlassenen Stadt gehört haben; außerdem
er spricht dafür entschieden die Thatsache, daß der belebende
npuls, welchen diese Einwanderung von Sidon her der Ent-
ckelung von Tyrus gegeben, so nachhaltig und kräftig fortwirkte.
cht blos einen Tempel der Astarte, deren üppigen Cultus sie
s ihrer Vaterstadt mitgebracht, errichteten diese Ansiedler neben
n altberühmten Tempel des Melkart, sondern sie bauten auch
f dem von ihnen über den nackten Felsen der größern Insel
chütteten Erdreich Häuser, Magazine und Paläste. Insel-
rus begann schnell zu wachsen und die Welt mit seinem Ruhme
erfüllen. Noch aber war das festländische Paläthyrus die
;entliche Hauptstadt.

Schließlich war die tyrische Doppelstadt dann aber so weit
'tarkt, daß sie sich von der so lange getragenen Bevormundung
ırch Sidon freimachen konnte. An Stelle der von dorther er-
:nnten Suffeten trat um die Mitte des 12. Jahrhunderts v. Ch.
bibaal als König von Tyrus. Was er begonnen, vollendete
in Sohn Hiram, der Zeitgenosse und Freund Salomo's, welcher
cht blos der Schöpfer der späterhin so vielbewunderten Herr-
hkeit der Inselstadt wurde, sondern auch die Vorherrschaft der-
lben über ganz Phönizien begründete, sodaß nunmehr in poli-
'cher Hinsicht auch das einst machtvoll allen Tyriern gebietende
idon als „Tochter von Tyrus" bezeichnet werden konnte.

Zunächst füllte Hiram den schmalen Meeresarm aus, wel-
er bisher die beiden Inseln getrennt hatte, und verband dieselben

so zu einer größern. Diese aber vergrößerte er dann wieder, indem er auf der dem Festlande zugekehrten-Seite derselben durch großartige Dammanlagen und Wasserbauten den Platz zu einer mächtigen Erdaufschüttung sicherte, durch welche der die Insel vom Festlande trennende Raum auf 4 Stadien, d. i. 1200 Schritt oder 2400 Fuß zusammenschwand. Dieses also dem Meere abgerungene Terrain hieß der Eurychoros. Auf demselben befand sich der Markt, wo das Volk zur Berathung wichtiger Angelegenheiten zusammentrat, sowie ein mit Olivenpflanzungen und Weingärten bedeckter heiliger Bezirk. An der nördlichen und an der östlichen Seite der so entstandenen umfangreichen Insel lagen die beiden Häfen, an der nördlichen der sidonische, an der östlichen, also zwischen der Insel und dem Festlande, der ägyptische, der erstere für die von Sidon und überhaupt von Norden herkommenden, der andere für die aus Aegypten kommenden und dahin gehenden Schiffe bestimmt. Beide Häfen waren durch starke Mauern gedeckt und geeignet, den Angriff einer feindlichen Flotte abzuwehren. Mit eigentlichen Festungswerken, deren es später ja ihrer Kolossalität wegen ganz besonders berühmte aufzuweisen hatte, scheint Inseltyrus damals noch nicht versehen gewesen zu sein. In dem südlichen Theile der Stadt lag der königliche Palast. Dort befanden sich auch die noch später vielbewunderten Schiffswerften und Arsenale, wo die Fahrzeuge gebaut und ausgerüstet wurden, mit denen die Tyrier sich als kühne Seefahrer über die ganze damals bekannte Welt ausbreiteten und in die entlegensten Gegenden vordrangen, um deren Producte für ihren Handel nutzbar zu machen. Aber auch für den Schmuck der so vergrößerten und sich herrlich entwickelnden Inselstadt sorgte Hiram: den uralten Tempel des Melkart und den einst von den sidonischen Einwanderern erbauten der Astarte ließ er kostbar ausbauen, wobei er Holz von den Cedern des Libanon verwendete. Eine goldene Säule, die noch Herodot im Melkarttempel zu Tyrus bewunderte, soll gleichfalls von Hiram dort aufgestellt, ihm aber von seinem Freunde und Bundesgenossen Salomo zum Geschenk gemacht worden sein.

In Bezug auf die auch damals schon reichblühende einhei-
ische Production nahmen in Tyrus wie in ganz Phönizien be-
nntlich die Purpurfärberei und die Glasfabrikation den
rvorragendsten Platz ein. Die Purpurfarbe in ihren verschie-
nen Nuancen, vom hellen Roth bis zum dunkeln Schwarz,
urde bekanntlich aus dem in einer Halsader der Purpur- oder
rompetenschnecke befindlichen Safte gewonnen. Diese Conchylien-
t, welche übrigens auch bei manchen Inseln des Aegäischen Mee-
s, sowie an der Küste des Peloponnes und Siciliens vorkommt,
ndet sich oder besser wol fand sich, denn heutzutage kommt sie
r noch seltener vor, besonders massenhaft an der phönizischen
üste bei Tyrus, Sidon und Sarepta. Vorzugsweise wur-
en wollene Stoffe mit Purpur gefärbt; doch tränkte man auch
innen und den aus Aegypten bezogenen Byssos in dem kostbaren
afte; deshalb blühten neben der Färberei auch die Weberei und
pinnerei. Daß mit Purpur gefärbte Zeuge etwas außerordent-
h Kostbares waren, ist bekannt; daß sie es sein mußten, ersieht
an aus der Angabe, daß um 50 Pfund Wolle zu färben nicht
eniger als 300 Pfund Schneckenmaterie nothwendig waren.
o wurde Purpur zu tragen ganz naturgemäß das ausschließliche
orrecht der Reichsten und Mächtigsten. Auch für die phönizische
eheimkunst der Glasfabrikation, bei welcher namentlich der
n der Mündung des Küstenflüßchens Belus — er mündet, heute
lahr-Naam genannt, in die Bai von Accon — gefundene Sand
erwendet wurde, war Tyrus ein Hauptsitz.

Mit Hiram aber ging, wenn nicht die glänzendste, so doch
benfalls die glücklichste Zeit von Tyrus zu Grabe: schwere
ußere Unglücksfälle, tief erschütternde innere Unruhen suchten die
Stadt bald schnell aufeinanderfolgend heim und ließen schließlich
lbst die Früchte dazwischenliegender besserer Zeiten nicht mehr
ur Reife gelangen. Wesentlich scheint dazu wie so oft in phöni-
schen Städten — man denke auch hier nur an das aus der Ge-
hichte Karthagos Bekannte und namentlich an den an die Been-
gung des ersten Punischen Kriegs sich anschließenden sogenannten
byschen oder Söldnerkrieg — die unverhältnißmäßige Stärke des

Proletariats und dessen Verbindung mit den so gefährlichen Elementen der Sklaven und namentlich der Söldner gegenüber der numerisch geringen und daher schwachen und obendrein auch noch verweichlichten Aristokratie der großen Handelsherren beigetragen zu haben.

Bereits Hiram's Enkel Abdastartus wurde, so lautet die Ueberlieferung, von den Söhnen seiner Amme erschlagen, und diese behaupteten sich dann mit Hülfe des Pöbels 12 Jahre lang im Besitze der Gewalt. Nur vorübergehend gelang es, um 900 v. Ch., dem vom Oberpriester der Astarte sich zum König aufschwingenden Ithobaal Ruhe und Ordnung herzustellen: die Tochter desselben war die aus der Geschichte des Reiches Israel übelberufene Jesabel, die schöne und leidenschaftliche, herrschsüchtige und gewaltthätige Gemahlin des Königs Ahab, welche den sinnlichen und unsittlichen Cultus des Sonnengottes ihrer Heimat auch bei den Juden mit Erfolg einzubürgern suchte, die Verfolgerin der dagegen eifernden Propheten, die nachher einen so furchtbaren, ihr schweres Verschulden tragisch sühnenden Untergang fand. Auf Ithobaal's Hause ruhte eben kein Segen. Sein Sohn Balezor starb schnell; dessen Sohn Mattan blieb unmündig nach; dadurch wurde das Reich in neue schwere Unruhen verstrickt. Die Wirren, welche dann nach Mattan's Tode durch die von ihm angeordnete gemeinsame Nachfolge seiner beiden Kinder Pygmalion und Elissa (Dido) und die im Widerspruche damit von dem Volke durchgesetzte Alleinherrschaft des Pygmalion über Tyrus kamen, scheinen die Parteileidenschaft mehr denn je erhitzt und nach blutigen innern Kämpfen zu einem völligen Unterliegen der bisher die Herrschaft behauptenden Adelsgeschlechter geführt zu haben. Die Folge davon war bekanntlich um die Mitte des 9. Jahrhunderts v. Ch. die Auswanderung der unzufriedenen Aristokraten unter Führung Elissa's und die Gründung einer „neuen Stadt“, Karthagos, die größte und epochemachendste That der Phönizier überhaupt. Das schnelle Wachsthum der neuen Pflanzung bewirkte dann freilich auch, daß die Bedeutung von Tyrus für den Welthandel bald zu sinken anfing.

ennoch hat Tyrus seine hegemonische Stellung über den an-
rn phönizischen Städten noch fast ein Jahrhundert hindurch be-
uptet.

Als aber im 8. Jahrhundert der Entscheidungskampf zwischen
: absterbenden ägyptischen Großmacht und dem nach einer Pe-
ide der Ohnmacht von neuem gewaltig emporstrebenden Assy-
chen Reiche endlich unvermeidlich geworden war, da mußte nicht
s die bisherige Machtstellung, sondern auch die Selbstständigkeit
unter Tyrus Führung doch nur locker geeinigten phönizischen
ädtebundes schnell dem Untergange entgegeneilen. Denn Syrien
r ja das natürliche Schlachtfeld für die Aegypter und Assyrier,
d namentlich war die Erwerbung Phöniziens seiner reichen
ilfsmittel und seiner Flotte wegen für jeden der beiden strei-
nden Staaten eine ganz unerläßliche Vorbedingung des Sieges.
en phönizischen Städten aber fehlte es gerade in jener kritischen
it, wo sie sich nur durch die entschlossenste Einmüthigkeit im
esitze ihrer Freiheit hätten behaupten können, vor allem an die-
r nothwendigsten Eigenschaft am vollständigsten.

Das schwache Königreich Juda konnte für Phönizien keine
chutzwehr bilden; das Hinterland, Damaskus, fiel in die Hand
s Assyrers Tiglath-Pilesar; da hatte denn auch für Tyrus die
tunde geschlagen. Zur Zeit, da Eluläus als König über
yrus herrschte, brach die Katastrophe herein. Nach Unterwerfung
r festländischen Phönizierstädte, die ihm sogleich gegen ihr bis-
riges Haupt Heeresfolge leisten mußten, griff Salmanassar
2 v. Ch. die Inselstadt an. Diese aber leistete rühmlichen
iderstand, auf den sie sich angesichts der allmählich wachsenden
fahr seit längerm ernstlich vorbereitet zu haben scheint. Denn
muthlich in jener Zeit, wo das Emporwachsen eroberungs-
tiger Nachbarn die Sicherheit der Stadt über kurz oder lang
stlich gefährden mußte, sind die gewaltigen Befestigungen ent-
nden, die man noch Jahrhunderte später an Tyrus nicht genug
vundern konnte. Rings um die Insel zogen sich gewaltige
auern, senkrecht aus dem Meere aufsteigend, sodaß dem An-
ifer auch nicht ein Zoll breit Terrain geboten wurde, um festen

Fuß zu fassen. Am stärksten war die Befestigung natürlich der am meisten gefährdeten Seite hin, gegen Osten, nach Festlande zu. Denn dort befanden sich einmal die Zugänge beiden Häfen, welche im Fall eines feindlichen Angriffs Ketten gesperrt werden konnten. Dort mußte man ja auch der fortwährend zu unterhaltenden Verbindung mit dem Fest und dem da gelegenen Paläthyrus die Inselstadt an dem choros offen lassen. Diese Schwäche auszugleichen hatte ma dieser östlichen Seite die Mauern bis zu der kolossalen von 150 Fuß aufgeführt. An der südlichen Seite, in der des dort gelegenen königlichen Palastes waren sie bed niedriger: dort fand dann auch späterhin Alexander der die schwache Stelle, durch welche er sich den Weg in das der uneinnehmbar scheinenden Stadt bahnte. Bei diesem Angriffe aber durch Salmanassar bewährte sich die Festigke Inselthyrus auf das glänzendste. Fünf Jahre lang lag der vor der Stadt; die Wasserleitungen und der benachbarte — des Leontes, Kasmieh — von wo die Eingeschlossenen hätten mit Trinkwasser versehen können, wurden durch die lagerer unzugänglich gemacht: da gruben die Tyrier auf Insel nach und fanden dort das unentbehrliche Wasser, und heutigentags ist Tyrus sehr reich an solchem: fast überall, noch dicht am Meere, findet man in einer Tiefe von 15—20 reichliches und wohlschmeckendes und gesundes Wasser. Da Salmanassar der Inselstadt obenein auch ihre Verbindungen See nicht abschneiden konnte, so begreift man leicht, wie es daß der Assyrerkönig schließlich unverrichteter Sache abzi mußte. Diesmal hatte der Prophet Jesaias[1] vorzeitig Wehe rufen über die seiner Meinung nach dem sichern Unterga geweihte Stadt.

Nicht glücklicher war gegen Tyrus Salmanassar's S Sanherib. Hatte nun die Inselstadt sonach ihre Selbstständi keit fürs erste noch gerettet und wurden auch die unter assyri

[1] Jesaias, 23.

heit gekommenen Städte des phönizischen Festlandes von ihren
en Herren, welche die Wichtigkeit des in diesem Theile ihres
ichs blühenden Handels erkannten, im allgemeinen mild und
nend behandelt, so litt doch gerade seit jener Zeit der
her so reichblühende Handel der Phönizier und namentlich
h der Inselstadt schweren Schaden: denn gerade damals
gen die griechischen Pflanzstädte an den Küsten Kleinasiens
in die bisher von Sidon und Tyrus eingenommene Stellung
utreten.

Aber es standen Tyrus noch schlimmere Schicksale bevor.
die Stelle Assyriens war die babylonische Großmacht der
ldäer getreten; der gleichzeitig gemachte Versuch der Pha-
nen, in Syrien dauernd festen Fuß zu fassen, war 605 durch
bukadnezar endgültig vereitelt worden, und schwer lastete
dem ganzen Lande die neue babylonische Herrschaft. In all-
einem Aufstande suchten sich endlich die Geknechteten von dem
kenden Joche zu befreien, wie sehr auch der Prophet Jeremias
dem aussichtslosen Unternehmen warnen und nur noch
ßeres Unheil als dessen einziges Ergebniß voraussagen mochte.
h des Propheten Weissagung ging furchtbar in Erfüllung: das
ich Juda sank dahin und die Juden wurden in die Gefangen-
aft geführt; auch die Phönizier mußten bald die Gnade des
nenden Siegers anrufen. Nur Tyrus bewährte den einst gegen
lmanassar gewonnenen Ruhm auch gegen Nebukadnezar von
uem. Dreizehn Jahre lang hat die Inselstadt allen Angriffen
sselben erfolgreich widerstanden, obgleich das festländische Alt-
yrus von den Chaldäern genommen und das gewaltige Material
esselben zu mächtigen Angriffswerken gegen die Inselstadt ver-
endet wurde. Und dennoch mußte Nebukadnezar nach dreizehn
Jahren harten Kampfes der tapfern Stadt, die er nicht hatte
bezwingen können, eine Capitulation bewilligen, welche derselben
sehr günstig gewesen sein muß, in jedem Falle dem Angreifer für
die gewaltigen Anstrengungen der Belagerung keinen irgend ent-
sprechenden Gewinn gebracht haben kann: denn, so triumphirt

der Prophet Hesekiel[1], ihm „ist kein Lohn geworden von Ty
für den Dienst, den er dawider gethan.“ Allerdings scheint
das bisher in Tyrus herrschende Geschlecht nach dem Falle
festländischen Stadt insgesammt nach Babylon in die Gefan
schaft weggeführt worden zu sein, wie man wenigstens aus
Angabe schließen muß, daß zwei von den Königen, die in
nächsten Jahrzehnten, wo Inseltyrus unter neuen innern Käm
zwischen einer republikanischen Verfassung mit Suffeten an
Spitze und der Monarchie mannichfach schwankte, dort geher
haben, von Babylon aus, also aus der Gefangenschaft auf
Thron ihrer Vaterstadt geschickt wurden.

Als aber schließlich auch das Babylonische Reich unter
und sich der Herrschaft der Perser fügen mußte, entließen
wie die Juden so auch die gefangenen Phönizier in ihre Hei
Phönizien blieb ein Theil des Persischen Reichs: man ließ
einen gewissen Grad von Selbstständigkeit, denn die Flotte
Küstenstädte war für den Großkönig ja durchaus unentbeh
Tyrus selbst aber hat sich trotz der damit eintretenden günsti
Verhältnisse von den Schlägen, die es erfahren, nicht wieder
holt: die hegemonische Stellung, die es einst an der Spitze
über die ganze Welt zerstreuten phönizischen Colonien eingen
men hatte, war unwiederbringlich an Karthago verloren.
selbst in dem eigentlichen Phönizien kam es nicht mehr so
früher zur Geltung: denn da erhielt infolge der mächtigen
sischen Protection Sidon die Hegemonie wieder. Unter der
tung Sidons und gemeinsam mit Aradus nahm Tyrus in je
Zeit an der Gründung der Bundesstadt Tripolis[2] theil.

So bestand Inseltyrus, während das festländische Altty
sich von der Zerstörung durch Nebukadnezar nicht wieder erh
sondern in Trümmern liegen blieb, wenn auch ohne seine
malige politische Macht, doch mit einer gewissen Selbstständig
unter persischer Oberhoheit und als Handelsstadt blühend bis

---

[1] Hesekiel 29, 18.
[2] Vgl. oben S. 108—109.

Untergange des Persischen Reichs; unmittelbar vor dessen
iegung noch wurde es durch eine furchtbare Katastrophe ge-
ssen und vernichtet. Nach dem Siege bei Issos, welcher sämmt-
e westlichen Provinzen Persiens in seine Hand gegeben hatte,
Alexander der Große von Norden gegen die phönizischen
ädte heran, während der getreue Parmenion das mächtige Da-
skus einnahm. Byblos und dann Sidon, das seit seinem
ten Aufstande gegen die Perserherrschaft[1] zu einem kläglichen
atten seiner ehemaligen Herrlichkeit herabgesunken war, hul-
ten bereitwillig dem macedonischen Helden; auch die Tyrier
ickten demselben zu festlicher Begrüßung Gesandtschaften ent-
en, indem sie mit Ehrengeschenken und huldigenden Worten
kommen hofften, um so in dem nun entbrannten gewaltigen
scheidungskampfe zwischen Abendland und Morgenland eine
en Handelsgewinn verheißende neutrale Stellung einnehmen
können. Da ja Alexander keine irgend beträchtliche Seemacht
ß, so konnte auch er — wie es schien — mit einem solchen
mmen wohl zufrieden sein. Der scharfblickende Macedonier-
ig aber erkannte augenscheinlich klar die hohe Bedeutung von
rus: kein Punkt war so geeignet eine Verbindung zwischen
en geheimen griechischen Gegnern in seinem Rücken und seinen
rsischen Widersachern zu Stande kommen zu lassen, keine daher
ganz danach angethan, um dort die Hebel anzusetzen, um seine
en im Entstehen begriffene Weltmacht aus den Angeln zu heben.
ie entschiedene Weigerung, ihm das beabsichtigte Opfer in dem
alten Melkarttempel zu gestatten und ihm dazu den Eintritt in
e Inselstadt zu eröffnen, enthüllte Alexander dem Großen sofort
e besondern Plane der phönizischen Handelsherren von Tyrus.
o ergab sich denn von selbst die Nothwendigkeit, daß Tyrus
schädlich gemacht werden mußte, ehe Alexander den Marsch
ch dem seiner wie eines Befreiers harrenden Aegypten fort-
zen konnte.

So begann Alexander denn im November 333 v. Chr. die

---

[1] Vgl. oben S. 110—11.

denkwürdige Belagerung von Tyrus. Um sich erst einen
an die ringsum vom Meere umspülte Stadt zu eröffnen besch
der König die Aufschüttung eines Dammes durch die
2400 Fuß breite Meerenge zwischen dem Festlande und der In
Ein überreiches Material dazu bot ihm die Trümmerstätte
festländischen Alttyrus. Was man an Holz zu den Masch
brauchte, lieferten die damals noch reichen Cedernwaldungen
nahen Libanon. Unter dem Schutze von zwei so constru
Thürmen mit Dächern zum Auffangen der feindlichen Gesch
waren die an der Dammschüttung arbeitenden Krieger der St
bereits allmählich ein gutes Stück näher gerückt, als ein gl
licher Handstreich der Belagerten, welchen es gelang, das
lagerungsgeräth durch Brander in Flammen setzen zu lassen,
kurzer Zeit alles bisher Gewonnene wiederum vernichtete und
den Macedoniern einen allgemein entmuthigenden Verlust zuf
Nur um so nachdrücklicher aber nahm Alexander das schwie
Werk wieder auf. Nachdem er die Bergstämme des Libanon,
ihn vom Rücken her durch ihre Ueberfälle zu beunruhigen
fingen, durch einen Streifzug in das Gebirge gezüchtigt ha
ließ er die Inselstadt von der Seeseite her durch seine inzwisch
herangekommene Flotille und durch die von ihm aufgeboten
Schiffe der übrigen phönizischen Städte und die von Cype
ringsum einschließen und nahm dann die Aufschüttung eines neu
breitern und festern Dammes in Angriff. Aber die Tyrier ve
zagten noch nicht, sie schienen vielmehr mit der von Tag zu T
wachsenden Gefahr auch an Kühnheit, an Wagemuth und a
überraschender Erfindungsgabe zu wachsen: auch keinen Fußbre
Terrain gaben sie auf, ehe nicht alle ihn zu halten vorhanden
Mittel vollkommen erschöpft waren. Als sich der Angriffsdam
aber doch endlich den gewaltigen Mauern unmittelbar näherte
boten die Tyrier fast übermenschliche Anstrengungen auf, u
wenigstens die beiden Häfen, den von dem Damme her zunäch
bedrohten an der Ostseite der Stadt liegenden ägyptischen u
den sich nach Norden öffnenden sidonischen, solange wie irge
möglich zu behaupten. Die mit Ketten gesperrten Eingän

rden durch dichtgedrängte Reihen von Schiffen mit allen denk-
en Vertheidigungsgeräthen besetzt; Steinmassen wurden in das
er gesenkt, um den feindlichen Fahrzeugen die unmittelbare
näherung unmöglich zu machen; durch allerhand Listen gelang
die Ankertaue der mit Belagerungs- und Angriffsgeräthen
adenen macedonischen Schiffe zu sprengen; unausgesetzt fiel man
d hier bald dort aus und hielt die Belagerer in wahrhaft er-
öpfender Weise tagaus tagein in Athem.

Trotzdem aber näherte sich der Damm von Osten her mehr
d mehr der Insel. Da versuchten die Tyrier sich durch einen
rgischen Ausfall gegen die im Norden der Stadt, vor dem
onischen Hafen liegende cyprische Flotte noch einmal Luft zu
chen. Dem wachsamen Alexander aber gelang es, die Insel
Süden und Westen umsegelnd, der tyrischen Flotte in den
ken zu kommen und derselben, als sie schnell in den Hafen
ückeilen wollte, schwere Verluste beizubringen. Ein Sturm
ch, welcher gegen die Südseite der Stadt, wo der königliche
ast und die Schiffswerften sich befanden, unternommen wurde,
te noch nicht den gehofften Erfolg, doch wurde durch denselben
s eine klar, daß, wenn überhaupt, dann nur von dieser Seite
die Stadt eingedrungen werden könnte. An der Ostseite na-
entlich, wo die aus gewaltigen, durch Mörtel fest verbundenen
lsblöcken zusammengefügten Mauern unmittelbar vom Meere
is bis zu 150 Fuß senkrecht aufstiegen, mußte alle Kunst und
le Tollkühnheit der Angreifer völlig wirkungslos abprallen.

Durch einen allseitigen, planmäßigen, erdrückenden Angriff
llte die heldenmüthige Stadt endlich in die Gewalt des
acedonierkönigs fallen. Von allen Seiten umschwärmten die
chiffe, mit Schleudermaschinen und Bogenschützen besetzt, die
sel, um die Aufmerksamkeit der Vertheidiger nach allen Seiten
zugleich in Anspruch zu nehmen und so zu theilen; gleich-
tig erfolgte ein nachdrücklicher Angriff auf den ägyptischen
fen, ein anderer auf den sidonischen im Norden. Das alles
nte aber nur dazu, um den auf einer ganz andern Seite zu
renden Hauptstoß möglichst zu verdecken: dieser erfolgte in-

Fuß zu fassen. Am stärksten war die Befestigung natürlich nach der am meisten gefährdeten Seite hin, gegen Osten, nach dem Festlande zu. Denn dort befanden sich einmal die Zugänge der beiden Häfen, welche im Fall eines feindlichen Angriffs mit Ketten gesperrt werden konnten. Dort mußte man ja auch wegen der fortwährend zu unterhaltenden Verbindung mit dem Festlande und dem da gelegenen Palätyrus die Inselstadt an dem Eurychoros offen lassen. Diese Schwäche auszugleichen hatte man an dieser östlichen Seite die Mauern bis zu der kolossalen Höhe von 150 Fuß aufgeführt. An der südlichen Seite, in der Nähe des dort gelegenen königlichen Palastes waren sie bedeutend niedriger: dort fand dann auch späterhin Alexander der Große die schwache Stelle, durch welche er sich den Weg in das Innere der uneinnehmbar scheinenden Stadt bahnte. Bei diesem ersten Angriffe aber durch Salmanassar bewährte sich die Festigkeit von Inseltyrus auf das glänzendste. Fünf Jahre lang lag der Assyrer vor der Stadt; die Wasserleitungen und der benachbarte Fluß — des Leontes, Kasmieh — von wo die Eingeschlossenen sich hätten mit Trinkwasser versehen können, wurden durch die Belagerer unzugänglich gemacht: da gruben die Tyrier auf der Insel nach und fanden dort das unentbehrliche Wasser, und noch heutigentags ist Tyrus sehr reich an solchem: fast überall, selbst noch dicht am Meere, findet man in einer Tiefe von 15—20 Fuß reichliches und wohlschmeckendes und gesundes Wasser. Da nun Salmanassar der Inselstadt obenein auch ihre Verbindungen zur See nicht abschneiden konnte, so begreift man leicht, wie es kam, daß der Assyrerkönig schließlich unverrichteter Sache abziehen mußte. Diesmal hatte der Prophet Jesaias[1] vorzeitig Wehe gerufen über die seiner Meinung nach dem sichern Untergange geweihte Stadt.

Nicht glücklicher war gegen Tyrus Salmanassar's Sohn Sanherib. Hatte nun die Inselstadt sonach ihre Selbstständigkeit fürs erste noch gerettet und wurden auch die unter assyrische

[1] Jesaias, 23.

Hoheit gekommenen Städte des phönizischen Festlandes von ihren neuen Herren, welche die Wichtigkeit des in diesem Theile ihres Reichs blühenden Handels erkannten, im allgemeinen mild und schonend behandelt, so litt doch gerade seit jener Zeit der bisher so reichblühende Handel der Phönizier und namentlich auch der Inselstadt schweren Schaden: denn gerade damals fingen die griechischen Pflanzstädte an den Küsten Kleinasiens an in die bisher von Sidon und Tyrus eingenommene Stellung einzutreten.

Aber es standen Tyrus noch schlimmere Schicksale bevor. An die Stelle Assyriens war die babylonische Großmacht der Chaldäer getreten; der gleichzeitig gemachte Versuch der Pharaonen, in Syrien dauernd festen Fuß zu fassen, war 605 durch Nebukadnezar endgültig vereitelt worden, und schwer lastete auf dem ganzen Lande die neue babylonische Herrschaft. In allgemeinem Aufstande suchten sich endlich die Geknechteten von dem drückenden Joche zu befreien, wie sehr auch der Prophet Jeremias vor dem aussichtslosen Unternehmen warnen und nur noch größeres Unheil als dessen einziges Ergebniß voraussagen mochte. Und des Propheten Weissagung ging furchtbar in Erfüllung: das Reich Juda sank dahin und die Juden wurden in die Gefangenschaft geführt; auch die Phönizier mußten bald die Gnade des zürnenden Siegers anrufen. Nur Tyrus bewährte den einst gegen Salmanassar gewonnenen Ruhm auch gegen Nebukadnezar von neuem. Dreizehn Jahre lang hat die Inselstadt allen Angriffen desselben erfolgreich widerstanden, obgleich das festländische Alttyrus von den Chaldäern genommen und das gewaltige Material desselben zu mächtigen Angriffswerken gegen die Inselstadt verwendet wurde. Und dennoch mußte Nebukadnezar nach dreizehn Jahren harten Kampfes der tapfern Stadt, die er nicht hatte bezwingen können, eine Capitulation bewilligen, welche derselben sehr günstig gewesen sein muß, in jedem Falle dem Angreifer für die gewaltigen Anstrengungen der Belagerung keinen irgend entsprechenden Gewinn gebracht haben kann: denn, so triumphirt

der Prophet Hesekiel[1], ihm „ist kein Lohn geworden von Tyrus für den Dienst, den er dawider gethan." Allerdings scheint doch das bisher in Tyrus herrschende Geschlecht nach dem Falle der festländischen Stadt insgesammt nach Babylon in die Gefangenschaft weggeführt worden zu sein, wie man wenigstens aus der Angabe schließen muß, daß zwei von den Königen, die in den nächsten Jahrzehnten, wo Inseltyrus unter neuen innern Kämpfen zwischen einer republikanischen Verfassung mit Suffeten an der Spitze und der Monarchie mannichfach schwankte, dort geherrscht haben, von Babylon aus, also aus der Gefangenschaft auf den Thron ihrer Vaterstadt geschickt wurden.

Als aber schließlich auch das Babylonische Reich unterging und sich der Herrschaft der Perser fügen mußte, entließen diese wie die Juden so auch die gefangenen Phönizier in ihre Heimat. Phönizien blieb ein Theil des Persischen Reichs: man ließ ihm einen gewissen Grad von Selbstständigkeit, denn die Flotte der Küstenstädte war für den Großkönig ja durchaus unentbehrlich. Tyrus selbst aber hat sich trotz der damit eintretenden günstigern Verhältnisse von den Schlägen, die es erfahren, nicht wieder erholt: die hegemonische Stellung, die es einst an der Spitze der über die ganze Welt zerstreuten phönizischen Colonien eingenommen hatte, war unwiederbringlich an Karthago verloren. Ja, selbst in dem eigentlichen Phönizien kam es nicht mehr so wie früher zur Geltung: denn da erhielt infolge der mächtigen persischen Protection Sidon die Hegemonie wieder. Unter der Leitung Sidons und gemeinsam mit Aradus nahm Tyrus in jener Zeit an der Gründung der Bundesstadt **Tripolis**[2] theil.

So bestand Inseltyrus, während das festländische Alttyrus sich von der Zerstörung durch Nebukadnezar nicht wieder erholte, sondern in Trümmern liegen blieb, wenn auch ohne seine ehemalige politische Macht, doch mit einer gewissen Selbstständigkeit unter persischer Oberhoheit und als Handelsstadt blühend bis zu

[1] Hesekiel 29, 18.
[2] Vgl. oben S. 108—109.

dem Untergange des Persischen Reichs; unmittelbar vor dessen Besiegung noch wurde es durch eine furchtbare Katastrophe getroffen und vernichtet. Nach dem Siege bei Issos, welcher sämmtliche westlichen Provinzen Persiens in seine Hand gegeben hatte, zog Alexander der Große von Norden gegen die phönizischen Städte heran, während der getreue Parmenion das mächtige Damaskus einnahm. Byblos und dann Sidon, das seit seinem letzten Aufstande gegen die Perserherrschaft[1] zu einem kläglichen Schatten seiner ehemaligen Herrlichkeit herabgesunken war, huldigten bereitwillig dem macedonischen Helden; auch die Tyrier schickten demselben zu festlicher Begrüßung Gesandtschaften entgegen, indem sie mit Ehrengeschenken und huldigenden Worten abzukommen hofften, um so in dem nun entbrannten gewaltigen Entscheidungskampfe zwischen Abendland und Morgenland eine reichen Handelsgewinn verheißende neutrale Stellung einnehmen zu können. Da ja Alexander keine irgend beträchtliche Seemacht besaß, so konnte auch er — wie es schien — mit einem solchen Abkommen wohl zufrieden sein. Der scharfblickende Macedonierkönig aber erkannte augenscheinlich klar die hohe Bedeutung von Tyrus: kein Punkt war so geeignet eine Verbindung zwischen seinen geheimen griechischen Gegnern in seinem Rücken und seinen persischen Widersachern zu Stande kommen zu lassen, keine daher so ganz danach angethan, um dort die Hebel anzusetzen, um seine eben im Entstehen begriffene Weltmacht aus den Angeln zu heben. Die entschiedene Weigerung, ihm das beabsichtigte Opfer in dem uralten Melkarttempel zu gestatten und ihm dazu den Eintritt in die Inselstadt zu eröffnen, enthüllte Alexander dem Großen sofort die besondern Plane der phönizischen Handelsherren von Tyrus. So ergab sich denn von selbst die Nothwendigkeit, daß Tyrus unschädlich gemacht werden mußte, ehe Alexander den Marsch nach dem seiner wie eines Befreiers harrenden Aegypten fortsetzen konnte.

So begann Alexander denn im November 333 v. Chr. die

---

[1] Vgl. oben S. 110—11.

denkwürdige Belagerung von Tyrus. Um sich erst einen Weg an die ringsum vom Meere umspülte Stadt zu eröffnen beschloß der König die Aufschüttung eines Dammes durch die etwa 2400 Fuß breite Meerenge zwischen dem Festlande und der Insel. Ein überreiches Material dazu bot ihm die Trümmerstätte des festländischen Alttyrus. Was man an Holz zu den Maschinen brauchte, lieferten die damals noch reichen Cedernwaldungen des nahen Libanon. Unter dem Schutze von zwei so construirten Thürmen mit Dächern zum Auffangen der feindlichen Geschosse waren die an der Dammschüttung arbeitenden Krieger der Stadt bereits allmählich ein gutes Stück näher gerückt, als ein glücklicher Handstreich der Belagerten, welchen es gelang, das Belagerungsgeräth durch Brander in Flammen setzen zu lassen, in kurzer Zeit alles bisher Gewonnene wiederum vernichtete und so den Macedoniern einen allgemein entmuthigenden Verlust zufügte. Nur um so nachdrücklicher aber nahm Alexander das schwierige Werk wieder auf. Nachdem er die Bergstämme des Libanon, die ihn vom Rücken her durch ihre Ueberfälle zu beunruhigen anfingen, durch einen Streifzug in das Gebirge gezüchtigt hatte, ließ er die Inselstadt von der Seeseite her durch seine inzwischen herangekommene Flotille und durch die von ihm aufgebotenen Schiffe der übrigen phönizischen Städte und die von Cypern ringsum einschließen und nahm dann die Aufschüttung eines neuen, breitern und festern Dammes in Angriff. Aber die Tyrier verzagten noch nicht, sie schienen vielmehr mit der von Tag zu Tag wachsenden Gefahr auch an Kühnheit, an Wagemuth und an überraschender Erfindungsgabe zu wachsen: auch keinen Fußbreit Terrain gaben sie auf, ehe nicht alle ihn zu halten vorhandenen Mittel vollkommen erschöpft waren. Als sich der Angriffsdamm aber doch endlich den gewaltigen Mauern unmittelbar näherte, boten die Tyrier fast übermenschliche Anstrengungen auf, um wenigstens die beiden Häfen, den von dem Damme her zunächst bedrohten an der Ostseite der Stadt liegenden ägyptischen und den sich nach Norden öffnenden sidonischen, solange wie irgend möglich zu behaupten. Die mit Ketten gesperrten Eingänge

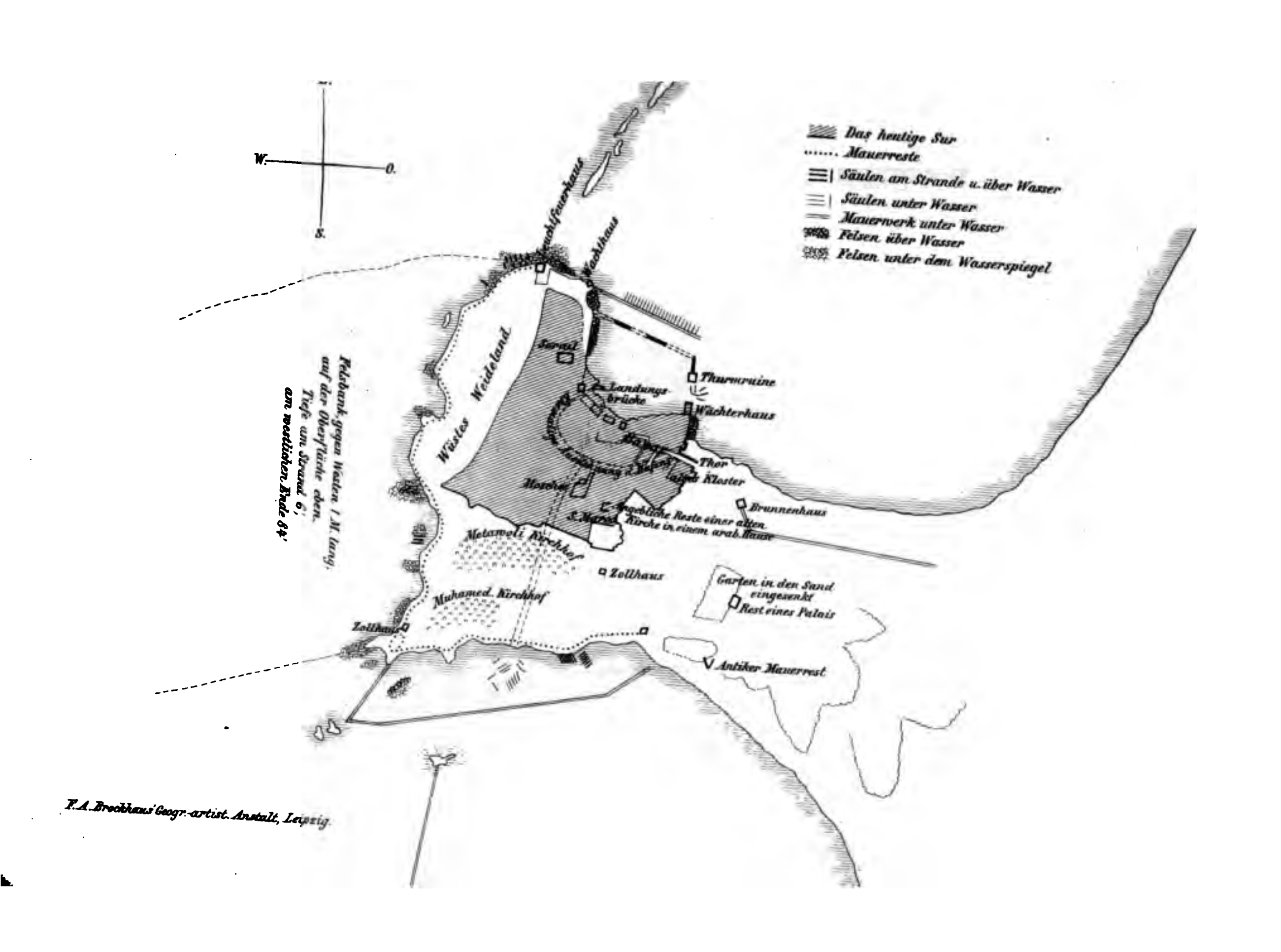
wurden durch dichtgedrängte Reihen von Schiffen mit allen denkbaren Vertheidigungsgeräthen besetzt; Steinmassen wurden in das Meer gesenkt, um den feindlichen Fahrzeugen die unmittelbare Annäherung unmöglich zu machen; durch allerhand Listen gelang es, die Ankertaue der mit Belagerungs- und Angriffsgeräthen beladenen macedonischen Schiffe zu sprengen; unausgesetzt fiel man bald hier bald dort aus und hielt die Belagerer in wahrhaft erschöpfender Weise tagaus tagein in Athem.

Trotzdem aber näherte sich der Damm von Osten her mehr und mehr der Insel. Da versuchten die Tyrier sich durch einen energischen Ausfall gegen die im Norden der Stadt, vor dem sidonischen Hafen liegende cyprische Flotte noch einmal Luft zu machen. Dem wachsamen Alexander aber gelang es, die Insel im Süden und Westen umsegelnd, der tyrischen Flotte in den Rücken zu kommen und derselben, als sie schnell in den Hafen zurückeilen wollte, schwere Verluste beizubringen. Ein Sturm jedoch, welcher gegen die Südseite der Stadt, wo der königliche Palast und die Schiffswerften sich befanden, unternommen wurde, hatte noch nicht den gehofften Erfolg, doch wurde durch denselben das eine klar, daß, wenn überhaupt, dann nur von dieser Seite in die Stadt eingedrungen werden könnte. An der Ostseite namentlich, wo die aus gewaltigen, durch Mörtel fest verbundenen Felsblöcken zusammengefügten Mauern unmittelbar vom Meere aus bis zu 150 Fuß senkrecht aufstiegen, mußte alle Kunst und alle Tollkühnheit der Angreifer völlig wirkungslos abprallen.

Durch einen allseitigen, planmäßigen, erdrückenden Angriff sollte die heldenmüthige Stadt endlich in die Gewalt des Macedonierkönigs fallen. Von allen Seiten umschwärmten die Schiffe, mit Schleudermaschinen und Bogenschützen besetzt, die Insel, um die Aufmerksamkeit der Vertheidiger nach allen Seiten hin zugleich in Anspruch zu nehmen und so zu theilen; gleichzeitig erfolgte ein nachdrücklicher Angriff auf den ägyptischen Hafen, ein anderer auf den sidonischen im Norden. Das alles diente aber nur dazu, um den auf einer ganz andern Seite zu führenden Hauptstoß möglichst zu verdecken: dieser erfolgte in-

zwischen gegen die als die schwächste erkannte Südseite. Dort legten die Widderschiffe Bresche in die Mauer: mit einer auserlesenen Mannschaft faßte Alexander selbst zuerst in dieser festen Fuß. Während dann Könos die dahinterliegenden Werke angreift und die Tyrier alle ihre Kräfte auf deren Vertheidigung concentriren, wendet sich Alexander, durch diese Vorgänge der Aufmerksamkeit der hart bedrängten Feinde entzogen, mit den Seinen nach rechts, ersteigt als der zweite die Mauer und dringt dann auf dieser gegen Osten vor, um den über den Damm her gegen die Stadt Anstürmenden die Hand zu reichen und der Befestigungen an den beiden Häfen Herr zu werden. Das Manöver gelingt: die festen Thürme längs der Südseite fallen in Alexander's Gewalt; auch die Werke im Osten werden genommen, da inzwischen die Hafeneingänge von den Geschwadern Alexander's forcirt sind. Inzwischen war von der Bresche an der Südseite aus Könos auch tiefer in das Innere der Stadt vorgedrungen; jetzt fällt Alexander, indem er sich von Osten her gegen die Stadt wendet, den schon ermattenden, nun völlig überraschten Tyriern in den Rücken. Durch die von allen Seiten eindringenden Sieger überwältigt ziehen sich diese heldenmüthig fechtend nach dem Heiligthum des Agenor zurück. Dort findet das letzte blutige, verzweifelte Ringen statt. Achttausend Tyrier sollen dort für die untergehende Freiheit fechtend gefallen sein. Ein weit schwereres Schicksal aber harrte der überlebenden, soweit sie nicht vor dieser letzten Katastrophe die Flucht ergriffen hatten und nach Karthago, der neuen Metropole der Phönizier, gesegelt waren: dreitausend endeten wie Verbrecher an das Meeresufer entlang aufgestellten Kreuzen, dreißigtausend wurden in elende Sklaverei verkauft. Das war (im Juni 332) das Ende der so viel bewunderten tyrischen Herrlichkeit.

Aber selbst nach dieser, wie es schien, doch für alle Zeiten vernichtenden Heimsuchung erstand Tyrus wieder aus den Trümmern. Die Lage war eben von Natur zu günstig, die Bedingungen, welche sich dem Handel und der Schifffahrt dort boten, zu glänzend, als daß sie, solange jene Küstenebenen überhaupt


Das heutige Sur
Mauerreste
Säulen am Strande u. über Wasser
Säulen unter Wasser
Mauerwerk unter Wasser
Felsen über Wasser
Felsen unter dem Wasserspiegel
W.
O.
S.
Wachthaus
Serail
Landungs-brücke
Thurmruine
Wächterhaus
Thor
Kloster
Moschee
S. Marco
Brunnenhaus
Kirche in einem arab. Hause
Wüstes Weideland
Metaweli Kirchhof
Zollhaus
Muhamed. Kirchhof
Zollhaus
Garten in den Sand eingesenkt
Rest eines Palais
Antiker Mauerrest
Felsbank, gegen Westen 1 M. lang, auf der Oberfläche eben.
Tiefe am Strand 6';
am westlichen Ende 84'
F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

hut waren, hätten ungenutzt gelassen werden sollen. Wesent-
verändert gegen früher war die Lage der Stadt allerdings
ern, als der von Alexander dem Großen errichtete Damm
lten blieb und für die etwaige neue Ansiedelung eine dauernde
bindung mit dem Festlande herstellte: aus einer Inselstadt ist
us seitdem eine auf einer Halbinsel gelegene, weit ins Meer
us vorgeschobene, immer noch inselartig gelegene Stadt ge-
den. Ihre altberühmte, so lange für unbezwingbar gehaltene
tigkeit war nun freilich wesentlich beeinträchtigt. In seiner
ge aber besaß Tyrus noch immer die Grundlagen zu einer
en friedlichen, culturhistorischen Bedeutung. Die hohe Blüte
ilich, welche es als phönizische Metropole entfaltet hatte, hat
yrus, so reich und wichtig es zeitweise noch wurde, auch nicht
nähernd wieder erreicht. Alexandrien und Karthago auf der
nen, die griechischen Städte von Kleinasien auf der andern
eite ließen es dazu nicht mehr kommen. Immerhin aber gehörte
yrus sowol unter der Herrschaft der einander ablösenden Ptole-
äer und Seleuciden wie nachher unter der Roms zu den bedeu-
ndsten Städten Syriens. Noch unter den spätern römischen
aisern finden wir es in dieser Geltung. Damals aber müssen
h in der Beschaffenheit des Terrains, auf dem Tyrus stand,
gen früher allmählich wesentliche Veränderungen vollzogen
ben.

Bekanntlich ist die ganze syrische Küstenlandschaft von alters-
: und bis in die Gegenwart häufig von Erdbeben und zwar
n Theil der allerfurchtbarsten Art heimgesucht worden. Die
ie dieser durch viele Jahrhunderte verfolgbaren Erdbeben zieht
von der phönizischen Küste nach Sicilien und Unteritalien
über, und schon Plinius erwähnt die Thatsache, daß einige in
ser Linie liegende Inseln infolge von Erdbeben versunken sind.[1]
rartige Ereignisse müssen sich nun nach dem 3. Jahrhun-
t unserer Zeitrechnung auch in Tyrus zugetragen und schon

[1] Hierzu und zu dem Folgenden vgl. Movers, Die Phönizier,
199 fg.

auf anderm Wege vorbereitete Umwälzungen in der Gestaltung der Küste beschleunigt und vollendet haben.

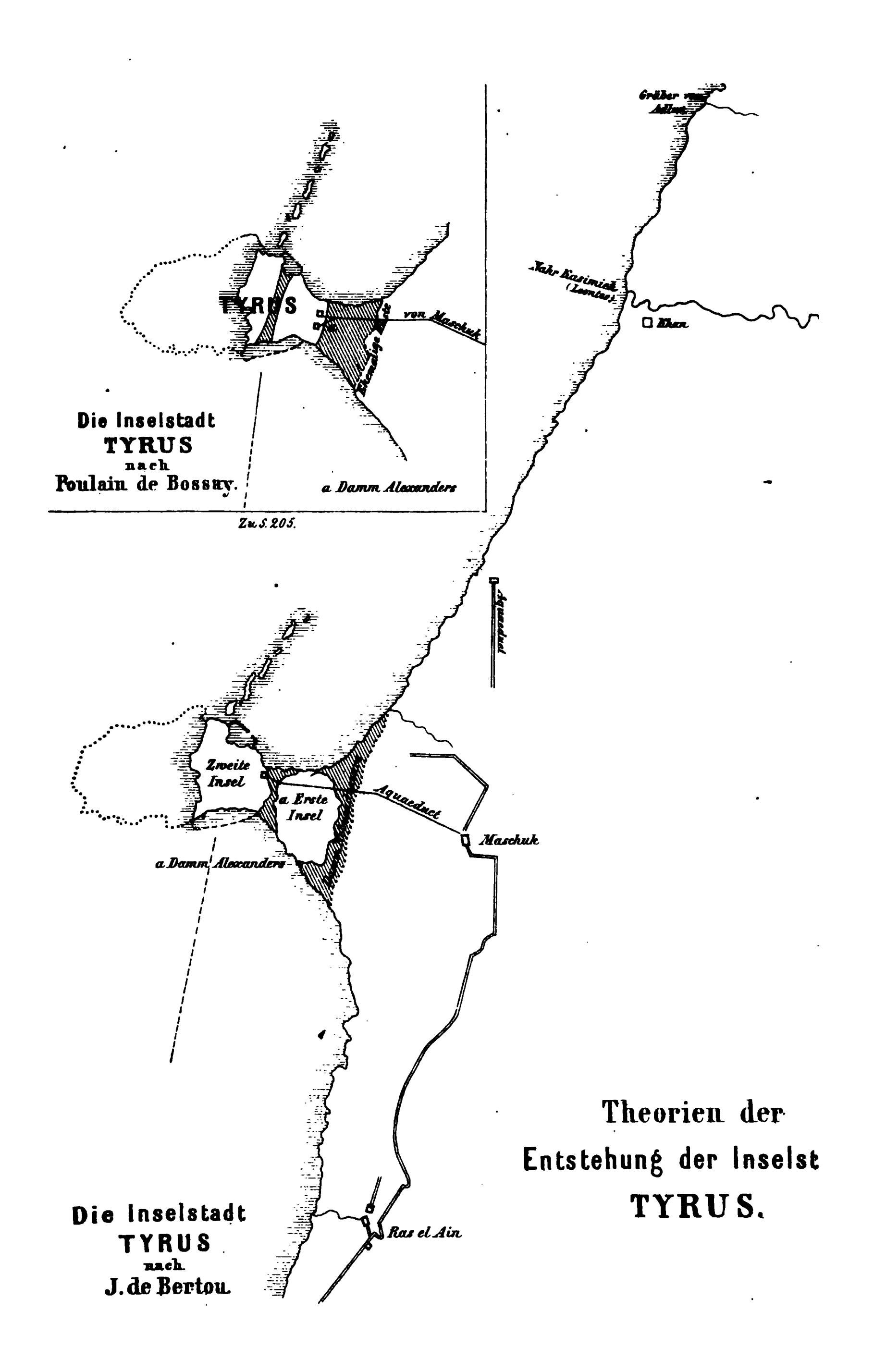
Offenbar nämlich hat schon die Zerstörung der zum Theil ja unmittelbar aus dem Meere aufsteigenden Befestigungswerke der Inselstadt durch Alexander den Großen dieselbe an mehrern Stellen zugleich auch der einzigen sichern Schutzwehr gegen den Andrang der Wogen beraubt und eine oder die andere der dem Meere früher sozusagen abgewonnenen Stellen unbewohnbar gemacht. Allmählich aber übte dann das nicht mehr ernstlich bekämpfte Element noch viel verderblichere Wirkungen aus. Es unterwühlte und durchfraß zum Theil die Aufschüttungen, auf welchen die Inselstadt stand, und wenn dann noch Erdbeben hinzukamen, so begreift man, daß leicht ein sehr beträchtlicher Theil des einst von der alten Phönizierstadt eingenommenen Terrains verschwinden konnte. Eine derartige Umwandlung ist denn auch thatsächlich eingetreten. Nicht blos die Erdaufschüttung, durch welche einst Hiram die kleine, den Tempel des Melkart tragende Insel mit der größern, auf der sich die städtische Ansiedelung befand, verbunden hatte, ist von dem Meere allmählich weggespült worden, sondern auch die erstere selbst ist im Laufe der Zeit dem verzehrenden Elemente sammt den auf ihr stehenden Tempeln des Melkart und der Astarte zum Opfer gefallen. Daß diese Zerstörung aber erst nach dem 3. Jahrhundert eingetreten ist, schließt man mit Recht daraus, daß die tyrischen Münzen aus dieser Zeit die Stadt noch durch zwei Felsen veranschaulichen, also als aus zwei Felseninseln bestehend darstellen. Doch sind im Laufe der Zeit noch größere Veränderungen erfolgt. Es ist nämlich theils durch den Andrang des Meeres unterwühlt und schließlich versunken, theils durch plötzliche, von vulkanischen Kräften herbeigeführte Umwälzungen der größere Theil auch der größern Insel in der Tiefe des Meeres verschwunden, sodaß heutigentags kaum ein Drittel von dem ehemaligen Umfange derselben noch über den Spiegel des Meeres hervorragt. Von diesem Drittel aus lassen sich gegen Westen weit hinaus dicht unter der Oberfläche des Wassers, theils auch — und das namentlich

bei östlichem, das Wasser vom Lande zurückdrängenden Winde — über dasselbe hervorragend geradlinige Riffe verfolgen, zuweilen mit rechtwinkelig davon ausgehenden Seitenzügen, worin man doch sicher nichts anderes als die allein noch erhaltenen Andeutungen der Mauern, der Hafendämme und anderer Baulichkeiten der dort unter dem Meere ruhenden Theile der alten Phönizierstadt zu sehen hat. Auf vielen von diesen mauerartigen Riffen, an denen sich meistens das tiefblaue Meer in weißen Schaumkronen bricht, und die, soweit die Untersuchung sie verfolgen kann, eben nicht Mauern, sondern aus dem lebendigen Fels herausgearbeitet sind, finden sich die Oberfläche und die in dem Gestein vorhandenen Vertiefungen und Löcher mit einer eigenthümlichen cementartigen Schicht bedeckt, welche, aus Seesand und einem bunten Gewirr der verschiedenartigsten kleinen Steinchen bestehend, unglaublich zäh und fest ist und von der etwas abzusprengen selbst großem Kraftaufwande nicht gelingen will. Daß diese Stein- und Sandschicht im Laufe der Zeit von dem Meere auf die Oberfläche dieser mauerartigen Riffe geführt und dort unter dem zersetzenden Einflusse des sehr starksalzigen Meerwassers allmählich aufgelöst und zu einer solchen überraschend festen cementartigen Masse zusammengebacken sein sollte, hat doch keine innere Wahrscheinlichkeit. Weit berechtigter will uns da denn doch die Annahme erscheinen, daß diese eigenthümlichen Cementschichten vielmehr aus der phönizischen Zeit herrühren und daß durch sie die Steinschichten, aus denen die Mauern und Dämme zusammengefügt waren, mit den aus dem lebendigen Fels herausgehauenen Fundamenten verbunden gewesen sind. Daß aber auf dem der eigentlichen Insel angehörigen Terrain so auf den lebendigen Felsen gebaut werden mußte, wissen wir ja schon aus dem Namen der Stadt, die ja nichts anderes als „Fels“ bedeutete.

Während so seit dem 3. Jahrhundert der westliche Theil des einst von der Stadt eingenommenen Terrains im Laufe der Zeit unter den Spiegel des Meeres versank, wuchs im Osten neues Land an. Gegen den stehengebiebenen Damm Alexander's des Großen anbrandend, bedeckte das Meer denselben allmählich

von Norden und von Süden her mit Sand, der sich dann späterhin auch zu beiden Seiten in einem breiten Streifen lagerte. Auf diese Weise entstand die Landzunge, durch welche die ehemalige Insel mit dem Festlande in dauernde Verbindung gesetzt worden ist; der westliche Theil dieser Landzunge, zwischen der durch Alexander's Damm geschaffenen Substruction und der nur noch zum kleinsten Theil erhaltenen Felseninsel wird von dem ehemaligen Eurychoros oder doch den Resten desselben gebildet. Aber auch diese aus Hiram's Zeiten herrührende Erdaufschüttung ist mit leichtbeweglichem Sande bedeckt, der niedrige, Dünen vergleichbare Hügel bildet. Ueberall, wo man sich durch diese Sandschicht hindurcharbeitet und in die Erde eindringt, findet man der niedrigen Lage entsprechend reichliches Wasser. Die wichtigste Folge der so durch Alexander's Damm veranlaßten Sandanhäufungen ist nun das spurlose Verschwinden des ehemals im Südosten befindlichen ägyptischen Hafens gewesen. Eine der ganzen Oertlichkeit nach und in sich selbst wahrscheinliche, jedoch nicht näher begründbare Vermuthung mag in dieser Beziehung hier ausgesprochen sein, nämlich daß der ägyptische Hafen da gelegen habe, wo heute, östlich von der die Südostecke des modernen Sur bezeichnenden Kirchenruinen, ein von einer dürftigen Mauer umgebener, malerisch verwilderter Garten mitten in der umgebenden Sandöde liegt, gewissermaßen eingesenkt in die ringsum aufgewehten und ihn zum Theil wirklich überragenden dünenartigen Sandhügel. Aber auch der nördliche, sidonische Hafen hat durch die Sandanhäufung zu beiden Seiten von Alexander's Damm wesentlich gelitten: er muß ehemals fast noch einmal so tief wie heutzutage südwärts in die Stadt hineingegriffen haben; auch ist das noch gebliebene Bassin so versandet und seicht, daß selbst die kleinen Küstenfahrerbarken nicht mehr hineinfahren können, sondern außerhalb des eigentlichen Hafens auf der sich nördlich gegen Osten hin öffnenden Rhede vor Anker gehen müssen.

An dieser Stelle läßt es sich nun füglich nicht übergehen, ehe wir die Geschichte von Tyrus durch die Uebergangszeit zum Mittelalter weiter verfolgen, einen Blick zu werfen auf die ver-



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

schiedenen Ansichten, welche in Bezug auf die Hauptfragen der Topographie der alten Phönizierstadt entwickelt worden sind, und das für und wider die einzelnen Sprechende kurz durchgehend unsere eigene, aus dem Vorstehenden in der Hauptsache freilich schon deutlich genug erkennbare Stellung zu dieser Frage noch etwas genauer zu bezeichnen.

Die erste genauere Messung und Aufnahme der tyrischen Halbinsel in ihrem gegenwärtigen Zustande verdanken wir dem Grafen Jules de Bertou: die von demselben publicirten Planskizzen[1] sind die Grundlage geworden, auf denen die neuere Erörterung der für die Topographie von Inseltyrus in Betracht kommenden Fragen fast durchweg beruht. So verdienstlich diese kartographische Arbeit ist, so wenig kann man doch den Schlußfolgerungen beistimmen, welche Bertou aus der Combination der sich bei den Alten findenden Angaben mit seinen Aufnahmen in Bezug auf die allmähliche Entstehung und die Gestaltung der Inselstadt gezogen hat. Um nur die hauptsächlichsten Punkte hervorzuheben, so denkt sich Bertou danach Inseltyrus in folgender eigenthümlicher Weise entstanden und verändert.[2] Von ihrer ursprünglichen Ansiedelung auf dem Festlande aus besetzten die Tyrier von den zwei an der Küste liegenden Inseln zuerst die kleinere, dem Festlande zunächst gelegene und von der weiter westlich liegenden größern durch einen schmalen Meeresarm getrennte. Hiram verband beide Inseln durch Zuschüttung des schmalen Sundes dazwischen und schuf außerdem durch Austrocknung und Erhöhung eines sumpfigen Küstenstrichs den Eurychoros. Bei der von ihm unternommenen Belagerung von Tyrus soll nun Nebukadnezar den ganzen zwischen der kleinern — östlichen — Insel und dem Festlande befindlichen Meeresarm zugeschüttet und

[1] Vgl. Jules de Bertou, Essai sur la topographie de Tyr. (Paris 1843).

[2] Vgl. hierzu und dem Folgenden die Kartenskizzen, welche die verschiedenen Theorien über die Entstehung von Inseltyrus vergleichend nebeneinander stellen.

die so auf die Dauer mit dem Festlande verbundene Inselstadt so gründlich zerstört haben, daß sie niemals wieder aus den Trümmern erstanden ist. Die Tyrier aber hätten sich, so entwickelt Bertou seine Hypothese weiter, nun weiter nach Westen auf die größere Insel zurückgezogen und die durch Hiram geschaffene Verbindung derselben mit der nunmehr unbewohnten kleinern, jetzt also mit dem Festlande zusammenhängenden, durch Wiederöffnung des früher ausgefüllten Meeresarms beseitigt. Diese zweite Insel soll es denn allein gewesen sein, um welche es sich für Alexander den Großen gehandelt habe; auf der nun mit dem Festlande zusammengefügten ehemaligen kleinern Insel hätte demnach Alexander gestanden und von dort aus um sich der Inselstadt zu nähern nur durch den schmalen Sund, der die größere Insel vom Festlande trennte, einen Damm zu schütten gehabt.

Dagegen wendet man nun natürlich sofort und mit vollstem Rechte ein, daß die Vollendung des Dammes unter diesen Umständen doch kein Kunststück gewesen wäre und gar keine besondern Schwierigkeiten habe bereiten können: auf einen solchen Bau paßt keiner der auf uns gekommenen Berichte von dem Dammbau Alexander's; denn dieselben sind alle einmüthig darin, daß es ein für kaum ausführbar gehaltenes, mit Recht von der ganzen Welt bewundertes Riesenwerk gewesen sei, das der erfindungsreiche und durch keinen Unfall und keine Schwierigkeit abzuschreckende Geist des jugendlichen Welteroberers dort vollendet hat. Vornehmlich aber wird diese ganze Bertou'sche Hypothese gleich vollkommen unhaltbar durch die eine Thatsache, daß uns von einer die Insel mit dem Festlande verbindenden Dammschüttung bei der Belagerung von Tyrus durch Nebukadnezar nichts bezeugt ist, daß diese ganze Annahme vielmehr auf nichts anderm als einem Misverständniß beruht; wir wissen, daß der Chaldäerkönig auf diese Weise der Inselstadt beizukommen gesucht, jedoch sein Werk nicht zu Stande gebracht hat.[1] Ebenso unhalt-

[1] Vgl. namentlich Movers, I, 446, und E. Renan, Mission de Phénicie, p. 527, note 3.

ıer sind die weitern topographischen Hypothesen Bertou's:
h einmal, daß der ägyptische Hafen im Süden gelegen und
daß zwischen demselben und dem im Norden befindlichen
ichen Hafen ein quer durch die Insel gehender Kanal vor-
n gewesen sei, vermöge dessen man direct aus dem einen
: in den andern Schiffe zu leiten vermocht hätte.
Gegen diese Deductionen Bertou's, welche trotz ihrer ver-
lichen kartographischen Begründung sich nicht nur als nicht
altig, sondern zum guten Theil geradezu als sehr willkür-
Phantasien erweisen, hat nun zunächst der französische Geo-
h Poulain de Bossay Einsprache erhoben.[1] Aber auch
Ergebnisse, zu denen dieser gelangt ist, können nicht als zu-
:nd anerkannt werden. Poulain de Bossay nämlich meint —
aus seiner sehr weitschweifigen und viel unnöthiges Material
rmüdender Breite heranziehenden Darlegung nur das für die
ptfrage Wichtige hervorzuheben — daß die ältere Ansiedelung
bisher auf das Festland beschränkten Tyrier auf die größere,
tliche der beiden sogenannten ambrosischen Inseln beschränkt
esen sei; im 11. Jahrhundert vor Christo sei darauf der diese
el von der zwischen ihr und dem Festlande liegenden kleinern
ınende Meeresarm fast ganz zugeschüttet worden, der offen ge-
'ene nördliche Theil desselben jedoch zu dem sidonischen Hafen
taltet. Weiterhin läßt dann auch Poulain de Bossay bereits
bukadnezar einen Damm von dem Festlande nach der Insel-
dt aufführen, denselben jedoch nachher von den Tyriern wieder
rstört werden. Daß diese letztere Annahme unhaltbar ist, wurde
3on oben bemerkt. Sonst entfernt Poulain de Bossay aller-
ings die sich bei Bertou einstellende, allen gut beglaubigten An-
gaben durchaus widersprechende Schwierigkeit, daß es sich bei dem
Dammbau Alexander's schließlich nur um die Durchschneidung
eines ganz schmalen Meeresarms gehandelt habe; auch entfernt

[1] Vgl. Poulain de Bossay, Recherches sur Tyr et Palaetyr im Recueil de voyages et de mémoires publié par la Société de Géographie, Tom. VII, partie 2e. (Paris 1864), p. 455—591.

er glücklich die Bertou'sche Verbindung quer durch die J
zwischen beiden Häfen und weiß der von Bertou gefund
feuchten, von Norden nach Süden durch die Stadt gehenden S
kung eine andere Erklärung zu geben, die aber doch auch
großen Bedenken Anlaß geben muß. Nach Poulain de Bo
nämlich hätte dann Tyrus vor jener die beiden Inseln verl
denden Zuschüttung gar keinen ordentlichen Hafen gehabt: d
der sidonische Hafen ist ja erst infolge der Ausfüllung
Meeresarms entstanden. Ferner aber hat es doch eigentlich
vornherein in sich selbst sehr wenig Wahrscheinlichkeit, daß
zwei der alten festländischen Stadt Tyrus vorgelagerten In
die entferntere, weiter in das Meer hinaus vorgeschobene zu
besetzt, die der Küste zunächst gelegene jedoch fürs erste freigela
und dann erst von jener westlichern aus besiedelt sein soll.

Im Anschluß an die Aufnahmen und Messungen Bert
hat nun schon vor Poulain de Bossay der hochverdiente,
Wissenschaft leider allzufrüh entrissene Movers mit einer gerad
erschöpfend zu nennenden Verwerthung alles irgend einschlägi
Materials und auf Grund einer streng kritischen Sichtung
verschiedenen Ueberlieferungen die Topographie von Inselty
untersucht[1] und, wie mir namentlich auf Grund der an Ort
Stelle vorgenommenen Nachprüfung zur Ueberzeugung gewor
ist, dieselbe in allen wesentlichen Momenten so durchaus
gelegt und festgestellt, daß man nicht umhin kann, ihm fast du
weg beizupflichten. Auch in der vorstehenden Geschichte der al
Inselstadt habe ich daher fast durchweg den Movers'schen D
legungen folgen können. Indem ich in Bezug auf die Bew
führung für die einzelnen Punkte auf Movers' scharfsinnige
lichtvolle Auseinandersetzung, welcher nichts Wesentliches hin
zusetzen sein dürfte, die aber nur stückweise reproducirt oder
einen knappen Auszug zusammengedrängt sehr verlieren wür
als eine von mir durchweg anerkannte und dankbar benu
Autorität verweise, begnüge ich mich hier damit, diejenigen M

[1] Movers, Die Phönizier, II, 1, 188 fg.

te noch einmal kurz hervorzuheben, auf welche es bei der hier
liegenden Controverse zumeist ankommt und für welche Movers'
ersuchungen im Gegensatz zu denen Früherer oder Späterer
adezu fundamental geworden sind, um dann der interessanten
ıge näher zu treten, inwieweit denn die Oertlichkeit in
:er gegenwärtigen Beschaffenheit die ehemaligen Zu-
nde noch erkennen läßt.

Mit Movers halten wir also zunächst daran fest, daß von
ı beiden Inseln, welche dem festländischen Alttyrus westlich
rgelagert waren, die östlichere, die der Küste zunächst gelegene,
: größere war und, wie das in der Natur der Dinge lag, auch
:rst mit dem Handel und der Seefahrt dienenden Etablissements
ſetzt wurde; daß westlich von dieser — wir lassen für jetzt noch
enfalls mit Movers ganz dahingestellt, ob südwestlich oder
rdwestlich — daß also westlich von dieser eine kleinere Insel
ır, welche den uralten Melkarttempel trug. Durch Hiram wurde
r diese beiden Inseln trennende Meeresarm zugeschüttet und
ıßerdem die größere, östliche, zuerst besetzte Insel durch eine
ufdämmung an der dem Festlande zugekehrten Seite erweitert:
ort lag der Eurychoros, den man sich mit Movers als einen
:m Großhandelsverkehr gewidmeten weiten Platz denken muß
nd daher, was auch mit der sonstigen Lage der wichtigsten Loca-
täten stimmen würde, als zwischen den beiden Häfen befindlich
nnehmen möchte. Von diesen letztern lag der sogenannte sido-
ische unfraglich im Norden, da, wo sich noch heute der Hafen
on Sur befindet, nur daß er tiefer in die Insel eingriff. Mit
Poulain de Bossay anzunehmen, daß dieser Hafen nichts sei als
er nicht zugeschüttete Theil des einst die beiden Inseln trennen-
den Kanals ist schon deshalb nicht wohl möglich, weil eine
Niederlassung auf der Insel ohne einen dem Handel einen sichern
Anhalt gewährenden Hafen nicht gut gedacht werden kann. Von
besonderer Wichtigkeit aber ist für die Topographie von Insel-
tyrus der von Movers besonders schlagend geführte Beweis, daß
der sogenannte ägyptische Hafen nicht dem sidonischen ent-
sprechend an der südlichen Seite der Insel gelegen, sondern den

Platz im Osten oder genauer im Südosten derselbe
nommen hat.

Um nun auf Grund der gegenwärtigen Beschaffen
Oertlichkeit zu einer ungefähren, wenn auch natürlich nu
Reconstruction der Gestalt der alten Phönizierstadt gel
können, ist es vornehmlich noch nöthig, sich über die
rungen völlig klar zu werden, welche im Laufe der Jahr
sich gerade an diesem Punkte der syrischen Küste vollzogen
denn nur so werden wir eine ungefähre Anschauung von
stigen Gestaltung derselben gewinnen. Dabei handelt es
einmal um ein durch den Damm Alexander's des Gro
anlaßtes Anwachsen neuen Terrains an der Küste, dann
ein aus den häufigen Erdbeben zu erklärendes Sinken d
lichen Theils der ehemaligen tyrischen Insel. Was zunä
erste angeht, die durch die Sandablagerungen des Meeres
geführte Veränderung der Gestalt der Küste, so glaube
Renan[1] ganz das Richtige getroffen, wenn er die Meinu
spricht, daß die ehemalige Küstenlinie ziemlich genau d
werde durch eine Linie, welche das nördlich von Sur
Ain-Habrian mit dem ungefähr gleich weit südwärts g
Ras-el-Ain verbindet[2], sodaß also die Höhe von M
der Knotenpunkt in dem System der tyrischen Wasserle
nahe an der Küste gelegen haben muß. Doch scheint es,
Küste gegenüber der Insel einigermaßen in das Meer vo
sodaß ihre ehemalige Gestaltung wol genauer bezeichn
möchte durch eine Linie, welche die angebaute oder doch
bare Ebene von dem zu jeder Cultur ungeeigneten Seesa
scheinbar angeschwemmt ist, abgrenzt. Danach würde di
der über Alexander's des Großen Damm entstandenen L
bis zu dem jedenfalls seinem Ursprung nach ältern Terr
dem die heutige Stadt Sur liegt, gerechnet, fast genau ei
Seemeile, d. i. 0,927 Kilometer, betragen.

---

[1] Renan, Mission de Phénicie, a. a. O.
[2] Vgl. die Kartenskizze.

Weniger klar und widerspruchslos aber liegen die Dinge in Bezug auf den zweiten hier vorzugsweise in Betracht kommenden Punkt, nämlich die Verminderung des Küstengebiets durch ein allmähliches Sinken der ehemals gegen Westen weiter in das Meer hinaus vorgeschobenen Theile. Daß ganz Syrien von ältern Zeiten her bis auf die Gegenwart von Erdbeben heimgesucht ist, ist eine allbekannte Thatsache. Daß diese Erschütterungen im Laufe der Jahrhunderte auf die Gestaltung der Küste wesentlich eingewirkt haben, liegt in der Natur der Dinge und wird zum Ueberfluß noch jedem, der die syrische Küste, namentlich gerade in dem eigentlich phönizischen Theile darauf hin des genauern betrachtet, sofort durch den Augenschein vollständig zur Ueberzeugung. Die längs der Küste hinziehenden, oft etwas über den Wasserspiegel hervorragenden Klippen und Felsbänke sind unverkennbar gesunkene Ufertheile, welche die ewig anbrandende See allmählich unterwühlt und zerfressen hat, sodaß sie mehr und mehr zerbröckeln und in scheinbar nie miteinander verbundene Riffe zerfallen. Der ehemalige Zusammenhang dieser Felspartien mit dem Festlande wird aber namentlich an einzelnen Stellen ganz augenfällig, da nämlich, wo das jetzt noch zum Ufer gehörige Felsterrain bereits so durchwühlt, zerlöchert und unterhöhlt ist, daß der Anfang zur Lösung schon gemacht ist und man den Zeitpunkt als nicht mehr fern erkennt, wo auch hier nur noch eine Reihe einzelner Riffe und Klippen und Felsbänke dem wieder etwas zurückgewichenen Ufer vorgelagert sein wird. Unter diesen Umständen hat es nun allerdings seine Schwierigkeit, aus der dermaligen Beschaffenheit dieser meist von einer starken Brandung überspülten Klippenregion auf die ehemalige Gestalt des Ufers einen sichern Schluß zu ziehen. Selbst die genauesten Tiefenmessungen werden da immer noch manches zu wünschen übrig lassen, namentlich weil der die syrische Küste entlang führende starke Strom die Versandung sehr beschleunigt und zu einer sehr vollständigen werden läßt, sodaß die im Laufe der Zeit unter den Spiegel des Meeres versunkenen Felsenpartien längst

unter hohen Sandschichten begraben liegen und nur hier und da noch ihre Spitzen den unbedeckten Felsen zeigen.

Wenden wir uns nun auf Grund dieser allgemeinen Bemerkungen zu der Betrachtung der tyrischen Halbinsel im besondern. Wie wir in allen bisher berührten Punkten den scharfsinnigen Deductionen des um die Kenntniß des alten Phöniziens so hochverdienten Movers beipflichteten, so können wir ihm auch darin nur beistimmen, daß infolge der im Laufe der Jahrhunderte sich immer wiederholenden furchtbaren Erdbeben und der zerstörenden Einflüsse des Meeres ein großer Theil der das alte Tyrus tragenden Insel jetzt im Schose der Wellen begraben liegt. Das erscheint um so natürlicher, als wir ja wissen, daß die alte Inselstadt zum Theil durch künstliche Anlagen dem Meere abgewonnen war, daß sie aber der zur Erhaltung dieser Theile nöthigen Schutzwehren infolge der Katastrophe, die sie durch Alexander den Großen getroffen, beraubt worden war, das Meer also in seinem Vordringen vollends ungehindert war. Gegen diese Darlegungen Movers' hat sich nun aber Ernest Renan mit großer Entschiedenheit ausgesprochen, indem er den Nachweis zu führen versucht, daß eine Verminderung des Terrains der ehemaligen Inselstadt nicht anzunehmen sei, dieselbe vielmehr heutigentags noch ganz denselben Umfang aufweise, den sie ehemals gehabt habe. In der Hauptsache gründet nun aber Renan seinen Gegenbeweis auf einen Umstand, dem jedenfalls eine solche Bedeutung, wie er sie ihm beimißt, nicht zugesprochen werden kann.

Rings um den Strand des heutigen Sur finden sich zahlreiche Säulenschäfte und andere Säulenfragmente; an einzelnen Stellen — namentlich im Norden, nahe dem Leuchtfeuerhause; an der Westküste, etwas südlich von dem Ende der Stadt, ungefähr in einer Linie mit der Kirchenruine und dem Metawolikirchhof; und dann namentlich an zwei Punkten im Süden der Halbinsel[1] — liegen solche Säulen sogar in ganzen Gruppen, in einer gewissen regelmäßigen Nebeneinanderordnung; sie finden

[1] Vgl. die Kartenskizze von Sur.

sich zum Theil dicht am Strande, von den aufschlagenden Wogen umspült, zum Theil in einiger Entfernung davon und dann meist unter dem Spiegel des Meeres liegend. Movers hat nun die Meinung ausgesprochen, daß diese Säulenreste von einst an den betreffenden Stellen stehenden Bauten herrühren. Dagegen macht nun Renan geltend, daß diese Säulen, wenn auch ältern Ursprungs, an den Stellen, wo sie sich jetzt finden, doch von Bauten weit jüngern Datums, in denen sie Verwendung gefunden haben, herzuleiten sind. Er zeigt —, und wir können ihm darin durchaus Recht geben — daß die aus dem Alterthum vorhandenen Säulen von den Kreuzfahrern bei ihren Befestigungsbauten mit Vorliebe in den Substructionen verwendet worden sind. Daß die jetzt beieinander liegenden Säulen ursprünglich nicht zusammengehört und auch nicht beieinander gelegen haben, geht ja auch, wie er richtig hervorhebt, klar genug daraus hervor, daß wir Säulen von durchaus nicht zusammenpassenden Dimensionen nebeneinanderliegend finden. Diese von alten Gebäuden herrührenden Säulen sind, wie man das an noch erhaltenen Bauten der Art oft genug sehen kann, in mittelalterlichen Küstenbefestigungen verwendet gewesen, und während die übrigen Theile derselben allmählich zerbröckelt und die brauchbaren Bausteine weggeschleppt sind, sind allein die gewissermaßen das Gerippe dieser Bauwerke bildenden Säulen übrig und an dem alten Orte liegen geblieben. Wenn damit nun auch dargethan ist, daß man in jenen Säulen nicht, wie Movers gemeint hat, die Trümmer von ehemals dicht am Ufer des Meeres stehenden Bauten des Alterthums zu sehen hat, aus ihnen unmittelbar auch noch nicht schließen darf, daß, da hart am Meere nicht wohl Säulenhallen und derartige Anlagen gestanden haben werden, sie durch das Sinken des einst zwischen ihnen und dem Meere gelegenen Terrains an ihre jetzige Stelle gerückt sein müssen — so ist doch aber auch, wie uns scheinen will, auf der andern Seite von Renan durchaus nicht der Beweis dafür erbracht worden, daß eine Veränderung der Küste nicht stattgefunden, sondern dieselbe heute noch ihre ehemalige Gestalt hat. Die Zugehörigkeit jener Säulen zu mittel-

alterlichen Befestigungsbauten und ein allmähliches Sinken der Küste schließen einander doch keineswegs aus. Man kann die erstere mit Renan rückhaltlos anerkennen, und bleibt im Hinblick auf die sonst vorliegenden Verhältnisse und die dermalige Beschaffenheit der Küste bei Tyrus genöthigt daran festzuhalten, daß ein Theil der ehemaligen Insel durch das Zusammenwirken der früher besprochenen Ursachen verschwunden ist, heute, zum größten Theil von den durch das Meer angehäuften Massen Sand begraben, unter dem Spiegel des Meeres liegt. Das einleuchtend zu machen bedarf es blos eines Hinweises auf einen Punkt ziemlich genau in der Mitte der Südküste: da liegt nämlich eine große Gruppe von mächtigen Säulen in solcher Entfernung von dem dermaligen Ufer, daß jede andere Annahme als die, dieselben seien durch Sinken ihres frühern Standortes dahin gekommen, völlig ausgeschlossen ist: möglich, daß auch diese Säulen zuletzt einem mittelalterlichen Bauwerk angehört haben; dann hat doch aber dieses einst am Ufer und nicht mitten im Wasser gestanden; das Terrain müßte dann also noch in verhältnißmäßig sehr später Zeit so weit gesunken sein. Renan's Ableugnung der von Movers nachgewiesenen Senkung der Küste, die das Verschwinde[n] eines Theils der ehemaligen Inselstadt bewirkt hat, erweist si[ch] also keineswegs als stichhaltig.

Ehe wir jedoch nunmehr der Frage näher treten, wo den[n] eine Verminderung des ehemaligen Terrains der Insel stattg[e]funden und wo man die Reste des durch Erdbeben und Woge[n]andrang von ihr getrennten Stückes zu suchen hat, erscheint [e]s nothwendig, sich auch darüber klar zu werden, wie weit nach Oste[n], dem Festlande zu, wir das vorhandene Terrain der ehemalige[n] Insel zusprechen, wie weit auf die durch den Damm Alexander[']s des Großen veranlaßte Versandung zurückführen müssen. [E]s handelt sich dabei im wesentlichen um die Ziehung der Gren[ze] zwischen dem der ursprünglichen Insel zugehörigen Felsboden u[nd] dem später hinzugekommenen Terrain, in dem man wiederum d[ie] alten Aufschüttungen unterscheiden muß von den durch das Me[er] aufgehäuften Sandmassen. Die Grenze zwischen dem Felsgru[nd]

der eigentlichen Insel und dem später dazugekommenen Erdreich liegt nun zwischen der Kirchenruine an der Südostecke von Sur und dem von derselben östlich vor dem Stadtthor gelegenen Brunnenhause, und zwar näher an die Kirchenruine heran, ungefähr zusammenfallend mit einer Linie, welche die beiden den Hafeneingang bezeichnenden Thurmruinen miteinander verbindet und dann südwärts bis zu der Küste verlängert wird. Die Kirchenruine steht noch im Gebiete der alten Felseninsel, wie das durch die Auffindung eines an dem Ende des nördlichen Querschiffs später angelegten Brunnens, der sich im lebendigen Fels befand, deutlich erwiesen wurde. Oestlich dagegen von der ebenbezeichneten Linie ist unter dem die Gegend bedeckenden Sande kein Fels nachweisbar: der vor dem Thore gelegene Brunnen, welcher reichliches und wohlschmeckendes Wasser spendet, befindet sich nicht mehr auf Felsengrund. Südlich davon liegt, auffallend tief, gegen die Umgebung wie eingesenkt und von dem allmählich immer höher aufgethürmten Sande hier und da wie von einem Walle umgeben und überragt, ein Garten, der nicht blos durch sein üppiges Grün, seine knorrigen Tamarisken, die rothblühenden Granatbäume und seine wohlgepflegten Maulbeerbäume den Blick erfreut, sondern durch die angedeutete Eigenthümlichkeit seiner Lage noch ein ganz besonderes Interesse erweckt. Wie eine Oase erscheint er in der Sandwüste ringsum, und der fruchtbare Boden, den er aufweist, will zu der so ganz anders gearteten Umgebung durchaus nicht passen. Unwillkürlich wird man da auf den Gedanken gebracht, daß ganz besondere Umstände gerade an diesem Fleck solche Gartenpracht habe entstehen lassen.

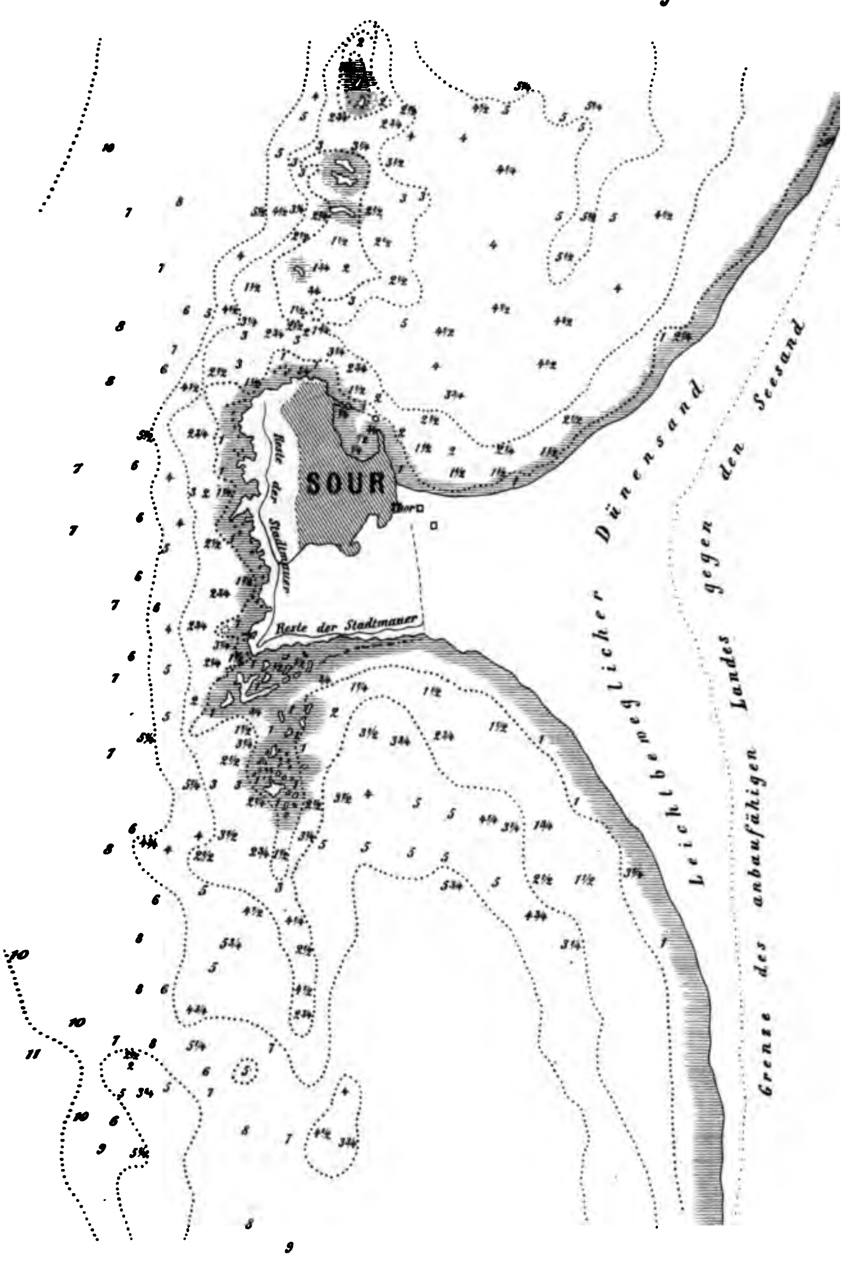
Unsere Ansicht geht nun dahin, daß wir es in jenem Garten, der an der tiefsten Stelle der das heutige Sur mit dem Festlande verbindenden Landenge liegt und von jedem Punkte aus wie in eine Vertiefung eingesenkt erscheint, mit einem ehemaligen Bassin zu thun haben, das erst infolge allmählicher Versandung und Verschlammung zu feuchtem Fruchtlande zugewachsen ist: ganz ähnliches, wissen wir, hat ja einen Theil des sidonischen

Hafens betroffen, sodaß reichlich ein Viertel des heutigen Sur auf dem allmählich zugewachsenen innern Theile des ehemals viel weiter nach Süden eingebuchteten Bassins steht; und dem sogenannten Hafen des heutigen Sur kann man ein gleiches Schicksal schon jetzt mit Sicherheit voraussagen. Ferner findet sich südlich von diesem Garten, durch den Schwemmsand von dem Meere, an das es einst unmittelbar grenzte, getrennt, ein mit der Ecke nach Süden gekehrtes rechtwinkeliges antikes Mauerwerk, in dem schon Berton ein Stück der einst die östliche Grenze der Inselstadt bildenden Mauer erkannte. Verlängert man den nordwestlichen Schenkel dieses Winkels, so liegt jene gartengeschmückte Senkung ganz und gar westlich davon, ist also von jener Mauer, von welcher auch weiterhin unter den leicht beweglichen und vom Winde daher fortwährend mannichfach veränderten Sandhügeln Spuren verfolgbar sind, augenscheinlich einst im Osten begrenzt gewesen. In jenem Mauerwerk scheint demnach nichts anderes gefunden werden zu können als ein Rest der Mauer, die einst den ägyptischen Hafen, welcher, wie Movers gezeigt hat, nicht im Süden, sondern im Osten der Insel zwischen dieser und dem Festlande lag, nach Osten hin begrenzte, ein Rest also des zu dem ägyptischen Hafen gehörigen Hafendammes. Dafür spricht noch ein anderes Moment.

Vor der südwestlichen Ecke der Halbinsel findet sich eine — wie ein Blick auf den Plan jeden sofort überzeugt[1] — ehemals augenscheinlich mit der Insel zusammenhängende Klippenreihe, welche sich je weiter nach Osten der Küste um so mehr nähert und schließlich in einem sehr spitzen Winkel mit derselben zusammenstößt. Der schmale mittlere Theil derselben, der fast den Eindruck einer aus dem lebendigen Felsen herausgearbeiteten Mauer macht, trägt auf seiner mit dem unbewegten Meere fast in einem Niveau liegenden Oberfläche die oben schon erwähnte eigenthümliche, cementartige Masse, welche darauf schließen läßt,

[1] S. die die Tiefenverhältnisse veranschaulichende Kartenskizze Nr. 2.

…nverhältnisse und Küstenformation um Tyrus (Sur).



…' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

se mauerartige Felsenreihe auch wirklich der untere Theil
hemals die alte Inselstadt im Süden begrenzenden Mauer
rner findet sich, wie auch schon Bertou bemerkt hat, in der
gerung dieser Linie und unverkennbar dazu gehörig unter
ngespülten lockern Sande, genau in einer Linie mit dem
stück, das oben als Rest des östlichen Dammes des ägyp-
Hafens in Anspruch genommen ist, altes Mauerwerk,
s in diesem Theile bereits dem entsprechenden Schenkel des
inkeligen Mauerstücks genau parallel weiter verlängert eine
en vermutheten östlichen Begrenzung des ägyptischen Hafens
entsprechende westliche Grenze für denselben ergeben würde.
In diesem Theile ergibt sich uns also — um die Haupt-
nte noch einmal kurz zusammenzufassen — folgendes, natür-
deale Bild des alten Inseltyrus. An die Felseninsel — es
ier nur von der größern die Rede — welche ungefähr bis
r südlichen Verlängerung des heutigen östlichen Dammes des
ns im Norden reichte, ist durch Hiram's[1] Aufschüttung der
Osten hin vorspringende, zwischen den beiden Häfen liegende
ychoros gekommen. Südlich von dem Eurychoros lag mit
Oeffnung gegen Südwesten, nach Osten durch einen befestig-
Hafendamm gedeckt, der ägyptische Hafen. Die denselben im
sten begrenzende Mauer schloß sich, aus ihrer südlichen oder
vestlichen Richtung mehr und mehr nach Westen umbiegend
nittelbar der wenigstens in ihrem untern Theil aus dem leben-
n Felsen herausgearbeiteten Mauer an, welche die bekannt-
besonders schwache Südseite der Stadt deckte. Der südliche
eil der Insel zwischen der ehemaligen Mauer und dem heu-
n Strande ist infolge von Erdbeben und durch den zerstö-
den Einfluß des Meeres gesunken.

Kehren wir nun zu der uns in erster Linie beschäftigenden
ge zurück, wo nämlich die kleinere der beiden tyrischen Inseln,
che von Hiram mit der größern durch Zuschüttung des beide
nenden Zwischenraums verbunden war, später aber, wie oben

---

[1] Vgl. S. 187.

im Anschluß an Movers gezeigt, gesunken ist, einstmals gelegen haben mag, so wird man im Hinblick auf die bisher gewonnene Kenntniß von den Terrainverhältnissen und namentlich angesichts der Thatsache, daß die südliche und westliche Seite der einstigen Insel vorzugsweise verändert worden ist, von vornherein zu der Annahme neigen, daß auch die jetzt in den Wellen begrabene kleinere Insel im Süden oder Südwesten zu suchen sein wird. Ein Blick auf die unter den Auspicien der englischen Admiralität angefertigte Specialkarte der syrischen Küste um Tyrus gibt dieser Annahme sofort die erwünschteste Bestätigung. Die angestellten Tiefenmessungen zeigen, daß sich genau südlich von der Südwestecke der heutigen Halbinsel eine Felsbank befindet, welche sich durch die nach Westen und Süden ebenso wie — und das ist das Wichtigste — nach Osten hin schnell zunehmende Tiefe erkennen läßt als länglich gestaltet, sich von Norden nach Süden der ehemaligen Küste genau parallel erstreckend: das ist die einstige kleinere Insel. In ihrem untern Theile versandet ist ihre Oberfläche durch die Meereswogen im Laufe der Jahrhunderte so zersetzt und zerwühlt, zerbröckelt und zerschlagen, daß nur noch ein ungefährer Umriß der ehemaligen Gestalt aus dem Gewirr der dicht beieinander gelegenen größern und kleinern Klippen und Riffe gewonnen werden kann.

Denkt man sich diese jetzt unter dem Spiegel des Meeres liegende Felseninsel auf ihr ursprüngliches Niveau erhöht und nordwärts mit der heutigen Halbinsel durch Hiram's Aufschüttung verbunden[1], so stellt sich das alte Tyrus dar langgestreckt, der Küste gleichlaufend, im südlichen Theile schmaler als im nördlichen, mit der tiefen Einbuchtung des sidonischen Hafens im Norden und dem vermuthlich gegen Südwesten sich öffnenden ägyptischen Hafen im Osten, in diesem mittlern Theile eine kleine halbe Seemeile vom Festlande getrennt, ringsum durch Befestigungen geschützt, zwischen den beiden Häfen mit dem Eurychoros, der seiner Lage nach schon als der Brennpunkt des Han-

[1] S. die Kartenskizze Nr. 3.

Ideale Reconstruction der alten Inselstadt TYRUS.

Hafen

Grössere (Felsen) Insel

Eurychorus

Grenze des Felsbodens

Aegyptischer Hafen

Antiker Mauerrest

Aufschüttung Hirams

Kleinere (Melkart) Insel

N.

W. O.

S.

rockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

Zu S. 2

s und Verkehrs gedacht werden muß. Täuscht nicht alles, so übrigens auch von der südlich gelegenen, jetzt im Meere verkenen kleinern Insel noch ein Baurest erhalten: der zuerst von ctou bemerkte und auf seiner Karte verzeichnete Damm, der t einem der noch aus dem Wasser hervorragenden größern ücke der versunkenen Insel und unter dem Spiegel der See ganzes Stück südwärts verfolgt werden kann und dessen erfläche sich ebenfalls mit jener mehrfach erwähnten cementigen Masse überzogen zeigt, hat augenscheinlich zu diesem südjen Theile der Inselstadt gehört, bezeichnet vermuthlich die östje Begrenzung derselben und hat einst die unmittelbar zur See 'allende Stadtmauer getragen.

Unter diesen Umständen muß man endlich der Meinung ihre rechtigung einräumen, daß vielleicht das Werthvollste, was von n alten Tyrus noch vorhanden gewesen ist, jetzt mitsammt dem lsboden, auf dem es einst gestanden, im Schose der Wellen raben und von der sich jahraus jahrein unausgesetzt vermehden Sandschicht mit einer für uns undurchdringlichen Hülle rzogen worden ist. Thatsächlich ist denn auch schon ab und ein dies beweisender Fund gemacht worden: einzelne schön rbeitete Steinfragmente sind von den Fischern Surs gelegentzu Tage gefördert worden; der ganze Strand ist mit einem lten Steingeröll bedeckt, als dessen Hauptbestandtheil sich bei auerer Untersuchung zahllose Restchen des verschiedensten Mar:s und anderer einst künstlich bearbeiteter Steinarten ergeben. er den von uns heimgebrachten Gegenständen aber befindet auch der Torso einer kleinen aus Erz gegossenen Statue von ' schöner Modellirung, die ebenfalls aus dem Meere stammt, Fischern einst zwischen den Klippen der versunkenen Stadt nden worden ist. Wie viele Schätze der Art mögen da noch en — für uns leider unerreichbar!

VI.

Tyrus zur Zeit der Kreuzzüge.

Alexander's des Großen furchtbares Strafgericht hatte, wie wir sahen, nur für einige Zeit, nicht für immer die phönizische Handelsmetropole zu Grunde richten können; ja, noch im Alterthume selbst hat Tyrus als Handelsplatz und als Festung wieder eine hervorragende Rolle gespielt. Bei dem Zerfall von Alexander's des Großen Reich kam es nach einer neuen, vierzehn Monate dauernden Belagerung durch Antigonus schließlich doch in die Gewalt der Seleuciden. Später ging es mit ganz Vorderasien in die Herrschaft der Römer über. In der Zeit des Augustus wird es von Strabo als eine blühende Handelsstadt geschildert: die beiden Häfen, der sidonische und der ägyptische, waren noch vorhanden und wieder die Sitze lebhaften Verkehrs geworden; der stehengebliebene und damals noch nicht völlig versandete Damm Alexander's des Großen stellte eine bequeme Verbindung mit dem Festlande her, auf welchem damals wieder dem alten festländischen Tyrus entsprechende Ansiedelungen entstanden zu sein scheinen. Noch erfreute sich Tyrus damals einer gewissen Freiheit, wie sie ihm unter den Seleuciden gewährt und von den Römern bestätigt worden war. Erst durch Augustus scheint die Stadt dieser bevorzugten Stellung beraubt worden zu sein.[1] Herodes baute dort Tempel und Magazine und andere

[1] Vgl. Berton, a. a. O., S. 45.

entliche Gebäude.[1] In diesem Zustande neuer Blüte befand Tyrus also zur Zeit Christi, der ja das Gebiet desselben nfalls betreten hat.[2] Und als Paulus von Milet nach Jeru= m reiste, legte das Schiff, das ihn trug, auch in Tyrus an, dorthin bestimmte Waaren zu löschen.[3]

Auch das Christenthum hat in Tyrus frühzeitig Wurzel ge= gen; einen Bischof von Tyrus, Cassius, finden wir bereits r den Theilnehmern an dem um 197 gehaltenen Concil zu area.[4] Im Jahre 254 endete der gefeierte Kirchenlehrer Ori= s sein Leben in Tyrus: er starb an den Folgen der in der chen Christenverfolgung erlittenen Mishandlungen und wurde Tyrus begraben; noch im 12. Jahrhundert war sein Grab Inschrift dort zu sehen. Wilhelm von Tyrus thut desselben ähnung[5] und Brocardus hat die Inschrift noch gesehen. Es t sich daraus, daß damals schon, ungefähr in der Gegend Insel, in der heute die stattliche Kirchenruine aufragt, eine tliche Kirche gestanden haben muß. Dazu stimmt denn auch noch heute bei den Einwohnern von Sur verbreitete Mei= , daß etwas nördlich von der Ruine das Grab des Orinnus o ist die Form da zurechtgemacht — in einem jetzt in der liegenden, von arabischen Hütten überbauten Gewölbe vor= en sei; jenes Gewölbe, von dem nur ein ganz kleiner Theil age liegt und in dem unsaubern Hofe einer arabischen Hütte en werden kann, gilt bei den Leuten von Sur für den Rest uralten Kirche. Ohne genauere Untersuchung, zu der es allen Dingen des Wegreißens der jetzt den Platz ganz be= nden Hütten bedürfte, läßt sich der Werth oder Unwerth r localen Tradition natürlich nicht beurtheilen. Bemerkt sei noch, daß in Sur selbstverständlich von der Bedeutung des jenes niemand auch nur eine entfernte Ahnung hat, daß man

---

[1] Josephus, Bell. iudaic., I, 18.

[2] Evangel. Matthäi 15, 21; Evangel. Marci 7, 24.

[3] Apostelgesch. 21, 3. 7.

[4] Le Quien, Oriens christianus, II, 807.

[5] Guilelm. Tyr., Bd. I.

denselben sich vielmehr als eine Art von Magier vorstellt und von einem tiefe Geheimnisse enthaltenden und dem Finder großen Reichthum verheißenden Buche fabelt, das mit dem Oriunus zusammen dort wohlbehalten ruhen soll. Natürlich knüpfte sich daran weiterhin die Vorstellung, daß wir blos um dieses Buch und den aus demselben erwachsenden Gewinn in unsere Hände zu bringen in das Land gekommen seien, welche selbst den verhältnißmäßig gebildetsten Einwohnern von Sur auszureden nicht recht gelingen wollte.

Besondern Glanzes erfreute sich Tyrus zu Anfang des 4. Jahrhunderts: Hieronymus erwähnt der Stadt als der vornehmsten und schönsten in ganz Phönizien und rühmt sie als ein Centrum für den Handel fast aller Völker.[1] Gesteigert wurde der Ruhm der Stadt noch durch die herrliche Basilika, welche Bischof Paulinus mit solcher Pracht hatte erbauen lassen, daß sie weit und breit geradezu für ein Wunderwerk galt. Eine ausführliche und sehr anschauliche Beschreibung von diesem Bauwerke verdanken wir dem Eusebius, welcher bei der festlichen Einweihung der Paulinischen Basilika die den Erbauer verherrlichende Festpredigt hielt und diese dann seinem Werke einverleibt hat.[2] Von diesem für jene Zeit unfraglich höchst prachtvollen Kirchenbau des Paulinus ist heutigentags nichts mehr erhalten, denn daß die noch heute in Sur befindliche stattliche Kirchenruine, welche manche wenigstens als auf den Fundamenten jenes paulinischen Baues aufgeführt ansehen, mit demselben durchaus nichts zu thun hat, wird weiterhin des genauern erwiesen werden.[3]

Eine ganz neue Zeit begann auch für Tyrus mit dem Einbruche der Araber in Syrien. Wie im Norden des alten Phöniziens Tripolis, so fiel, als die Schlacht am Jarmuk die seit längerer Zeit drohende Katastrophe über die östlichen Provinzen des Oströmischen Reichs gebracht und der Uebergang Aleppos in

---

[1] Hieronymi Commentarii in Ezech. 26, 7 et 27, 2.
[2] Euseb. Hist. eccl., X, 4.
[3] Vgl. Kap. 8: Die venetianische St.-Marcuskirche zu Tyrus.

Gewalt der Sieger die Vertheidigung Syriens völlig aus-
)tslos gemacht hatte, 638 auch Tyrus durch Verrath in die
ände der Araber und blieb von da an dreiundeinhalbes Jahr-
mdert in denselben. Wie wir aber schon mehrfach zu bemerken
elegenheit hatten, war die Begründung der arabischen Herrschaft
n Stelle des elenden griechischen Regiments, von dem man sich
ı Bezug auf materielle und geistige Verkommenheit nicht leicht
ine zu niedrige Vorstellung machen wird, beinahe als ein Ge-
vinn für das Land zu bezeichnen. Bildsam und für die An-
egungen einer fremden Cultur höchst empfänglich, dabei befähigt
ieselbe in einer ihnen eigenartigen Weise zu gestalten und so sich
rst recht zu eigen zu machen, haben die Araber damals die ihnen
urch die günstige Natur eines neueroberten Landes gebotenen
Bedingungen niemals ungenutzt gelassen, sondern daraus stets
möglichst reichen Gewinn zu ziehen gewußt. Das geschah denn
auch in der phönizischen Küstenlandschaft und namentlich in Tyrus
selbst. Wenn wir dort späterhin die Glasfabrikation und andere
Gewerbszweige noch ebenso blühen sehen wie zur Zeit der alten
Phönizier und daneben neue Thätigkeiten, wie namentlich die
Seidenzucht und die Seidenstoffbereitung erfolgreich eingeführt fin-
den, so legt schon diese eine Thatsache Zeugniß dafür ab, daß die
Araber die Cultur des syrischen Küstenlandes nicht nur nicht ge-
schädigt, sondern im Gegentheil noch gehoben, jedenfalls im Ver-
gleich mit den in der griechischen Zeit herrschenden Zuständen
neu belebt haben. Und die Herrschaft der seldschukischen Türken,
welche um die Mitte des 11. Jahrhunderts begründet wurde,
dauerte doch nicht lange genug, um den Wohlstand des Landes
und die in ihm blühenden Culturzweige zu Grunde zu richten.
Denn zu derselben Zeit, wo von Norden her der Einbruch des
Kreuzfahrerheers erwartet wurde, das eben vor Antiochien über
Kerboga jenen wunderbaren Sieg gewonnen hatte, erschien im
Auftrage des Khalifen von Aegypten Mostaali, welcher die Noth
der obenein noch durch innere Zwistigkeiten zerspaltenen Seld-
schuken zur Gewinnung Syriens zu benutzen eilte, dessen Vezier
Afdal und eroberte mit dem Fürstenthum Aleppo auch Tyrus;

kurze Zeit danach hatte Jerusalem ein gleiches Schicksal. Als nicht lange danach die Kreuzfahrer von Norden her die Küste entlang zogen, hielten sie sich, da sie die lange Versäumniß einbringen und die heilige Stadt so schnell wie möglich erreichen wollten, mit einem Angriffe auf das seiner Festigkeit wegen noch immer für uneinnehmbar geltende Tyrus[1] gar nicht auf. Auch nach dem Falle von Jerusalem und der Errichtung des christlichen Königreichs im heiligen Lande wurde Tyrus zunächst nicht bedroht; endlich aber mußte man sich doch überzeugen, daß selbst der Besitz der glücklich gewonnenen Städte Beirut, Byblus und Laodicea, wenn nicht werthlos, so doch in jedem Falle sehr unsicher sei, so lange in Tyrus der festeste Platz der ganzen syrischen Küste in der Hand der Ungläubigen blieb.

Gegenstand einzelner indirecter Angriffe wurde Tyrus aus ebendiesem Grunde allerdings schon zeitiger. Der einsichtige Hugo von St.-Omer, der nach Tancred in Tiberias befehligte, suchte das Gebiet von Tyrus bereits öfters mit Einfällen heim; dann aber errichtete er, weil diese Streifzüge wegen der großen Entfernung seiner Burg von der Küste doch zu gefährlich waren, zwischen Tiberias und Tyrus, etwa zehn Meilen östlich von dem letztern und etwa ebenso weit von dem weiter östlich gelegenen Banias, bei dem alten Tibnin, auf der Höhe der Berge, inmitten einer gesunden Gegend, die bei der Milde des Himmels gleich gut zum Ackerbau wie zur Baum- und Rebenzucht taugte, im Jahre 1107 eine Burg, welche wegen ihrer höhern Lage Toron — das bedeutet im Altfranzösischen Bühel, Hügel — genannt wurde.[2] Nach dieser nannte sich das später zu Macht und Ansehen gekommene Geschlecht des Besitzers auch ferner.[3] Der Erbauer von Toron oder Tibnin — der letztere Name blieb bei den

[1] Abulfeda, Tabula Syriaca, ed. Köhler, p. 95.

[2] Guilelm. Tyr., IX, 5.

[3] Robinson, III, 649. Das Nähere über dies Geschlecht bei Du Cange, Les familles d'outre mer (ed. Rey, in den Documents inédits sur l'histoire de France), p. 468 fg.

rabern der übliche — fand nicht lange danach auf einem Zuge egen Damaskus sein Ende.

Mit einer ihr Gebiet bedrohenden Burg war gegen eine Stadt wie Tyrus freilich auf die Dauer wenig auszurichten: eine solche unschädlich zu machen, dazu bedurfte es viel bedeutenderer Mittel, eines nachdrücklichen und anhaltenden Angriffs sowol von der Land- wie von der Seeseite her. Denn durch die Befestigungen der Araber war Tyrus wieder zu einer Festung ersten Ranges geworden und erfreute sich geradezu des Rufs der Uneinnehmbarkeit, wie das aus der Beschreibung der Stadt hervorgeht, welche Wilhelm von Tyrus[1], hier ja eine Quelle ersten Ranges, bei Gelegenheit seines Berichtes über die spätere erfolgreiche Belagerung der Stadt gibt und deren Richtigkeit wenigstens in einigen hervorstechenden Zügen noch aus der heutigen Beschaffenheit des so klein und unbedeutend gewordenen Sur zu erkennen ist.

Im Norden, Süden und Westen von der See bespült war Tyrus genau wie heute nur nach Osten hin durch eine — damals natürlich viel schmalere — sandige Landzunge mit dem Festlande verbunden. Daher war die östliche Seite von Tyrus die zur Vertheidigung schwächste und hatten die Araber gerade sie am meisten durch künstliche Nachhülfe zu decken und zur Abweisung eines Angriffs zu stärken gesucht. Eine dreifache Mauer, mit nahe beieinander befindlichen dicken und ungewöhnlich hohen Thürmen besetzt, zog sich quer über die Landenge. Längs dieser Mauern war dann noch ein tiefer und breiter Graben gezogen, in welchen — offenbar mittels eines Schleusenwerks — das Meerwasser eingelassen werden konnte, sodaß die Stadt dadurch wiederum vollkommen zur Insel wurde. Im Süden und im Westen, wo, wie wir gesehen, das Meer im Laufe der Jahrhunderte gewonnen und einen großen Theil der einst viel ausgedehntern Insel in seinen Wellen begraben hat, war Tyrus damals wie heute noch durch die ganze Küste entlangziehende Klippen

[1] Guilelm. Tyr., XIII, 5.

und Riffe gedeckt, welche, meist ganz unter dem Niveau des Wassers liegend oder nur bei niedrigem Wasserstande darüber hervorragend, eine gefährliche Brandung erzeugen und selbst kleinern Fahrzeugen, wenn sie von dieser Seite her sich der Stadt zu nähern versuchen sollten, sicheres Verderben bringen würden. An der nördlichen Seite dagegen befand sich ganz wie auch heute noch der eigentliche Hafen, durch einen Damm geschützt, in dessen Mitte sich die Einfahrt befand. Diese wurde von zwei befestigten Thürmen flankirt, zwischen denen zur Sperrung der Einfahrt eine Kette gezogen werden konnte. Endlich befand sich dann noch im Innern der Stadt eine starkbefestigte Burg.[1] Von der letztern ist heutigentags in Sur freilich keine Spur mehr nachweisbar: im Hinblick aber auf die Lage, welche derartige Stadtburgen ihrer Bestimmung gemäß haben mußten und in der wir die erhaltenen auch thatsächlich finden, hat die Annahme etwas durchaus Berechtigtes, daß die Burg des mittelalterlichen Tyrus in dem höchstgelegenen Theile der Insel gelegen haben wird. Dieser höchstgelegene Punkt aber findet sich im Norden der Stadt, westlich von dem Hafen, in einer Linie ungefähr mit dem die Nordgrenze des Hafens bildenden Damme. Der Hafen entspricht in seiner jetzigen Gestalt wol noch ziemlich genau dem Hafen des mittelalterlichen Tyrus, nur daß natürlich die Versandung im Laufe der Jahrhunderte beträchtlich zugenommen hat. Auch der Eingang in der Mitte des ihn gegen Osten von der Rhede trennenden Dammes befindet sich augenscheinlich noch an derselben Stelle wie ehemals. Rechts und links davon sind die Ruinen der ihn einst deckenden Thürme, zwischen denen eine Kette gezogen werden konnte, welche übrigens nicht blos Vertheidigungszwecken diente, sondern auch von Kauffahrteischiffen erst passirt werden durfte nach Entrichtung der vorgeschriebenen Hafenabgabe. Jene Thurmruinen am Hafeneingang rühren jedoch augenscheinlich nicht direct aus der Kreuzfahrerzeit her; spätere, arabische Bauten, aber auf der Stelle der ältern und mit Benutzung der Reste derselben aus-

[1] Guilelm. Tyr., XIII, 5 fg.

geführt, sind es, die wir in diesen Trümmern zu erkennen haben. In dem Hafendamme finden sich auch noch Steine, die unverkennbar aus altphönizischer Zeit herrühren: in der quaiartigen Mauer, welche am westlichen, innern Ende des Hafens das Terrain, wo heute das kleine Leuchtfeuerhaus steht, stützt, liegt ein stattlicher Block von mehr als vierzehn Fuß Länge und sechs Fuß Höhe, der sich schon durch die eigenthümliche Randbehauung als phönizischen Ursprungs kennzeichnet.

Die Festigkeit der Stadt zu Beginn des 12. Jahrhunderts entsprach übrigens nur den Reichthümern, welche hinter den Mauern derselben gegen den drohenden christlichen Angriff in Sicherheit gebracht waren. Denn auch als arabische Stadt hatte Tyrus eine hohe Bedeutung als Handelsstadt und sein Hafen war damals so gut wie Jahrhunderte früher einer der wichtigsten Knotenpunkte für den Handel im Osten und namentlich für den Austausch zwischen dem Osten und dem Westen: noch immer strömten dort Schiffe und Waaren aus allen Theilen des Mittelländischen Meeres zusammen. Das schon im Alterthum berühmte Glas von Tyrus war noch weit und breit berühmt und viel begehrt und bildete einen wichtigen Ausfuhrartikel.[1] Das in Syrien angebaute Zuckerrohr wurde namentlich gerade in Tyrus eifrig verarbeitet, und auch die Producte der dort blühenden Zuckersiedereien wurden in weite Fernen verhandelt.[2] So war denn auch die Bürgerschaft von Tyrus noch reichbegütert. Eine neue, besondere Bedeutung aber hatte die Stadt gerade seit dem Beginn der christlichen Eroberung im heiligen Lande bekommen, weil sie nach dem Falle von Beirut, Tripolis und Sidon der beste Zufluchtsort der Moslemin an der syrischen Küste war, wohin dieselben mit ihren Kostbarkeiten Schutz suchend zusammengeströmt waren.

Im Hinblick auf diese Verhältnisse beschloß denn König Balduin I., nachdem er die übrigen Küstenplätze glücklich in seine

[1] Guilelm. Tyr., XIII, 3.

[2] Ebend. Ueber den Zuckerrohrbau in Syrien überhaupt vgl. Sinner, Catalog. mss. bibl. Bern., II, 33.

Gewalt gebracht hatte, auch Tyrus zu gewinnen.[1] Aus den Seestädten brachte er möglichst viel Schiffe zusammen, um die Stadt auch von der Seeseite her angreifen zu können: mit dem Landheer, 10,000 Mann, erschien er am 29. November 1111 vor Tyrus und schlug auf der die Stadt mit dem Festlande verbindenden Landenge ein halbkreisförmiges Lager auf, welches er, um gegen plötzliche Ueberfälle gesichert zu sein, stark befestigte. Aber die Tyrier, durch 500 Krieger, welche ihnen Toghtekin von Damaskus auf ihr Hülfsgesuch geschickt hatte, verstärkt, leisteten dem Angriffe muthig und erfolgreich Widerstand. Selbst der ununterbrochene Pfeilregen, welchen die Angreifer über die Vertheidiger ausschütteten, um dieselben zur Räumung der Mauern zu nöthigen, entmuthigte sie nicht. Vielmehr suchten sie in kühnen Ausfällen den Christen jeden Schritt streitig zu machen; einen solchen Ausfall zurückschlagend, drangen die Christen freilich einmal bis an, ja bis in das Thor der Stadt vor; die Eroberung schien schon geglückt: da gelang es den Sarazenen doch noch, das Thor zu schließen, und die bereits Eingedrungenen, zweihundert an Zahl, fielen theils in blutigem Handgemenge, theils wurden sie gefangen und eingekerkert. Nun ließ König Balduin zwei hohe Belagerungsthürme aus Holz, durch Thierfelle gegen die Brandpfeile der Mohammedaner geschützt, herrichten und gegen die Mauern heranbewegen; die in denselben befindlichen Wurfmaschinen beherrschten fast die ganze Stadt und richteten unter den Vertheidigern arge Verwüstungen an. Die gewaltigen Schläge der Sturmböcke erschütterten allmählich selbst die festgefügten Quadern der äußern Mauer. Diese sank endlich in Trümmer, und durch die so entstandene Bresche hindurch rückten die Christen ihre Thürme gegen die zweite Mauer und auch diese wurde schließlich an einer Stelle niedergelegt. Schon schmeichelten sich die Belagerer mit der Hoffnung auf eine baldige Bewältigung der festen Stadt und schickten sich an, die dritte Mauer durch einen kühnen Angriff mit Leitern zu ersteigen, als die Sarazenen Unterhand-

[1] Guilelm. Tyr., XI, 17.

lungen anknüpften und König Balduin auch wirklich darauf einging. Doch war das von Seiten der Eingeschlossenen nur eine Kriegslist, ersonnen um Zeit zu gewinnen und die in Sicherheit gewiegten Christen um so sicherer zu verderben. Wirklich gelang es den Sarazenen denn auch durch plötzlichen nächtlichen Ueberfall den einen der beiden Belagerungsthürme, in welchem Eustache Grenier, der Herr von Cäsarea und Sidon, befehligte, in Brand zu stecken; binnen kurzem ergriffen die Flammen auch den danebenstehenden Thurm des Königs: das mühselige Werk vieler Wochen wurde innerhalb weniger Stunden vernichtet. Dennoch war König Balduin anfangs entschlossen auszuharren; bald aber kam eine neue Schreckensbotschaft, welche die schleunigste Aufhebung der Belagerung nothwendig machte: von Damaskus her zog Toghtekin mit einem gewaltigen Heere zum Entsatze der bedrohten Feste heran. Der Posten der Belagerer, der nach dieser Seite hin, nach der Leontesmündung, dem Kasmieh, zur Deckung gegen einen Ueberfall vorgeschoben war, sechzig Ritter und siebenhundert Mann zu Fuß wurden überrumpelt und fast ganz aufgerieben; wenige Flüchtlinge brachten die Kunde von der Niederlage und der dem Hauptheer drohenden Gefahr nach dem königlichen Lager vor Tyrus; sofort wurde nun dort der Aufbruch beschlossen, und nach viermonatlichem, schließlich ganz resultatlosem Kampfe trat das christliche Heer Mitte März 1112 den Marsch die Küste entlang über Accon nach Jerusalem an.[1]

Seitdem beschränkte man sich wieder darauf die unbezwungene Stadt wenigstens unschädlich zu machen und griff dazu wieder auf die Anlegung von Burgen an den Grenzen ihres Gebiets zurück.

An dem Wege, der längs der Küste von Tyrus südwärts nach Accon führt, auf einer Höhe, die sich nahe der alten Scala Tyriorum, dem unten von einer wilden, donnernden Brandung umtosten Felsen des heutigen Ras-el-Abiad, des Weißen

[1] Vgl. Guilelm. Tyr., XI, 17. Albert. Aquens., XII, 1—7. Fulcher Carnot., c. 37. Anna Comnena, XIV, 426—27.

Vorgebirges, erhebt und eine die ganze syrische Ebene überschauende und beherrschende Warte bildete, und namentlich den genannten, schwer zu übersteigenden Küstenpaß, die Südgrenze des eigentlichen Phönizien, sperrte, nahe dem Meere und nur fünf Meilen von Tyrus selbst entfernt, ließ König Balduin 1115 eine feste Burg zu dauernder Befehdung der phönizischen Seestadt errichten. Eine alte Ueberlieferung sagt, daß an eben jener Stelle während der Belagerung von Tyrus und zum Zwecke derselben Alexander der Große einen nach ihm genannten festen Platz errichtet habe. Noch heute trägt die am Fuße des Passes von Ras-el-Abiad liegende Brunnenstätte den an diese Thatsache anknüpfenden Namen Skanderuna. Daß es dieselbe Stelle ist, von welcher Wilhelm von Tyrus, der Geschichtschreiber der Kreuzzüge, bei dieser Gelegenheit spricht, geht schon daraus deutlich hervor, daß der Ruhm des Reichthums an herrlichem Quellwasser, den Wilhelm von Tyrus der Gegend um jene von König Balduin I. gebaute Burg ertheilt, der Skanderuna genannten Stelle auch heutigentags noch vollkommen gebührt. Von den ehemals dort stehenden Baulichkeiten ist freilich nichts erhalten; daß solche in ziemlicher Ausdehnung vorhanden gewesen sein müssen, beweisen die über die ganze Gegend zerstreuten Trümmer, unter denen man auch einige Marmorfragmente mit Spuren von Bearbeitung findet. Seit der arabischen Eroberung befand sich in jener Paßenge eine tyrische Wachtstätte, welche den Verkehr von und nach Tyrus hin beobachtete und wo eine — so zu sagen — Controle der Päſſe der Reisenden stattfand.[1] In einer alten Leitung fließt noch heute bei Skanderuna eine reiche Quelle, das herr-

[1] Vgl. Hodoeporium S. Willibaldi (722—29) bei Tobler, Descriptiones Terrae Sanctae ex saeculis VIII, IX, XII, XV (Leipzig 1874), p. 39: Et inde (sc. Ptolemais) ambulantes venerunt ad Caput Libani (Ras-el-Abiad), ubi ille mons in mare vadit, et est promontorium. Ibi est Turris Libani. Et qui illuc venerit non habens cartam, non pertransit locum, quia in custodia est ille locus, et est claustrum, sed cito si venerit sine carta, tollunt illum cives et mittunt ad urbem Tyrum.

lichste Bergwasser spendend, in ein überwölbtes Brunnenhaus, in dem sich die in den benachbarten Bergen ihre Ziegenheerden treibenden Hirten versammeln und wo die in den wüsten Bergen weiter landeinwärts nomadisirenden Beduinen sich einfinden, um die nöthigen Wasservorräthe in ihre Ziegenbälge zu fassen und auf Kamelen und Eseln ihren Lagerstätten zuzuführen.[1] In der Nähe, von der Höhe des eigentlichen Ras-el-Abiad etwas landeinwärts, sieht man auch noch die Trümmer eines ziemlich umfänglichen Kreuzritterbaues, in dem man wol nichts anderes als die Reste der damals von Balduin I. gegen Tyrus gebauten Burg zu erkennen haben wird.[2]

Diese Burg — ihr Name kommt in den Urkunden und bei den Geschichtschreibern mannichfach variirt vor als Scandarion, Scandalion, Scandalione, Scandelion, Scandaleone, Schandelion und Escandelion — wurde ein Reichslehen, dessen Inhaber nach den Assisen des Königreichs Jerusalem[3] Münzrecht und Gerichtsbarkeit hatte, während die Bürger ein Schöffengericht bildeten; schon aus dieser letzten Bestimmung geht hervor, daß Scandalion durch Ansiedlung von Ackerbauern und Gewerbtreibenden unter seinen Mauern zu einer städtischen Gemeinde erwachsen sein muß. Im Besitze der Seigneurie von Scandalion finden wir 1150 einen Verwandten Humfrey's von Toron, des damaligen Connetable des Königreichs Jerusalem, Namens Guido, der 1150 als Vertheidiger von Banias erwähnt, dabei aber von Wilhelm von Tyrus[4] charakterisirt wird als ein Mann, der im Kriegswesen sehr erfahren, jedoch von wenig Beständigkeit und ohne alle Gottesfurcht gewesen sei. Derselbe ist urkundlich nachweisbar in der Zeit vom 26. Februar 1153[5] bis zum 20. August 1169.[6] In diesem Guido von

---

[1] Vgl. oben S. 153.

[2] Vgl. K. Ritter, Erdkunde, XVI, 808, 814—15.

[3] Assises de Jérusalem (éd. Beugnot), I, 421.

[4] Guilelm. Tyr., XVIII, 15.

[5] Tab. Ord. Theut., ed. E. Strehlke, n. 1 — als Zeuge.

[6] Paoli, Cod. dipl., I, n. 34, p. 36 und n. 48, p. 50.

Scandalion haben wir aller Wahrscheinlichkeit nach den Stammvater zu sehen des im heiligen Lande späterhin vorkommenden und nach der Seigneurie Scandalion genannten Herrengeschlechts.[1] In den Jahren 1193 bis 1209 kommt z. B. ein Herr Raimund von Scandalion vor: die Assisen des Königreichs nennen ihn unter den zum Kriegsdienst in Accon verpflichteten, wohin er sieben Ritter zu stellen hatte.[2] Einem Seigneur Peter von Scandalion, vermuthlich den Sohn des eben erwähnten Raimund, begegnen wir in den Urkunden während der Jahre 1226 bis 1241[3]: im December des letztgenannten Jahres finden wir ihn in Tyrus[4], wo er, wie sich aus einem andern um dieselbe Zeit (1243) entstandenen Actenstück ergibt, auch Besitzungen, jedenfalls ein Haus hatte.[5] Um dieselbe Zeit und in demselben Actenstücke wird übrigens auch ein Guido von Scandalion als in der Gegend von Tyrus begütert erwähnt und eines unmündigen Sohnes desselben gedacht.[6] Ob dieser oder jener Peter unter dem Herrn von Scandalion zu verstehen ist, welcher ohne Nennung eines Namens als auf einer zu Accon gehaltenen Versammlung der Barone des Königreichs Jerusalem anwesend angeführt wird[7], muß dahingestellt bleiben. Mit diesem scheint übrigens der Mannesstamm der Herren von Scandalion ausgestorben zu

---

[1] Vgl. Du Cange, Les familles d'outre-mer (éd. Rey), p. 427.

[2] Vgl. Du Cange, a. a. O., S. 428. Raimund von Scandalion ist Zeuge in den Urkunden: im Februar 1193 in Tab. Ord. Theut., n. 29; 21. August 1198 in einer Urkunde Boemund IV. von Antiochien und Tripolis bei Paoli, Cod. dipl., n. 82, p. 88; 3. September 1199, ebend., 221, p. 252; 1206 in einer Urkunde des Hospitaliterhochmeisters, ebend., n. 175, p. 218.

[3] Im Januar 1228 und dann wieder im Juni, Tab. Ord. Theut., n. 61 und 64.

[4] Tab. Ord. Theut., p. 90. Es sei bemerkt, daß dieser Peter von Scandalion in der Uebersicht bei Du Cange, a. a. O., S. 428 fg. fehlt.

[5] Tafel u. Thomas, Urkunden zur ältern Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig, II, 364.

[6] Ebend., II, 374 und 378.

[7] Assises de Jérusalem (éd. Beugnot), II, 246.

sein: denn aus einer Urkunde aus dem Juni 1263[1] erfahren wir, daß Guillaume de la Mandelée (Guilelmus de Amigdale) und seine Gemahlin Agnes, „dame de Schandelion", dem Hospital des Deutschen Ordens 400 Byzantiner jährlicher Einkünfte schenken. Diese Agnes war nämlich, wie wir wissen, die Tochter jenes Peter von Scandalion; damit sie Herrin der Seigneurie werden konnte, mußte der Mannesstamm ihres Geschlechts erst erloschen sein. Aus der Ehe Guillaumes de la Mandelée, welcher 1265 noch als Mitglied des obersten Gerichtshofs zu Jerusalem vorkommt[2], mit Agnes von Scandalion stammt vermuthlich der Herr Raimund von Scandalion, der im Juli 1269[3] und im Januar 1270[4] urkundlich vorkommt. Auch nachdem das heilige Land für die Christen gänzlich verloren gegangen war, kommen noch Herren von Scandalion vor; doch war die Seigneurie damals natürlich nur ein Titel, dem wir aber an dem Hofe der Könige von Cypern noch bis tief in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts hinein begegnen.[5]

Während heutigentags von dem Castell, in welchem diese Herren von Scandalion hausten, und der dabei entstandenen Stadt nichts als einzelne Steinhaufen mehr vorhanden ist, fand noch 1696 Maundrell[6] die Ruinen so zahlreich und zusammenhängend, daß er das ehemalige Burgterrain in einem Umfange von 600 Fuß im Quadrat deutlich erkennen konnte; auch der Graben um dasselbe war noch erhalten. Pococke, der 1737 von Accon und Ras-Nakura her kommend Ras-el-Abiad passirte, erwähnt einen Thurm am südlichen Fuße des Passes, der Bourge-Skandrette genannt werde und das von den Europäern sogenannte Scandalion sei und bei dem eine gleichnamige Stadt liege. Von der Existenz einer solchen aber ist in jener Zeit sonst

[1] Tab. Ord. Theut., n. 125.
[2] Paoli, Cod. dipl., I. n. 144, p. 182.
[3] Ebend., n. 139, p. 224.
[4] Ebend., n. 170, p. 267.
[5] Du Cange, a. a. O., S. 429.
[6] Maundrell, S. 87.

durchaus keine Spur zu finden; vermuthlich hat Pococke die Angaben seiner Begleiter misverstanden. Der von ihm erwähnte Thurm am südlichen Ende des Passes hat natürlich weder mit der Zeit Alexander's des Großen noch mit der der Kreuzfahrer etwas zu thun, sondern ist nichts als ein moderner türkischer Wachtthurm, wie deren sich dort heute noch mehrere finden.

Kehren wir jedoch nach dieser Abschweifung zu der Geschichte des mittelalterlichen Tyrus zurück.

Der Erbauer von Scandalion, König Balduin I., starb im Jahre 1118. Sein Nachfolger Balduin II., bisher Graf von Edessa, war als König wenig glücklich. Zwar entriß er dem anfangs siegreichen türkischen Feldherrn Gazi Antiochien wieder, focht nachher aber unglücklich gegen den Fürsten Bulak und fiel sogar zweimal als Gefangener in dessen Gewalt. Zu derselben Zeit wurden die Angriffe auf das heilige Land auch von Aegypten her mit erneutem Nachdruck aufgenommen; besonders that die ägyptische Flotte, welcher man keine Seemacht entgegenzustellen hatte, den syrischen Küstenstädten sehr empfindlichen Schaden.[1] Die christliche Herrschaft im heiligen Lande schien schon damals nach kaum zwanzigjährigem Bestehen ernstlich in Frage gestellt. In dieser Noth erstand dem wankenden Königreich Jerusalem ein Retter in der Person des Dogen von Venedig, Domenico Michaelis. An der Spitze einer stattlichen venetianischen Flotte erschien derselbe vor Cypern und vor Jaffa (Joppe), fand aber die erst dort liegende ägyptische Flotte nicht mehr vor, folgte derselben jedoch nach Süden, holte sie auf der Höhe von Askalon ein und brachte ihr eine schwere Niederlage bei. Von dem Patriarchen von Jerusalem, Gormund, und dem Connetable Wilhelm von Buris, die in des gefangenen Königs Abwesenheit die Reichsregentschaft führten, und von den übrigen Großen des arg bedrängten Reichs eingeladen, begab sich der venetianische Doge darauf nach Jerusalem, nicht sowol um die heilige Stadt zu besuchen als um über die zur Sicherung des schwer bedrohten

[1] Guilelm. Tyr., XII, 22.

ndes zu ergreifenden Maßregeln Raths zu pflegen. Wieder
r machten sich auch da die weit auseinander gehenden Interessen
rend [1], und man konnte recht deutlich erkennen, wie eben ein
r nur an sich selbst und an seinen eigenen Vortheil dachte.
ährend nämlich die einen im Interesse Jerusalems, Jaffas und
apolis (Nablus) die Anwesenheit der venetianischen Flotte zur
oberung des jenen Städten besonders gefährlichen Askalon
utzt sehen wollten, verlangten die andern im Hinblick auf die
ondere Noth von Accon, Nazareth, Sidon und Beirut, daß
n zunächst um jeden Preis Tyrus in seine Gewalt bringe.
ide Meinungen waren gut begründet; ein Nachgeben aber war
der von der einen noch von der andern Seite zu erwarten: so
hm man denn endlich seine Zuflucht zum Lose, und dieses ent-
ed für den Angriff auf Tyrus.

Zum Sammelplatz des Heeres und der Flotte für diese
htige Expedition wurde Accon bestimmt. Soweit aber reichten
Glaubenseifer und die Kriegslust der Venetianer denn doch
ht, daß ihr staatskluger Doge die augenblickliche Hülfsbedürf-
eit des christlichen Staats im heiligen Lande nicht hätte
utzen sollen, um seinem Kaufmannsstaate möglichst glänzende
rtheile einräumen zu lassen: blickten die Venetianer doch schon
ge mit Neid auf die bevorzugte Stellung, welche die Pisaner
Genuesen bereits seit dem ersten Kreuzzuge in Syrien ein-
mmen, während ihr damals gemachter Versuch, dort ebenfalls
en Fuß zu fassen, keinen Erfolg gehabt hatte. Das damals
säumte wurde jetzt reichlich nachgeholt. In Accon, in der
che zum Heiligen Kreuze, unterzeichneten vor dem Aufbruch
gegen Tyrus zusammengebrachten Streitmacht 1123 die des
angenen Königs Stelle vertretenden geistlichen und weltlichen
oßen des Königreichs Jerusalem „zu Gunsten des Evangelisten
nct-Markus, des Dogen und seiner Nachfolger und des Volks
Venetianer insgemein" die Urkunde, durch welche zu der
nmerziellen und bald auch politisch ausgebildeten Machtstellung

[1] Guilelm. Tyr., XII, 24.

der stolzen Republik in Syrien der Grund gelegt wurde.[1] Durch dieses Actenstück wurde den Venetianern zunächst bestätigt, was ihnen zur Zeit der Eroberung Sidons durch König Balduin I. zugestanden worden war; dann sollten sowol von Tyrus wie von Askalon von ihrem Gebiete, wenn sie erobert wären, ein Drittel den Venetianern gehören, zwei Drittel dem Könige verbleiben. Diese Bestimmung hat jedoch offenbar von demjenigen nicht gegolten, was sich von den zu beiden Städten gehörigen Territorien schon im Besitz der Christen befand.[2] Ferner sollten nach jener Urkunde in jeder, sei es dem König unmittelbar untergebenen, sei es den Baronen gehörigen Stadt des Reichs die Venetianer eine ganze Straße, einen Platz, eine Kirche, einen Backofen und ein Bad haben, ohne dafür irgendwelchen Zins zahlen zu müssen oder irgendwie abhängig zu sein. In Jerusalem selbst sollte ihnen ein District eingeräumt werden, dessen Ertrag mit den Einkünften des Königs selbst in der heiligen Stadt gleich sein sollte.[3] Weiter wurde den Venetianern zuge-

[1] Die Urkunde steht bei Tafel u. Thomas, Urkunden zur ältern Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig, I, 84 fg.; den Inhalt gibt im wesentlichen richtig an Guilelm. Tyr., XII, 25.

[2] l. c. 88: Denique duarum civitatum, Tyri et Ascalonis, terciam partem cum suis pertinenciis et terciam partem terrarum omnium ibi pertinencium a die Sancti Petri Saracenis tantum servientium, que non sunt in Francorum manibus. — St.-Peterstag ohne weitern Zusatz ist Vincula Petri, d. i. 1. August. Füglich kann dann die Stelle nur auf das den 1. August 1122 im Besitz der Sarazenen Befindliche, nicht auf das, was sich den 1. August 1123 noch in dem Besitz derselben befinden würde, gedeutet werden, wie denn auch Guilelm. Tyr. a. a. O. zeigt, daß die Christen damals schon ein Stück des zu Tyrus gehörigen Gebietes inne hatten. Vgl. Heyd, Le colonie commerciali degli Italiani in Oriente nel medio evo (trad. dal Prof. Gius. Müller), I, 161.

[3] l. c. 85: Verum in plathea Jerusalem tantum ad proprium habeant, quantum rex habere solitus est, ein Passus, dessen Verständniß Heyd a. a. O. N. 3 richtig durch den Vergleich mit der entsprechenden Stelle der altfranzösischen Uebersetzung des Guilelm. Tyr. l. c. erläutert: En la place de Jérusalem recevoient autant de rente en leur propriété comme ci roi i sent avoir. (Recueil des historiens des croisades, I, 551.)

:nden, daß sie auch in Accon in einem eigenen Backofen backen, ihrer eigenen Mühle mahlen und in ihrem eigenen Bade den können sollten, ohne von den übrigen Einwohnern irgend- :e belästigt werden zu dürfen. Für den Handel wurde ihnen r Gebrauch ihres eigenen Maßes und Gewichtes zugestanden; ır wenn sie von andern kauften, sollten sie sich des landes- lichen — königlichen — Maßes und Gewichtes zu bedienen halten sein. Weder beim Betreten noch beim Verlassen des önigreichs sollten die Venetianer eine Abgabe zu entrichten :ben: nur bei der Ein- und Ausfuhr fremder Waaren auf vene- ınischen Schiffen sollte ein Drittel der Fracht als Abgabe ge- hlt werden. Aber als Entgelt dafür sollte der König seiner- its den Venetianern jährlich dreihundert arabische Byzantiner ıs den ihm aus dem Handel von Tyrus erwachsenden Ein- ıhmen zuwenden. Die übrigen Bestimmungen dieser wichtigen rkunde betrafen die rechtliche Stellung der Venetianer im König- :ich Jerusalem: auch in dieser Hinsicht wurden denselben die ›eitgehendsten Zugeständnisse gemacht, deren Durchführung wesent- ch dazu beigetragen hat, Venedig in Syrien die mächtige und nabhängige Stellung zu geben, in deren Besitz wir die Republik hon nach wenigen Jahrzehnten finden. Gleiche Vortheile und Privilegien wurden den Venetianern auch für das Gebiet des ürstenthums Antiochien in Aussicht gestellt.[1] Was die eigen- hümliche Theilung der zu erobernden Städte zwischen den König nd die Venetianer angeht, so sei hier noch bemerkt, daß, soviel ›ir wissen, damit wenigstens in Betreff von Tyrus ein seit ingerer Zeit bereits zu Recht bestehender Zustand auch für die ukünftige christliche Herrschaft als zu erhalten bezeichnet wurde: in Drittel von Tyrus nämlich gehörte dem Sultan von Da- ıaskus und nur zwei Drittel waren Eigenthum des Khalifen on Aegypten.[2]

Am 15. Februar 1124 begann die Belagerung von Tyrus.

---

[1] Tafel u. Thomas, a. a. O., S. 88—89.

[2] Guilelm. Tyr., XIII, 5.

Oestlich von dem gegen Norden vorspringenden Hafen, w
ehemalige Insel mit dem Festlande gegen die beide verbin
Landenge hin eine ziemlich tief nach Süden einspringende
bildet, ging die Flotte der Venetianer und Kreuzfahrer vor
während das Heer die Obstpflanzungen in der Nähe der
besetzte und dann von Norden nach Süden, quer durch die
enge, dabei doch wol nach Osten etwas auf das Festland hi
greifend, einen Graben zog, der Heer und Flotte gegen
Anfall von dieser Seite her schützen und einen etwaigen E
versuch erschweren sollte. Innerhalb dieses Raumes zog
dann die Schiffe auf das Land; blos eine Galere blieb
fertig auf der See. Die Oberleitung des Reichsheeres ha
Vertretung des noch immer gefangenen Königs der Patriar
Jerusalem, Gormund, von den übrigen Fürsten dabei ber
die Venetianer fochten unter ihrem Dogen. Mit Hülfe de
den Venetianern herbeigeführten reichen Materialien lie
Patriarch dicht an der Stadt zur Bekämpfung der deren M
krönenden festen Thürme und um das Innere zu übersehe
zu beherrschen ein großes, castellartiges Werk errichten.
liche Angriffswerke erbauten die Venetianer und führten sie
die Stadt heran. Aber wenn auch die von den Maschinen
die Stadt geschleuderten Steine oft ganze Häuser zerschme
und der Pfeilregen der Belagerer den Eingeschlossenen ha
setzte, so behaupteten doch die Vertheidiger von Tyrus r
ihren Posten und vergalten den Angreifern nach Kräften g
mit gleichem. An andern Punkten trafen in dem Raume zw
dem christlichen Lager und der Stadt das Fußvolk und di
terei in wechselnden Kämpfen zusammen: Ausfälle der Bela
und Ueberfälle der Belagerer folgten einander schnell un
los. Namentlich zeichneten sich die der Stadt zu Hülfe ges
700 Damascener aus, welche wiederholt durch das eine Th
Stadt hinausstürmend den Belagerern mehrfach empfi
Verluste beibrachten.[1] Doch wuchs die Zuversicht der Cl

[1] Guilelm. Tyr., XIII, 6.

namentlich als der Graf von Tripolis sich ihnen mit einer statt-
lichen Hülfsmannschaft anschloß.[1]

Allmählich fingen denn auch die Kräfte der Besatzung von
Tyrus an zu erlahmen; namentlich machte sich in der bevölkerten
Stadt Mangel an Lebensmitteln bemerkbar.[2] Doch hofften die
Vertheidiger noch auf Entsatz, sowol von Damaskus wie von
Aegypten, von der Land- und von der Seeseite her. Wirklich
verbreitete sich denn auch bald das Gerücht, Toghtekin, der Herr-
scher von Damaskus, rücke mit einem gewaltigen Hülfsheere
heran; bald hieß es, eine ägyptische Flotte sei von Süden her
im Heransegeln begriffen. Dann sollte sogar der Damascener
sein Lager schon „an dem Flusse“ — es kann darunter füglich
nur der Leontes oder Kasmieh verstanden werden[3] — aufge-
schlagen haben. So traf man denn im christlichen Lager eilig
die nöthigen Vorbereitungen, um dem drohenden Entsatzversuche
mit Nachdruck entgegentreten zu können ohne doch die gegen die
eingeschlossene Stadt schon gewonnenen Vortheile wieder aufgeben
zu müssen. Man vereinbarte, daß sämmtliche Ritter und Sold-
knechte unter dem Connetable Wilhelm von Buris und dem
Grafen von Tripolis nach dem Leontes ziehen sollten, um das
damascener Heer dort aufzuhalten; die aus den syrischen Städten
gestellten Bewaffneten sollten mit einem Theile der Venetianer
zurückbleiben, um das Lager und die Maschinen zu schützen; die
Hauptmacht der Venetianer sollte sich einschiffen und unter dem
Befehle des Dogen Domenico Michaelis der von Süden her er-
warteten ägyptischen Flotte entgegensegeln und dieselbe zu schlagen
suchen. Diesem Plane entsprechend wurde denn auch gehandelt;
doch kam es nirgends zum Kampfe: denn obgleich die Flotte bis
auf die Höhe von Skanderuna südwärts segelte, fand sie doch
von der angeblich unterwegs befindlichen ägyptischen Flotte keine

---

[1] Guilelm. Tyr., XIII, 7.

[2] Ebend., XIII, 9.

[3] Ebend., XIII, 9. Namentlich zeigt das auch die Angabe seiner Ent-
fernung von Tyrus: noch nicht vier Meilen.

Spur. Auch das Landheer stieß nicht auf einen Gegner: der Damascener hatte, wie sich herausstellte, auf die Kunde von der Annäherung des christlichen Heeres sein Lager am Leontes abbrechen lassen und war schleunigst nach Osten entwichen.[1] So lag denn bald wieder das ganze christliche Heer vor Tyrus und setzte den in ihren Hoffnungen bitter enttäuschten Vertheidigern auf das äußerste zu. Ein Versuch der Tyrier, die Maschinen und Sturmböcke der Vertheidiger in Brand zu stecken, wurde vereitelt[2]; unter Leitung eines kunstfertigen Armeniers, den man zu diesem Zwecke gegen hohen Lohn aus Antiochien herbeigeholt hatte, entfalteten die Angriffsgeräthe bald eine doppelt verderbliche Wirksamkeit.

Dies und der steigende Mangel in der Stadt ließ bei den Tyriern denn doch allmählich den Gedanken an Uebergabe aufsteigen, der erst in kleinern Kreisen, bald allgemeiner erwogen wurde. Denn die kühnen Thaten einzelner, wie die listige Wegnahme einer nicht hinreichend bewachten venetianischen Galere vor dem Hafen und dergleichen konnten das unvermeidliche Schicksal der Stadt doch nicht mehr wenden. Zwar erschien um diese Zeit noch einmal Toghtekin von Damaskus mit einem Heere am Leontes, und unter den Mauern von Tyrus schien eine Entscheidungsschlacht bevorzustehen, doch kam es nicht dazu. Vielmehr wurden schließlich unter Vermittelung des damascener Herrschers Unterhandlungen angeknüpft, deren Ergebniß der Abschluß eines Vertrags war, nach welchem die Einwohner von Tyrus ihre Stadt den Christen übergeben und dagegen je nach ihrer Wahl mit Weib und Kind und aller ihrer Habe ungefährdet abziehen oder aber in ungestörtem Besitz ihres Eigenthums in Tyrus verbleiben können sollten. Das christliche Heer war zwar mit dieser der Stadt gewährten Schonung nicht ganz einverstanden und zürnte, daß ihm die gehoffte Plünderung entging. Doch wurde die Menge schnell andern Sinnes, als sie nach der Ueber-

[1] Guilelm. Tyr., XIII, 9.
[2] Ebend., XIII, 10.

gabe der Stadt, bei welcher die Fahne des Königs auf dem das Stadtthor beherrschenden Thurme, die der Venetianer auf dem sogenannten „Grünen Thurme“ und die des Grafen von Tripolis auf dem „Tanariasthurme“ aufgezogen wurde[1], in dieselbe einzog und da die Festigkeit der Mauern, Wälle und Thürme sah und die Schwierigkeiten erwog, die eine Fortsetzung des Kampfes gehabt haben würde.[2]

Mit Tyrus zugleich fiel nun auch die Herrschaft über die Landschaft zwischen der Stadt und dem Gebirge, welche ja zum Theil schon in der Hand der Christen gewesen war[3], dem Königreiche Jerusalem anheim. Dadurch erhielten die Besitzungen, welche der Connetable Wilhelm von Buris und Graf Joscelin von Edessa in jenem Theile des Gebirgs bereits gehabt hatten, erst rechten Werth und größere Nutzbarkeit. Dagegen verlor Toron (Tibnin) seine bisherige Bedeutung als Ausfallspforte[4] der Christen gegen das phönizische Land.

Dem früher geschlossenen Vertrage gemäß wurde nun ein Drittel der Stadt den Venetianern gegeben, während zwei Drittel im Besitz des Königs blieben[5], welcher zwei Monate später endlich aus der Gefangenschaft gelöst von Antiochien heimkehrte und die in seiner Abwesenheit von den Großen des Reichs vollzogene Schenkung an Venedig bestätigte.[6] Seitdem trennt sich die Geschichte von Tyrus sozusagen in zwei Theile, in die des königlichen und die des venetianischen Tyrus. Die erstere zeigt uns im ganzen und großen ein getreues Spiegelbild der mancherlei Wirren und der steigenden Unordnung, woran trotz des sich immer erneuenden Zuzugs aus dem Westen die Macht der Christen

---

[1] Guilelm. Tyr., XIII, 13.

[2] Ebend., XIII, 14.

[3] Vgl. oben S. 234, Anm. 2.

[4] Vgl. S. 222.

[5] Guilelm. Tyr., XIII, 14.

[6] Tafel u. Thomas, I, n. 41, S. 90: Ueber zwei Punkte, in denen die Bestimmungen des Vertrags durch den König geändert wurden, vgl. Heyd, a. O., I, 163—64.

im heiligen Lande allmählich zu Grunde ging, die letztere gibt uns ein ganz eigenartiges und höchst interessantes Bild kaufmännischer Cultur aus der zweiten Hälfte des Mittelalters. Hier verfolgen wir zunächst die erstere in ihren Hauptmomenten.

König Balduin I. gab 1129 den ihm gehörigen Theil von Tyrus, sowie den von Ptolemais dem Grafen Fulco von Anjou, welchem er damals seine Tochter Melisende vermählte und die Nachfolge auf dem Throne des Königreichs Jerusalem zusicherte.[1] In dem Besitze Fulco's blieb Tyrus denn auch bis zu dem nicht lange danach erfolgten Tode des Königs.

Gleich nach der Eroberung wurden auch die kirchlichen Verhältnisse von Tyrus geordnet. Doch war es nicht möglich, dem Erzbisthum ganz den Umfang wiederzugeben, den es in alten Zeiten, bis zu der Eroberung Syriens durch die Araber, gehabt hatte. Denn während dem Erzbischof damals dreizehn oder vierzehn Suffraganbischöfe untergeordnet gewesen waren, haben die Vorsteher des erneuten Erzbisthums Tyrus deren nur sechs gehabt[2] und auch deren Besitz scheint mehrfach gefährdet gewesen zu sein. Bereits während der Belagerung der festen Stadt hatte man nämlich einen ehrwürdigen Mann, Namens Odo, zum Metropoliten derselben bestimmt; derselbe war jedoch noch vor der Eroberung gestorben.[3] Diese Umstände hatte nun, wie es scheint, namentlich der Patriarch von Antiochien benutzt, um seine Gerechtsame auf Kosten des alten tyrischen Erzstiftes zu erweitern und eine Anzahl der eigentlich diesem gehörigen Kirchen seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Erst vier Jahre später, im Frühling 1128, wurde von dem König unter Beirath des Patriarchen von Jerusalem und der Großen des Reichs der bisherige Prior der Heiligen Grabkirche, Wilhelm, ein Engländer von Geburt, zum Erzbischof von Tyrus erhoben. Von dem Patriarchen von Jerusalem geweiht, eilte derselbe nach Rom,

[1] Tafel u. Thomas, XIII, 24.
[2] Guilelm. Tyr., XIV, 14. Vgl. Wilken, II, 698.
[3] Guilelm. Tyr., XIII, 13.

empfing dort aus der Hand Papst Honorius' II. das Pallium und erwirkte einen päpstlichen Befehl an den Patriarchen von Antiochien, dem Erzbisthum Tyrus die demselben entfremdeten Bisthümer zurückzugeben, ja, es wurde, um diese Angelegenheit zu betreiben, der Cardinalbischof Aegidius von Tusculum als päpstlicher Legat nach dem heiligen Lande gesendet.[1]

Wilhelm starb zu Anfang der dreißiger Jahre.[2] Ihm folgte ein aus Angoumais gebürtiger Franzose, Foucher, der jedoch später (1146) zum Patriarchen von Jerusalem erhoben wurde.[3] In der Zeit dieses Erzbischofs wurde Tyrus von neuem der Gegenstand von Streitigkeiten, weil infolge der Differenzen mit dem Patriarchen von Antiochien die alte Zugehörigkeit zu den Suffraganen desselben, unter denen der Erzbischof von Tyrus ehemals den ersten Platz eingenommen hatte, aufgelöst war: einstweilen ordnete Papst Innocenz II. Tyrus dem Patriarchate von Jerusalem unter; doch wurde auch über diesen und sein ungerechtes Herrschaftsstreben vielfach Klage geführt.

Als im Frühjahr 1146 Foucher zum Patriarchen von Jerusalem erhoben wurde, traten der junge König Balduin III. und seine die Regentschaft führende Mutter Melisende mit den Suffraganbischöfen von Tyrus zu Verhandlungen über die Wahl eines neuen Erzbischofs zusammen. Während aber die Königin-Mutter und ihr Sohn den bei Hofe hochangesehenen Kanzler Radulf, einen Engländer von Geburt, einen stattlichen und gelehrten Mann, gewählt zu sehen wünschten, erklärte sich ein Theil der Geistlichkeit, darunter namentlich die Bischöfe Bernhard von Sidon und Johann von Beirut gegen diesen, den man allzu weltlicher Gesinnung beschuldigte. Doch blieb solcher Widerspruch schließlich vergeblich: Radulf wurde durch königliche Beeinflussung ernannt und behauptete sich auch zwei Jahre lang in dem Besitz der widerrechtlich erworbenen Würde. Erst 1148

---

[1] Guilelm. Tyr., XIII, 23.

[2] Du Cange, a. a. O., S. 749.

[3] Ebend., S. 750. Guilelm. Tyr., XIV, 11.

erging auf die wiederholte Klage der Suffraganbischöfe ein Urtheilsspruch Papst Eugen's III., welcher Radulf's Wahl als ungesetzlich cassirte.[1] An des Entsetzten Stelle bestieg der Prior der Heiligen Grabkirche, Peter, ein Spanier aus Barcelona, ein edler und würdiger, gebildeter und wahrhaft kirchlicher Mann, den erzbischöflichen Stuhl von Tyrus[2], den er bis zu seinem den 1. März 1164 erfolgten Tode innegehabt hat. Radulf wurde später durch die Gunst seines Landsmanns, Papst Hadrian IV., zum Bischof von Bethlehem erhoben.

Die Lage der christlichen Herrschaft im heiligen Lande war damals nun aber schon eine sehr bedenkliche geworden. Zuerst hatte das Aufkommen der Macht Nureddin's und die Eroberung der Grafschaft Edessa durch denselben einen wichtigen Strich der Ostgrenze freigelegt. Der infolge dessen unternommene Kreuzzug, welchen der allgewaltige Einfluß Bernhard's von Clairvaux den widerstrebenden Fürsten sozusagen abgerungen hatte, führte zum kläglichen Untergange des deutschen Heeres in den Wüsten Phrygiens. Damals landeten einzelne Kreuzfahrerzüge bei Sidon, Sarepta und in Tyrus.[3] Auch König Ludwig VII. von Frankreich lagerte nach seiner Ankunft längere Zeit in der Gegend von Tyrus.[4] Die später unternommene Belagerung von Damaskus aber ließ nicht blos die Unfähigkeit, sondern auch die Uneinigkeit der Christen, von seiten der Tempelherren sogar schnöden Verrath offenbar werden. Innerhalb des königlichen Hauses jedoch sah es um nichts besser aus. Die Gunstbeweise, mit denen die Königin-Mutter Melisende einen ihrer Verwandten, ihren Vetter, den Schwestersohn König Balduin's II., Manasse von Hierges[5], überhäufte, erregten endlich so allgemeine Unzu-

---

[1] Guilelm. Tyr., XVI, 17.

[2] Ebend., XVII, 21. 23. 28; XVIII, 6; XIX, 1. 6.

[3] Kugler, Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs, S. 183.

[4] Ebend., S. 187.

[5] Dieser war im Jahre 1140 in das heilige Land gekommen, wurde durch Balduin II. Connetable und Reichsregent. Vgl. Du Cange, a. a. O., S. 544 fg.

riedenheit, daß man schließlich den jungen König selbst damit rfüllte und bestimmte, seine Mutter aus der Regentschaft zu verrängen und selbst die Zügel der Gewalt zu ergreifen.[1] So rschien denn eines Tages Balduin III. im Schmucke der königichen Krone vor seiner überraschten Mutter und stellte an diese die Forderung, daß sie das Reich wenigstens mit ihm theile. Das geschah denn auch: der junge König nahm Tyrus und Accon nebst dem zugehörigen Gebiet für sich, Jerusalem und Nazareth behielt Melisende.[2] Doch hatte diese Theilung natürlich nur kurzen Bestand; der Streit entbrannte bald von neuem und der junge König, welcher den mächtigen Humfried von Toron zu seinem Connetable gemacht hatte, nöthigte seine Mutter endlich durch Waffengewalt und durch Berennung der Burg von Jerusalem, auch diese Stadt nebst ihrem Gebiet abzutreten, sodaß Melisende nun nur noch Nablus behielt.[3]

Als Balduin III. am 10. Februar 1163 gestorben war, ohne Kinder zu hinterlassen, folgte ihm sein jüngerer Bruder Amalrich. Unter diesem nahmen die Verhältnisse des Königreichs Jerusalem anfangs eine günstige Wendung, besonders durch das Bündniß mit Aegypten, welches durch eine einsichtige Politik geboten war, von dem Standpunkte christlichen Uebereifers jedoch als ein Abfall von der christlichen Sache getadelt und deshalb mit Leidenschaft, doch sehr mit Unrecht, angefochten wurde.

Um jene Zeit, den 1. März 1164, starb Erzbischof Peter von Tyrus. Zum Nachfolger desselben wurde auf des Königs Betreiben Bischof Friedrich von Accon gewählt, ein Lothringer von Geburt, aus dem Hause der Grafen de la Roche[4] in den Ardennen, ein Mann von hohem Wuchs, nur wenig gelehrt und mehr Kriegsmann als sich gebührte.[5] Derselbe fand bald einen richtigen Schauplatz für seine Wirksamkeit.

---

[1] Guilelm. Tyr., XVII, 13.
[2] Ebend., XVII, 14.
[3] Ebend.
[4] Du Cange, S. 750.
[5] Guilelm. Tyr., XIX, 6. Vgl. XX, 1. 13. 27; XXI, 4.

Eine acute Krisis war über die unter Amalrich noch einmal für kurze Zeit auflebende christliche Herrschaft im heiligen Lande hereingebrochen. Seitdem der Kurde Saladin Aegypten der Herrschaft Nureddin's unterworfen hatte, konnte dieser, der heftigste Feind der Christen, mit seiner Flotte von dort aus die syrische Küste fortdauernd bedrohen und namentlich den für die Existenz des christlichen Reichs unentbehrlichen Zuzug von Pilgern und Kreuzfahrern so gut wie ganz abschneiden. Die Nothwendigkeit energischer Hülfe aus dem Abendlande, durch die allein die drohende Gefahr noch für einige Zeit abgewandt werden konnte, wurde allen klar; die Leistung derselben zu beschleunigen beschloß man daher, eine Gesandtschaft an die Höfe Europas zu schicken. Die Wahl dazu fiel zuerst auf den Patriarchen Heraklius von Jerusalem und den Bischof von Accon: aber durch einen Sturm nach drei Tagen unter großer Lebensgefahr an die Küste zurückgeworfen traten diese von dem Posten zurück und statt ihrer ging Erzbischof Friedrich von Tyrus mit seinem Suffragan, dem Bischof Johannes von Banias, nach Europa ab, um bei Kaiser Friedrich I. und den Königen von England, Frankreich und Sicilien, sowie andern abendländischen Fürsten Hülfe zu erbitten. Erzbischof Friedrich, dessen Begleiter in Paris starb, blieb zwei Jahre im Abendlande, ohne daß es ihm gelungen wäre, eine Unterstützung des hart bedrängten Königreichs Jerusalem auszuwirken.

Und doch wuchs die Gefahr für dieses inzwischen unaufhaltsam. Der Tod des gefürchteten Nureddin bahnte dem noch gefährlichern Saladin den Weg zur Gründung seines Reichs, in welchem die entschwundene Herrlichkeit des Khalifats noch einmal aufleben zu sollen schien. Wie sollte das ohnmächtige, innerlich zerrissene, tiefkranke Königreich Jerusalem diesem Widerstand leisten? Alle Einsichtigen erkannten, daß man binnen kurzem vor eine verhängnißvolle Entscheidung gestellt sein werde. Und obenein schien nun auch noch die Natur selbst durch gewaltige Drangsale, die sie über das Land verhängte, sich zur Prophetin des drohenden Untergangs zu machen. Ein furchtbares Erdbeben suchte im

Sommer 1170, vom Juni an sich mehrere Monate hindurch in längern und kürzern Pausen erneuernd, Syrien und ganz besonders gerade die Küstenlandschaft heim.[1] Antiochien ging fast vollständig zu Grunde, Tripolis stürzte am 29. Juni so plötzlich zusammen, daß es nur sehr wenigen von den Einwohnern gelang sich ins Freie zu retten; ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, ging es Laodicea und andern Städten. Auch in Tyrus stürzten infolge dieses Erdbebens mehrere feste Thürme ein, jedoch ohne daß jemand von den Einwohnern dabei umgekommen wäre.[2] Um jene Zeit steigender Bedrängniß kam ein Mann auf den erzbischöflichen Stuhl von Tyrus, der für uns nach mehr als einer Seite hin ein besonderes Interesse darbietet.

Am 30. October 1173 starb zu Nablus, wo er längere Zeit krank gelegen hatte, Erzbischof Friedrich von Tyrus.[3] Eine siebenmonatliche Sedisvacanz trat ein; erst im April 1174 wurde durch einstimmige Wahl des Adels und Klerus auf Veranlassung König Amalrich's dessen Kanzler Wilhelm zum Erzbischof erhoben. Von dem König bestätigt empfing derselbe am 8. Juni 1174 in der Grabeskirche zu Jerusalem die Weihe.[4]

Erzbischof Wilhelm von Tyrus, der berühmte Geschichtschreiber der Kreuzzüge, durch welchen Tyrus namentlich bekannt geworden ist, war, wie sich aus seinen eigenen Andeutungen ergibt, aus Syrien selbst gebürtig; die französische Fortsetzung seines Werkes läßt ihn sogar aus Jerusalem selbst stammen. Er wird — denn genaueres ist uns darüber nicht bekannt — im vierten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts geboren sein. Seine Bildung hat Wilhelm vermuthlich außerhalb Syriens, vielleicht in Paris empfangen.[5] Denn nach seinem eigenen Bericht verweilte er zur Zeit der Scheidung König Amalrich's von Agnes

---

[1] Guilelm. Tyr., XX, 19.
[2] Ebend. Vgl. Tafel u. Thomas, a. a. O., II, 363. 366. 367.
[3] Guilelm. Tyr., XXI, 4.
[4] Ebend., XXI, 9.
[5] Nach der altfranzösischen Fortsetzung seines Werks.

von Edessa (1162)[1] auf den Schulen im Abendlande. Heimgekehrt erhielt Wilhelm 1167 auf Verwendung des Königs Amalrich, bei dem er in besonderer Gunst stand, das Archidiakonat der Kirche zu Tyrus[2] und ging noch in demselben Jahre als Gesandter nach Konstantinopel, um mit Kaiser Manuel ein Bündniß gegen Aegypten abzuschließen.[3] Bald danach reiste er in Familienangelegenheiten und dann auch um dem ihn hassenden Erzbischof aus dem Wege zu gehen nach Rom.[4] Von dort zurückgekehrt empfing er von König Amalrich einen neuen Beweis höchsten Vertrauens, indem dieser ihn zum Erzieher seines Sohnes, des spätern Königs Balduin IV., ernannte[5]; namentlich verdankte Wilhelm diese Auszeichnung auch dem Rufe seiner Gelehrsamkeit.[6] Diesem seinem ehemaligen Zöglinge verdankte Wilhelm dann erst die Ernennung zum königlichen Kanzler[7] und später (1174) die Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Tyrus. Als Erzbischof von Tyrus wohnte Wilhelm dann 1179 der berühmten Lateransynode Alexander's III. bei und faßte über dieselbe auf Bitten der anwesenden Bischöfe einen Bericht ab.[8] Auf der Rückreise von Rom verweilte Wilhelm längere Zeit zu Konstantinopel am Hofe des Kaisers Manuel.[9] Von diesem Zeitpunkte an aber fehlt uns jede sichere Kunde über den bedeutenden Mann, und namentlich sind wir über das Ende desselben ohne jede bestimmte Nachricht. Die Angabe einer spätern Quelle, Wilhelm von Tyrus habe sich noch einmal nach Rom begeben, um dort die Absetzung des ihm verfeindeten Patriarchen Heraklius von Jerusalem persönlich zu betreiben und sei auf dessen Anstiften

[1] Guilelm. Tyr., XIX, 4.
[2] Ebend., XX, 1.
[3] Ebend., XX, 4.
[4] Ebend., XX, 18.
[5] Ebend., XXI, 1.
[6] Ebend., XIX, 3.
[7] Ebend., XXI, 5.
[8] Ebend., XXI, 26.
[9] Ebend., XXII, 4.

dort durch Gift aus dem Wege geräumt worden, entbehrt jeder Spur von Glaubwürdigkeit. Aber auch die Angabe anderer, daß Wilhelm von Tyrus 1188 nach dem Falle von Jerusalem als Gesandter in das Abendland geschickt und dann dort vom Papste zur Betreibung des neuen Kreuzzugs an die mächtigsten Fürsten, namentlich Kaiser Friedrich I. und die Könige von England und Frankreich abgeordnet worden sei, und daß er in dieser Eigenschaft namentlich dem berühmten Friedenscongresse zwischen Philipp II. August und Richard von England zu Gisors und Trie beigewohnt habe, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit erweisen und bleibt bei dem ungenügenden Stande der Ueberlieferung nach mehr als einer Seite hin zweifelhaft.

Unzweifelhaft dagegen ist, daß Wilhelm von Tyrus den Höhestand in der Geschichtschreibung der Kreuzzüge bezeichnet und der glänzendste Vertreter derselben ist, ohne daß freilich damit gesagt sein sollte, sein Werk sei frei von Fehlern und Ungenauigkeiten und aus Befangenheit der Auffassung entstandenen Irrthümern. Durchweg aber kennzeichnet sich Wilhelm von Tyrus als einen hochgebildeten, ja auf der Höhe der Wissenschaft seiner Zeit stehenden Mann, frei von den phantastischen Schwärmereien, welche sonst den Geschichtschreibern der Kreuzzüge anzuhaften pflegen: des Landes und der Leute, deren Geschichte er schreiben will, genau kundig, bringt er Dingen, welche den übrigen Geschichtschreibern der Kreuzzüge infolge ihres beschränkten, kirchlich befangenen Standpunktes meist völlig verschlossen blieben, nicht blos ein offenes Verständniß, sondern auch ein unbefangenes Urtheil entgegen. In jedem Fall aber wird er in der Kenntniß der mohammedanischen Verhältnisse von keinem der Schriftsteller, die den gleichen oder einen verwandten Stoff behandelt haben, auch nur annähernd erreicht. Wilhelm von Tyrus begann seine literarische Thätigkeit mit einem Werke, von dem uns leider nichts weiter bekannt ist als aus einer Erwähnung[1] durch den Autor

[1] Guilelm. Tyr., I, 1.

selbst der Titel, nämlich „Gesta principum orientalium“. Dasselbe war auf Anregung des literarisch interessirten Königs Amalrich unternommen und mit dessen Unterstützung ausgearbeitet: im Anschluß an griechische und arabische Nachrichten und namentlich die Geschichte Seith's, des Patriarchen von Alexandrien, gab es eine Geschichte der Araber seit Mohammed. Auch zu seinem Hauptwerke, der uns allein erhaltenen „Historia rerum in partibus transmarinis gestarum tempore successorum Mahumeti usque ad annum 1184“ — es wird gewöhnlich schlechtweg das Buch der Eroberung genannt — verdankte Wilhelm von Tyrus die Anregung dem König Amalrich. Die Abfassung, bei welcher er sich auf eine reiche Fülle seit langen Jahren gesammelten Materials stützte, ist im Jahre 1182 begonnen und in der Hauptsache bis 1184 beendet: da waren zweiundzwanzig Bücher fertig und in denselben die Ereignisse bis zum Herbst 1183 dargestellt. Das schwere Verhängniß, welches Wilhelm von Tyrus eben damals über das heilige Land hereinbrechen sah, benahm ihm natürlich vollends die Lust, die so unerquickliche Geschichte der unmittelbaren Gegenwart zu erzählen; dennoch entschloß er sich nachher dazu und begann in einem dreiundzwanzigsten Buche die Geschichte des Jahres 1184 zu schreiben; aber nur der Anfang dazu ist gemacht: schon mit dem ersten Kapitel bricht die Darstellung ab.[1]

Die Befürchtungen des trefflichen Geschichtschreibers gingen nur allzu schnell in Erfüllung: die Schlacht bei Haittin brachte das christliche Reich mit einem male an den Rand des Verderbens; auch Tyrus wurde von der Katastrophe betroffen, freilich zunächst nur um gegen früher eine noch viel höhere Bedeutung zu erlangen.

Accon, Nazareth, Cäsarea, Haifa und Arsuf, Nablus, Tibnin,

[1] Vgl. Guilelm. Tyr., Praef. und Praef. zu l. XVI und XXIII. Im übrigen genügt es auf v. Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzugs, S. 108 fg., zu verweisen.

Sarepta, Sidon[1] und Beirut[2] fielen in der Zeit, die dem ver-
hängnißvollen Tage von Haittin folgte, schnell nacheinander, zum
Theil ohne Schwertstreich in die Gewalt theils Saladin's selbst,
heils seiner Unterfeldherren. Der nächste Angriff galt dann
Tyrus[3], wohin sich fast die gesammte streitbare Mannschaft der
hristen geflüchtet hatte; wer dem Blutbade zu Haittin entgangen
ar, hatte sich hinter den Mauern der für uneinnehmbar gelten-
n Festung in Sicherheit gebracht; dorthin waren auch die Be-
ßungen der durch Capitulation den Mohammedanern über-
benen Burgen und Städte abgezogen. Als Saladin aber vor
r Stadt erschien, fand er die Situation sehr zu seinem Nach-
eil verändert: statt des feigen und verrätherischen Reinald von
idon[4], der ihm unter dem ersten Eindruck der Kunde von
aittin die Uebergabe der Stadt in Aussicht gestellt hatte, fand
aladin Tyrus in den Händen des tapfern Markgrafen Konrad
on Montferrat, der entschlossen und befähigt war, sich in der
widerstandsfähigen Festung bis auf das Aeußerste zu halten;
nen solchen Erfolg aber konnte der heldenmüthige Ritter um so
er hoffen, als Saladin ja keine Flotte hatte, ohne eine solche
ber der Angriff auf Tyrus erfolglos bleiben mußte.

Einer eigenthümlichen Fügung war es zu danken, daß zur
eit jener Katastrophe der wichtigste Platz der ganzen syrischen
üste in so zuverlässige Hände gerathen war. Auf einem genue-
schen Schiff war Konrad von Montferrat von Konstantinopel
m 13. Juli in Accon eingelaufen, hatte zu spät entdeckt, daß
e Stadt inzwischen schon in die Gewalt der Mohammedaner
fallen war; doch war es ihm gelungen, den Befehlshaber hin-
halten und durch die Vorspiegelung, er sei ein mit reicher La-
ng angekommener Genuese, zu täuschen und dann unter dem

---

[1] Vgl. oben S. 116.

[2] Vgl. oben S. 68.

[3] Zu dem Folgenden vergleiche durchweg die eingehende Darstellung
R. Röhricht, Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge, I, 133 fg.

[4] Vgl. oben S. 116.

Schutze der Nacht glücklich aus dem Hafen und nach Tyrus zu entkommen. Die Einwohner von Tyrus, durch die feige Flucht Reinald's von Sidon ihres Hauptes gerade in dem Moment der höchsten Gefahr beraubt, überantworteten sich mit Freuden dem Schutze des seiner ritterlichen Tugenden wegen berühmten Mannes; unter der Leitung desselben wurden sofort alle zur energischen Abwehr des von Saladin drohenden Angriffs nöthigen Maßregeln getroffen; selbst zur List nahm man, als der Sieger von Haittin erschien und die Belagerung begann, seine Zuflucht: um die Zahl der Vertheidiger größer erscheinen zu lassen als sie war, zeigten sich Knaben und selbst Weiber in kriegerischer Rüstung versteckt auf den Mauern. Schon nach kurzer Zeit beschloß Saladin daher den für jetzt noch aussichtslosen Angriff aufzugeben. Er wandte sich südwärts, nahm nach tapferm Widerstande Askalon; zu Anfang des October ergab sich das anfangs hartnäckig vertheidigte Jerusalem: Tyrus war nun der einzige Platz von Wichtigkeit, der den Christen noch geblieben war, und von der fernern Behauptung desselben hing für die Christen die Möglichkeit, sich noch in der kleinen Küstenlandschaft zu behaupten ebenso ab wie von seiner Eroberung für Saladin die Erfüllung seines Wunsches, die Christen völlig aus Syrien zu vertreiben. So mußte es denn schon nach kurzer Zeit zu einem neuen, aber bei der Wichtigkeit der erstrebten Entscheidung auch noch viel leidenschaftlichern Kampfe um Tyrus kommen.

Bereits am 12. November schlug Saladin zum zweiten male sein Lager auf der Landenge vor Tyrus auf. Dort aber war man inzwischen auch nicht unthätig gewesen: die Befestigungen waren von der muthigen Bürgerschaft unter Leitung Konrad's von Montferrat bedeutend verstärkt und alles in Bereitschaft gesetzt worden. Vergebens suchte Saladin Konrad von Montferrat von seiner Pflicht abwendig zu machen und durch allerhand lockende Versprechungen zur Uebergabe des besten Bollwerks der Christen zu bestimmen. So begann denn der Kampf.[1] Die

---

[1] Wenn Saladin auf einem Berge in der Nähe von Tyrus seinen

Belagerungsmaschinen wurden gegen die Stadt herangeführt und eröffneten ihre Arbeit; doch hatte ein am 25. November unternommener Sturm keinen Erfolg; namentlich trugen die vortrefflichen Bogenschützen, welche auf den zu beiden Seiten der Landenge aufgestellten und zum Schutz gegen die feindlichen Angriffsgeräthe mit Leder bedeckten pisaner und genueser Schiffen postirt waren, rühmlich zur siegreichen Abweisung des feindlichen Angriffs bei.

Der Eindruck, den dieser erste entschiedene, mit schweren Verlusten verbundene Miserfolg nach so vielen und so schnell gewonnenen Erfolgen auf das verwöhnte Heer Saladin's machte, war ein sehr nachtheiliger und tief entmuthigender. Nur mit Mühe hielt Saladin sein Heer noch beieinander, während er aus Accon, Gabala und Beirut Schiffe herbeirief, um Tyrus auch von der See her angreifen zu können. Das Glück aber blieb den Christen günstig. Während dieselben durch die falsche Meldung, daß die Besatzung von Tyrus nur noch an die Flucht denke, Saladin in Siegeszuversicht einwiegten, machten sie, dem auf den 30. December festgesetzten neuen Angriffe Saladin's zuvorkommend, mit ihren Schiffen einen plötzlichen Ausfall aus dem Hafen, nahmen fünf dort kreuzende Schiffe Saladin's, bemannten dieselben sofort, griffen die in der Bucht nach dem Festlande zu liegende Flotte Saladin's an und nahmen dieselbe fast vollständig; ein einziges Schiff rettete sich durch schleunige Flucht nach Beirut; der Rest lief, um nicht in die Gewalt der Christen zu fallen, auf das Land und wurde dort auf Saladin's Befehl verbrannt. Gleichzeitig wurde zu Lande mit der äußersten Erbitterung gekämpft: schon war in die äußere der drei Mauern Bresche gelegt und dieselbe in die Gewalt der Angreifer gefallen; dennoch mußten diese wieder weichen und wurden schließlich hart bedrängt zum Rückzug in ihr Lager genöthigt.

Standort genommen hatte, so kann dabei wol nur an die Höhe von Maschuk gedacht werden. Vgl. auch hier durchweg Röhricht, a. a. O., S. 150 f.

Nach dieser neuen Schlappe war natürlich die Kampflust des ohnehin schon mismuthigen und gegen seinen Willen vor Tyrus zurückgehaltenen Heeres vollends entschwunden und Saladin blieb, so schmerzlich er die Niederlage empfinden mochte, nichts anderes übrig, als die Belagerung aufzuheben und so schnell wie möglich den Rückzug anzutreten. In der Nacht vom 1. zum 2. Januar 1188 trat er, nachdem er die Maschinen, so weit sie nicht zerlegt und so mit fortgeführt werden konnten, den Flammen überliefert hatte, den Rückzug an und schlug drei Tage darauf sein Lager bei Accon auf.

Unter den Mauern von Tyrus war das Schicksal der christlichen Herrschaft in Syrien entschieden worden: der Fall der berühmten Festung hätte auch den Rest der christlichen Herrschaft unhaltbar gemacht; in Tyrus war dieselbe noch einmal gerettet worden. So wichtige Erfolge Saladin auch noch weiterhin davontrug und so zahlreich die bisher noch gehaltenen Festen der Christen in seine Gewalt fielen, in Tyrus, Tripolis und Antiochien behauptete sich das Banner des Kreuzes, und die Ueberlegenheit der Christen zur See machte Saladin eine weitere Ausnutzung der gewonnenen Vortheile unmöglich. Ja, an einzelnen Punkten gingen die Christen, durch neuen Zuzug aus dem Abendlande verstärkt, wieder zum Angriff über und erlangten einen oder den andern Vortheil. Leider fehlte es ihnen aber nach wie vor an dem ersten und unerläßlichsten Erforderniß, um dem Kampfe im allgemeinen eine entschiedenere Wendung zu ihren Gunsten zu geben: kaum daß in den Augenblicken der höchsten Gefahr, wo eben alles auf dem Spiele gestanden hatte, die leidige Uneinigkeit der christlichen Großen zum Schweigen gebracht worden und das allgemeine Beste für kurze Zeit allein maßgebend gewesen war, sobald man nur wieder aufathmete und nicht ganz unmittelbar von der Gefahr sofortigen Untergangs bedroht schien, erneute sich auch der alte Parteihader wieder, entbrannten die alten Intriguen mit erhöhter Leidenschaftlichkeit und ließen so meistens das eben erst durch erzwungene Einigkeit Gewonnene durch den Rückfall in die alte Uneinigkeit wieder verloren gehen. Gerade da,

› der Bestand des kleinen Restes der christlichen Herrschaft eben
ch einmal gerettet worden war, hatte man bald danach Gelegen-
it, diese leidige Beobachtung in der schlagendsten Weise zu
achen. Als nämlich Guido von Lusignan, der unfähige Titular-
nig von Jerusalem, der mit zahlreichen Großen zu Haittin in
: Gewalt Saladin's gefallen war, endlich befreit war und über
ripolis nach Tyrus eilte und in die Stadt, die jetzt in jeder
insicht die Hauptstadt des christlichen Gebietes zu sein berufen
ar, einziehen und von derselben als seiner Stadt Besitz ergrei-
n wollte, verweigerte ihm der heldenmüthige Vertheidiger der-
lben, Konrad von Montferrat, in den verletzendsten und für
en König demüthigendsten Formen den Einlaß, sodaß Guido
ichts anderes übrig blieb als mit den ihm zugeströmten Tau-
enden von Pilgern in der Ebene vor der Stadt sein Lager auf-
zuschlagen, wo er bald so harten Mangel litt, daß selbst Sala-
din von Mitleid ergriffen sein und ihm einiges zur Linderung
seines Elends zugeschickt haben soll. Und in dieser unwürdigen
Lage ließ man den König ein volles Jahr! Konrad von Mont-
ferrat hat eben augenscheinlich einmal die Befürchtung gehegt,
daß der König seine so glänzenden Dienste mit Undank belohnen
werde, und dann in der Stille wol die Absicht gehabt, sich in
Tyrus auf die Dauer selbst zum Herrn zu machen; hatte er sich
doch gleich bei seiner Ankunft von den Einwohnern, die ihn wie
ihren Retter begrüßten, die Stadt auf so lange übergeben lassen
als bis einer von den vier Königen von Deutschland, England,
Frankreich oder Sicilien nach Syrien kommen würde. Bedenk-
licher freilich war es schon, daß Konrad auch diejenigen mit Un-
dank belohnte, die ihm zu der glücklichen Vertheidigung von
Tyrus vorzugsweise geholfen hatten. In dieser Hinsicht hatten
namentlich die Pisaner bald bitter zu klagen, denn von den glän-
zenden Zusagen, durch die der Markgraf einst die Hülfe der-
selben zu erkaufen geeilt hatte, wurde jetzt wenig oder nichts
wirklich gehalten. Die ehrgeizigen Pläne des tapfern Mark-
grafen nahmen später bekanntlich noch einen viel kühnern Flug:
as Streben desselben ging auf die Gewinnung der Krone des

Königreichs Jerusalem selbst; diesem Zweck sollte namentlich seine Vermählung mit Elisabeth, der jüngern Schwester Sibylle's, der Gemahlin des Königs Guido, die er für die eigentliche Erbin des Thrones ausgab, dienen.[1] Das Eintreffen der englischen und französischen Kreuzfahrer und namentlich die ganz andere Ziele verfolgende Politik Richard Löwenherz' von England durchkreuzten die Absichten Konrad's von Montferrat, der um sein Ziel zu erreichen schließlich ja nicht einmal vor dem Bündniß mit Saladin, der ihn als König von Jerusalem anerkannte, zurückschreckte. Da wurde der Markgraf am 28. April 1192 in Tyrus selbst von zwei Assassinen meuchlings erdolcht.[2]

[1] Vgl. Wilken, IV, 307 fg.
[2] Ebend., S. 407 fg.

VII.

Die venetianische Commune in Tyrus.

Die Geschichte des königlichen Antheils an der 1124 von n Christen genommenen Stadt Tyrus bis zum Ausgange des !. Jahrhunderts spiegelt, wie wir gesehen, im wesentlichen die schichtliche Entwickelung des Königreichs Jerusalem wieder. Zu n eigenartigsten und interessantesten Stücken aber aus der Ge= ichte der Christen im Orient und zugleich aus der Cultur= chichte Syriens bildet die Geschichte der venetianischen Handels= derlassung in der alten Phönizierstadt, welche durch dieselbe h einmal zu hoher Bedeutung und reicher Blüte gelangte und leich eins der wichtigsten Centren wurde für die Ausübung Einflusses der abendländischen Cultur auf die der arabischen ltur und dann der türkischen Uncultur verfallenen Gebiete, in en doch einst die Wiege der menschlichen Cultur überhaupt anden hat. Gerade in dieser Hinsicht wurde die Bedeutung Tyrus noch wesentlich gesteigert, seitdem es durch die helden= thige Vertheidigung unter Konrad von Montferrat sich seines n im Alterthum bewährten Ruhmes, eine der festesten Städte riens zu sein, wiederum bemächtigt hatte und damit zum uptstützpunkte der so traurig zusammengeschmolzenen christlichen rschaft geworden war. Von diesen merkwürdigen und für die stände von Tyrus in jener Zeit so höchst charakteristischen hältnissen, welche zugleich für die Geschichte der eigentlichen adt und ihrer Bauwerke, von denen uns sonst nirgends eine

genauere und sicherere Kunde erhalten ist, von hohem Interesse sind, versuchen wir im Nachstehenden, den bis dahin verfolgten Faden historischer Erzählung einstweilen fallen lassend, im Anschluß an die uns erhaltenen Urkunden ein zusammenhängendes Bild zu entwerfen.[1]

Wie die Genuesen je ein Drittel von Arsuf, Cäsarea und Accon und wahrscheinlich auch von Beirut besaßen und außerdem ein Quartier in Jaffa und Jerusalem hatten[2], so hatten die Venetianer für die in kritischer Zeit geleistete Hülfe, wie wir sahen[3], außer ihren Quartieren in Haifa, Accon, Sidon und Jerusalem auch noch den dritten Theil des durch sie mit eroberten Tyrus erhalten: es war ihnen durch den 1123 vor Antritt des Zugs geschlossenen Vertrag das Recht auf ein eigenes Quartier mit Markt, Kirche, Bad und Backofen in jeder Stadt des Königreichs Jerusalem zugesichert worden. Doch ist diese Zusage niemals erfüllt worden, ebenso wenig wie die, daß ihnen ein Drittel von Askalon eingeräumt werden sollte.[4] Allerdings kann man den Königen von Jerusalem eigentlich keinen Vorwurf daraus machen, daß sie die Erfüllung jener in einer Zeit der Noth gemachten Zusagen nachher mit Erfolg in Vergessenheit zu bringen bemüht gewesen sind. Diese mit Privilegien aller Art ausgestatteten Ansiedelungen der italienischen Seestädte schwächten die ohnehin ja schon so geringe Macht der Könige nur noch mehr und paßten in den Rahmen der Lehnsmonarchie, wie sie sonst

---

[1] Die Hauptquelle für diese Zusammenstellung sind die schon mehrfach angeführten: Urkunden zur ältern Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig, herausgegeben von G. L. Fr. Tafel und Dr. G. M. Thomas (3 Thle., Wien 1856--57), wovon für diese Zeit namentlich Bd. II in Betracht kommt; die wichtigste Vorarbeit Heyd, Le colonie commerciali degli Italiani in Oriente nel medio evo, nach desselben Arbeit in der Tübinger Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft (Bd. 17—20), übersetzt und mit Anmerkungen bereichert durch Giuſ. Müller (2 Bde., Venedig und Turin 1866).

[2] Heyd, I, 173.

[3] Vgl. oben S. 234 fg.

[4] Tafel u. Thomas, I, 88—90

bei der Organisation der christlichen Herrschaft im heiligen Lande durchgeführt worden war, durchaus nicht hinein, sondern durchbohrten und zersetzten das System nach allen Seiten hin in der bedenklichsten Weise. Nahmen doch die Venetianer eine geradezu königliche Stellung ein, d. h. sie erfreuten sich gleicher Unabhängigkeit nach oben wie der König selbst: die Straßen, Plätze und Bäder, die sie in jeder Stadt des Königreichs haben sollten, sollten, wie ihnen ausdrücklich eingeräumt war, „von jeder Last frei sein wie des Königs Eigenthum frei ist.“[1] Man könnte demnach geradezu sagen, die Venetianer mit ihren Colonien in Syrien und namentlich mit der alle andern an Wichtigkeit übertreffenden Handelsniederlassung in Tyrus bildeten einen Staat im Staate. Denn nur in einem einzigen Punkte sehen wir sie gehalten, etwas zu den Bedürfnissen der Gesammtheit beizutragen und derselben ihrerseits zu dienen. In der Urkunde nämlich, durch welche er den Venetianern die ihnen zur Zeit seiner Gefangenschaft von den Großen des Reichs gemachten Zugeständnisse bestätigte, hatte König Balduin II. denselben wenigstens die eine Verpflichtung auferlegt, zur Vertheidigung von Tyrus, d. h. der Stadt und ihres Gebietes, eine den Einkünften aus dem ihnen gehörigen Drittel der Stadt entsprechende Zahl von Rittern zu stellen.[2] Dem ganz entsprechend finden wir denn auch späterhin in der in den Assisen des Königreichs Jerusalem enthaltenen Matrikel über die von den einzelnen Herren und Städten aufzubringenden Mannschaften, daß von den 28 Rittern, welche die Seigneurie Tyrus überhaupt zu stellen hat, drei von Seiten der Venetianer aufzubringen sind.[3] Dem entsprechend wird man

[1] Tafel u. Thomas, I, 85: ... iure hereditario imperpetuum possidenda, ab omni exactione libera, sicut sunt regni propria. In derselben Urkunde l. c. 88 heißt es in Betreff des Venedig zugesagten Drittels von Ascalon, dasselbe solle die Republik besitzen „libere et regaliter sicut rex alias duass“. Ebenso in der Bestätigung durch König Balduin II., l. c. 90 u. 93.

[2] Vgl. Balduin's Urkunde, a. a. O., S. 93.

[3] Assises de Jérusalem (éd. Beugnot), I, 425.

denn auch, obgleich sich darüber keine bestimmte Angabe findet, wol annehmen dürfen, daß auch von den hundert „Sergeanten", welche die Stadt Tyrus zu stellen gehalten war [1], ein entsprechender Theil den Venetianern zukam. Späterhin scheint man die den italienischen Seestädten gemachten Zugeständnisse geradezu bereut zu haben, und, da man dieselben ohne Rechtsverletzung aus den ihnen eingeräumten Besitzungen nicht verdrängen konnte, so suchte man wenigstens die Vermehrung der in einer solchen Ausnahmestellung befindlichen Ländereien möglichst zu hindern; dem entsprechend enthalten die Assisen von Jerusalem geradezu die Bestimmung, daß die italienischen Communen außerhalb des Lehnsverbandes stehende Besitzungen überhaupt nicht mehr erwerben dürfen. [2]

Dergleichen Bestimmungen, welche zu umgehen die Venetianer und ihre Landsleute natürlich schließlich doch Mittel und Wege genug fanden, erscheinen auf den ersten Blick zwar sehr engherzig, werden aber bei genauerer Betrachtung doch als gerechtfertigt anerkannt werden müssen, wenn man sich die fast vollkommen eximirte Stellung vergegenwärtigt, welche diese italienischen Colonien oder — wie sie amtlich genannt wurden — diese Communen im Königreich Jerusalem einnahmen. [3]

Der Name Commune darf zunächst nicht zu der irrigen Vorstellung verleiten, als ob diese Niederlassungen nach Art der städtischen Communen Italiens organisirte Gemeinwesen gewesen wären, welche das jenen zu Grunde liegende Princip der Selbstverwaltung zu vollem Ausdruck gebracht hätten. Allerdings scheinen in älterer Zeit diese Colonien durch Beamte geleitet worden zu sein, welche von den ihnen angehörigen Kaufleuten selbst

---

[1] Beugnot, l. c. Eine ähnliche Verpflichtung — Vertheidigung eines Thurms — lag den Venetianern in Accon ob. Heyd, I, 175—76.

[2] I, 372, 399; II, 255 (éd. Beugnot). Vgl. Heyd, I, 176.

[3] Zu dem Folgenden vgl. Heyd, I, 176 fg. und Relazioni dei Consoli Veneti nella Siria (Turin 1866).

gewählt wurden.[1] Später jedoch finden wir die Einrichtung durchweg so geordnet, daß die Behörde der Mutterstadt — wenn man den Ausdruck in dem hier allein möglichen beschränkten Sinne gelten lassen will — den Vorsteher für die Colonie ernannte. Diese Vorsteher der Handelscolonien im Auslande heißen bei den Pisanern und Genuesen Consuln, bei den Venetianern Baili.[2] In der ältern Zeit hatte jede einzelne Colonie ihren besondern Bailo, ihren eigenen Vorsteher; späterhin dagegen wurde gewöhnlich für die sämmtlichen Colonien eines Landes ein Consul oder Bailo ernannt, der in dem wichtigsten Handelsplatze des betreffenden Gebietes seinen Sitz hatte, von dort aus alle einzelnen Niederlassungen leitete und die Interessen seines Staates ebenso wie aller seiner einzelnen Landsleute zu vertreten hatte. In dieser letztern Bestimmung des italienischen Consulats oder Bailats ist demnach das Uebergangsstadium zu erkennen, durch welches sich aus dem alten, einer einzelnen Colonie vorgesetzten Consulate unser heute geltendes Consulat als wichtiges internationales Institut zum Schutze der im Auslande lebenden Angehörigen eines Staates allmählich entwickelt hat. Nach der andern Seite hin lehnt sich das ältere italienische Consulat an an die in Frankreich früh vorkommenden Consuls de mer, die Consules mercatorum et marinariorum in den italienischen Städten im 10. Jahrhundert, weiter rückwärts an die Telonarii der Westgothen, für die man das Vorbild wiederum in dem Praetor peregrinus der Römer und dem πρόξενος der Griechen sehen kann.[3]

Die Consuln oder Baili oder — denn auch diese Benennung kommt vor — Vicecomites waren also von der Mutterstadt den Colonien oder besser einem ganzen Colonialgebiete vorgesetzte Beamte. Die venetianischen Consuln wurden, wie man wol aus den analogen Einrichtungen in Pisa und Genua schließen

---

[1] Relazioni, p. 10.

[2] Baiulus = paedagogus, bann = mercatorum praetor.

[3] Relazioni (prefazione).

darf, von dem Dogen unter Beirath des Großen Rathes ernannt, oder es stand doch dem letztern ein Bestätigungsrecht zu. Die Amtsdauer des Consuls war von vornherein auf eine bestimmte Zeitdauer bemessen; durch eine genaue Instruction wurde dem neu ernannten sein Verhalten vorgeschrieben.[1] Aehnlich wie die an den verschiedenen fürstlichen Höfen beglaubigten venetianischen Gesandten nach Ablauf ihrer Mission über die von ihnen während derselben gemachten Wahrnehmungen Bericht zu erstatten und die Gesammtheit ihrer Thätigkeit in einem Vortrage vor dem Großen Rath zusammenzufassen hatten, eine Einrichtung, welcher wir bekanntlich die für die Kenntniß der neuern Geschichte geradezu unschätzbaren Relationen der venetianischen Botschafter verdanken, so mußten auch die venetianischen Baili oder Consuln über den Zustand der ihnen unterstellt gewesenen Colonien nach Ablauf ihrer Amtszeit einen Bericht erstatten. Diese Berichte sind für die Kenntniß der hierhergehörigen Verhältnisse von der höchsten Bedeutung. Der erste venetianische Consul, dessen Name auf uns gekommen ist, ist Teofilo Zeno, welcher 1217 als baiulus in Suria, d. i. als Bailo in Syrien vorkommt.[2] Von der Mitte des 13. Jahrhunderts an kennen wir dann aber eine ganze Reihe von Namen venetianischer Consuln in Syrien; die von den Inhabern des wichtigen Postens erstatteten Relationen freilich sind leider nur ganz lückenhaft erhalten. Unter den venetianischen Baili oder Consuln in Syrien, welche je nach den Verhältnissen abwechselnd in Accon oder in Tyrus residirten, finden wir übrigens die berühmtesten Familien der Republik mehrfach vertreten. In dieser Stellung kommen z. B. vor: Marsilio Zorzi 1243, Nicolo Michiel 1256, Marco Giustiniani 1258, Nicolo Quirini 1263, Michele Doro 1264, Filippo Bellegno 1271, Pietro Zeno 1271, Alberto Morosini 1277 u. a. m.

---

[1] Relazioni, p. 11.

[2] Tafel u. Thomas, II, 196. Vgl. Heyd, I, 177, der zeigt, daß 1217 die richtige Zahl ist, nicht 1117, wie Foscarini, Della letteratura veneziana, p. 25, meint.

Damals war die Einrichtung des Consulates durch das Zu-
mmenwirken der Assisen von Jerusalem, und der venetianischen
esetzgebung selbst zu einem in allen Theilen sorgsam ausgebil-
ten Systeme entwickelt worden. In den drei Consoli dei mer-
anti in Venedig hatte man eine Centralbehörde geschaffen, wel-
er alle Bailate und Consulate ohne Ausnahme untergeordnet
aren. Dadurch erst kam in den ganzen Verwaltungszweig eine
harf ausgeprägte, der Sache, die es zu fördern galt, höchst
ienliche Gleichmäßigkeit. Unter den verschiedenen Baili und
onsuln aber, welche unter der Oberleitung der Consoli dei
ercanti standen, nahm entsprechend der noch immer vorwie-
enden Bedeutung gerade der syrischen Handelsbeziehungen der
Bailo oder Consul in Syrien den hervorragendsten Platz ein.
Die Residenz desselben wechselte je nach den Verhältnissen und
en sich aus denselben ergebenden besondern Bedürfnissen; lange
Zeit hindurch war sie dauernd in Tyrus.

Der Bailo für Syrien, welcher den Titel magnifico
essere führte, mußte dem venetianischen Adel angehören. Er
lieb, vom Großen Rath ernannt, zwei Jahre im Amte, erhielt
ußer den ihm zustehenden tarifmäßigen Consulatsgebühren[1]
00 Dukaten an Sold und einen Antheil von den Geschenken,
elche die Sultane der Republik zu machen pflegten. Er war
er Träger der venetianischen Staatsgewalt in dem ihm unter-
ellten Gebiet, dessen Einwohner daher, soweit sie dem venetia-
ischen Staate angehörten, ihm den Treueid zu leisten verpflichtet
aren. In dieser Eigenschaft war der Baili das Haupt und der
epräsentant der gesammten venetianischen Nation in Syrien,
er Protector der zugehörigen Schiffer und Kaufleute, der Rich-
r in den Streitigkeiten derselben, Einnehmer der öffentlichen
bgaben, deren Ertrag zur Unterhaltung der Factoreien und
andungsplätze verwendet wurde; er hatte darauf zu sehen, daß

[1] Solche waren z. B. zu entrichten, wenn vor dem Bailo der Verkauf
es Hausgrundstücks contractlich vollzogen wurde: Tafel u. Thomas,
, 361.

nicht blos die allgemeinen Gesetze beobachtet wurden, sondern auch die besondern von dem Herrn einer einzelnen Stadt für diese erlassenen Bestimmungen. Er hielt auf die Erfüllung der geschlossenen Contracte und auf Pünktlichkeit in der Leistung der schuldigen Zahlungen und sorgte für Ruhe und Freiheit des Handels und Verkehrs. Als Repräsentant der venetianischen Staatsgewalt erschien der Bailo an Fest- und Galatagen auch äußerlich mit absichtsvoll berechnetem Pomp: im langen, golddurchwirkten und gestickten Gewande von carmoisinrother Farbe und Atlas oder Damast (duliman), das von einem reich mit Gold gesticktem Gürtel zusammengehalten wurde; darüber trug er ein gleichfalls kostbar geziertes weitärmeliges Gewand (ducale); sein Kopf war mit einem nach oben hin breiter werdenden Baret bedeckt.[1]

Beigeordnet waren dem Consul für die ganze Dauer seines Amtes zwei Räthe (consiliarii), ohne deren Mitwissen derselbe nichts vornehmen durfte.[2] Diese Räthe wurden mit dem Consul zusammen aus Venedig geschickt. Außerdem aber gab es in manchen syrischen Städten, wie z. B. in Accon, eine besondere Repräsentation der dort ansässigen Venetianer, einen „Rath", ja, zuweilen kommen sogar ein Großer und ein Kleiner, ein Weiterer und ein Engerer Rath (senatus, consilium) vor.[3] Diese Körperschaft konnte der Consul bei besonders wichtigen Angelegenheiten um ihre Meinung befragen; später, nach einem 1331 erlassenen Gesetz, mußte er denselben in solchen Fällen hören.[4]

Der Oberaufsicht dieser Centralbehörde waren nun die venetianischen, d. h. die aus den in Syrien ansässigen Venetianern gebildeten Behörden in den einzelnen Colonialstädten oder den venetianischen Quartieren der einzelnen Städte untergeordnet.

---

[1] Relazioni, p. 12.
[2] Ebend., S. 13. Heyd, I, 178.
[3] Tafel u. Thomas, III, 37. 39 fg.
[4] Relazioni, p. 13. Heyd, I, 179.

In diesem Gebiete der besondern Verwaltung kommen nun zunächst die die Rechtspflege betreffenden Verhältnisse in Betracht. Denn auch in ihrer Rechtspflege genossen die Italiener und die Venetianer insbesondere einer durchaus eximirten Stellung im Königreich Jerusalem. Ihre Angehörigen standen nämlich nicht vor den für alle andern Bürger maßgebenden Cours des bourgeois, deren es wie in allen Städten so namentlich auch in Tyrus einen gab[1], zu Recht, sondern hatten ihre eigenen, mit Schöffen aus ihrer Mitte besetzten Gerichtshöfe, denen wie den königlichen ein Vicecomes präsidirte.[2] In gleicher Weise wie die Venetianer wurden auf Grund dieser Einrichtung auch die Pisaner und Genuesen nur von ihresgleichen gerichtet. Ja, das ging so weit, daß auch die einer andern Nation Angehörigen, wenn sie in dem betreffenden italienischen Quartier ansässig waren, ihr Recht doch vor diesem Schöffengericht nehmen mußten.[3] Das war z. B. in Bezug auf die Juden und die syrischen Christen, welche in dem den Venetianern eingeräumten Drittel von Tyrus wohnten, gleich in dem Vertrage vom Jahre 1123 festgesetzt worden.[4] Außer in Tyrus gab es dann solche venetianische Gerichtshöfe noch in Accon und in Beirut.[5] Die Mitglieder dieser Gerichtshöfe verpflichteten sich bei dem Antritte ihres Amtes durch einen besondern Eid zu Treue und gewissenhafter Pflichterfüllung.[6]

Vor diese Gerichtshöfe, deren Vorhandensein eigentlich schon

---

[1] Assises de Jérusalem (éd. Beugnot), I, 421.

[2] Daher heißt die Einräumung dieses Rechts geradezu die eines vicecomitatus. Vgl. Tafel u. Thomas, II, 358: Nam habemus nostram curiam integram, secundum quod Rex habet.

[3] Heyd, I, 180.

[4] Vgl. die spätern Beschwerden über die Verletzung dieses Punktes: Tafel u. Thomas, II, 366—377.

[5] Tafel u. Thomas, I, 87. 92; II, 231. 233.

[6] Die für die Mitglieder des Hofes zu Tyrus vorgeschriebene Eidesformel, die der an andern Orten geltenden gewiß im wesentlichen entsprochen hat, steht in dem Berichte des Bailus Marsilius Georgius bei Tafel u. Thomas, II, 360.

eine schwere Schädigung des königlichen Ansehens im Lande enthielt, gehörten nun sowol die bürgerlichen Streitfragen wie die Criminalsachen, jedoch nur innerhalb gewisser Grenzen. In bürgerlichen Streitsachen waren diese Gerichtshöfe nur competent, wenn Venetianer gegen Venetianer klagten oder wenn ein Fremder gegen einen Venetianer processirte. Klagen von Venetianern gegen Nichtvenetianer mußten vor dem königlichen Gerichte oder dem des betreffenden Territorialherrn angebracht werden.[1] Acte der freiwilligen Gerichtsbarkeit gehörten vor den königlichen Hof, sobald es sich bei denselben irgendwie um Immobilien handelte; sonst wurden sie vor dem venetianischen Hofe vollzogen. Von den Criminalsachen stand diesem letztern jedoch nur die leichtern Sachen abzuurtheilen zu[2]; alle schwerern Vergehen, wie namentlich Körperverletzung, Mord, Raub, Hochverrath und Ketzerei konnten nur vor dem königlichen Gerichtshofe abgeurtheilt werden.[3] Daß dieser Vorbehalt zu Gunsten der königlichen Gerichtsbarkeit in den Vertrag von 1123 nicht ausdrücklich Aufnahme gefunden hatte, gab späterhin den Anlaß, daß die Venetianer in Tyrus auch diese schwerern Fälle vor ihr Forum zu ziehen berechtigt sein wollten.[4]

Außer dem königlichen Gerichtshofe und dem der betreffenden italienischen Commune gab es nun aber in den syrischen Küstenstädten und namentlich auch in dem damals durch seinen Handel wieder so wichtig gewordenen Tyrus noch einen besondern Gerichtshof, vor welchen die aus den Verhältnissen des Handels und der Schifffahrt entspringenden Rechtsstreitigkeiten gehörten, die sogenannte Cour de la chaine, so genannt nach der den Eingang zu dem Hafen schließenden Kette.[5]

---

[1] Tafel u. Thomas, I, 87: Si vero aliquod placitum vel alicuius negotii litigationem Veneticus erga Veneticum habuerit etc., etc. Vgl. Heyd, I, 180.

[2] Tafel u. Thomas, II, 100.

[3] Ebend., II, 101.

[4] Ebend., II, 358.

[5] Vgl. Assises de Jérusalem (éd. Beugnot), II, XXIII.

Außer der Leitung der einschlagenden Gerichtsbarkeit lag nun auch noch die Sorge für die öffentliche Ruhe und Sicherheit in den Händen der den Colonialcommunen vorgesetzten italienischen Beamten.[1] In allen diesen Beziehungen hatte der Consul oder Bailo die Oberaufsicht; ihm lag namentlich auch die Bewahrung der Besitzungen und der Rechte seiner Nation ob.

Der Besitzstand der italienischen Colonialcommunen in Syrien setzte sich nun aber — wie schon aus den früher mitgetheilten Bestimmungen der Schenkungs- und Verleihungsurkunden zu ersehen war[2] — nicht blos aus den denselben in verschiedenen Städten eingeräumten Grundstücken und, wie das bei den Venetianern in Tyrus der Fall war, ganzen Quartieren zusammen, sondern es bildeten einen sehr wesentlichen Bestandtheil derselben die außerhalb der Städte gelegenen Ländereien der verschiedensten Art. Innerhalb der Städte besaßen diese Communen je nach den besondern Bestimmungen eine oder mehrere Kirchen, Gerichtshäuser, Speicher, Fleischbänke Bäder und Backöfen; dazu kamen dann die Wohnhäuser der Beamten, sowie die Wohnhäuser und Buden, welche vermiethet wurden und deren Miethsertrag einen wichtigen Posten in dem Einnahmeetat der Commune bildete. Namentlich gaben diese letztern einen reichen Gewinn um die Zeit, in welcher der Handel sich hauptsächlich entfaltete: denn derselbe concentrirte sich in eine bestimmte, verhältnißmäßig kurze Zeit; es fand also eine Art von Messe statt: denn die italienischen Seefahrer pflegten sich zweimal jährlich, zu Ostern und um die Zeit des Johannisfestes, zu gemeinsamer Fahrt nach der syrischen Küste zu vereinigen.[3]

Außerdem aber besaßen die italienischen Communen auch in der Nähe der Städte und Castelle ländliches Eigenthum, sogenannte Casalia. Auch für Venedig werden solche bereits

[1] Vgl. Heyd, I, 184.
[2] Vgl. oben S. 233—34.
[3] Wilken, VII, 354.

in dem Vertrage von 1123 erwähnt.[1] Gerade diese Art von Besitz aber war natürlich den meisten Schwankungen preisgegeben: manches davon ging für einige Zeit oder auch gleich dauernd verloren; einzelne Grundstücke lagen längere oder kürzere Zeit wüst. Namentlich die Venetianer haben auch dieser Seite in der Ausbildung ihrer Colonialmacht große Sorgfalt zugewendet und sind dabei wenigstens zeitweise vom Glück ganz besonders begünstigt gewesen. Vorzugsweise in der Umgegend von Tyrus haben sie so viel Landbesitz erworben, daß 1243 der damals der dortigen Commune vorgesetzte Bailo Giorgio Marsigli nicht weniger als gegen achtzig solcher Casalia als den Venetianern gehörig aufzählt, von denen freilich ein großer Theil thatsächlich nicht mehr in den Händen derselben war. Wenn nun ohne Zweifel auch im Laufe der Zeit manche neue Erwerbung gemacht worden war, so scheinen doch im ganzen und großen die Venetianer gleich bei der ersten Einbürgerung in jener Gegend alle diese Besitzungen erworben zu haben.[2]

Die Verwerthung dieses kostbaren Landbesitzes ist nun allem Anscheine nach nicht direct geschehen, vielmehr wurden die Ländereien von eingeborenen, syrischen Bauern bearbeitet, welche dabei von besondern, zu diesem Zwecke hingeschickten Beamten, sogenannten Gastaldionen, beaufsichtigt wurden.[3] Oefters scheint auch ein solches Casale einer Genossenschaft von einheimischen Bauern, einer Tribus oder wie man es nennen will, unter ihrem Häuptling, ihrem Reis, zur Bewirthschaftung übergeben worden zu sein. Von der Lage, in welcher sich diese Bauern befanden, haben wir kein näher ausgeführtes Bild; doch scheint man sich dieselbe nicht schlecht denken zu dürfen: denn wir finden wenigstens für die venetianischen Casalien in der Gegend von Tyrus im allgemeinen als Regel, daß die auf denselben

---

[1] Tafel u. Thomas, I, 88.
[2] Heyd, I, 188.
[3] Tafel. u. Thomas, II, 371: Est preposicius casalis, quem nos appellavimus gastaldiones.

sitzenden Bauern ein Drittel, ja oft sogar nur ein Viertel von dem Ertrage des von ihnen bebauten Landes an die Venetianer abzugeben hatten, zwei Drittel aber, oder auch drei Viertel davon für sich behalten konnten.[1] Auch die Leistung von Spanndiensten kommt vor. Dem Bailo oder Consul mußte an den drei hohen Festen von jedem Casale-Inhaber ein Huhn, zehn Eier und ein halbes Rotel Käse von jedem Joch Land entrichtet werden. Hier und da kamen übrigens auch Grundstücke vor, welche als von solchen Leistungen befreit bezeichnet werden.

Neben dem Geld- und Naturalertrage der ländlichen und städtischen Grundstücke bestand das Einkommen der italienischen Communen in Syrien nun aber in vielen Fällen auch noch in einem Antheile an gewissen öffentlichen Einnahmen der Städte, in denen sie ihren Sitz hatten. Namentlich fiel ihnen gewöhnlich noch ein bestimmter Antheil an dem Ertrage des Hafenzolls zu. So gehörte z. B. den Genuesen ein Drittel des Hafenzolls in Accon sowohl wie in Tyrus[2]; in letzterer Stadt gehörte ein zweites Drittel dieser Einnahme den Venetianern, welchen außerdem aus dem Hafenzoll zu Accon 300 Byzantiner gezahlt werden mußten.[3] Gerade diese Einkünfte aber scheinen ziemlich unsicher gewesen zu sein, denn vielfach hören wir späterhin Klagen, daß der König dieselben den rechtmäßigen Eigenthümern vorenthalten oder daß sich andere derselben widerrechtlich bemächtigt haben.

Dieses sind den hauptsächlichsten Momenten nach die allgemeinen Verhältnisse der italienischen Communen in Syrien. Wenden wir uns nun nach Tyrus zurück, um zu sehen, wie sich in dieser für Venedigs Colonialmacht besonders wichtigen Stadt, die lange Zeit geradezu das Centrum des venetianischen Handels in der ganzen Levante war, die einschlagenden Verhältnisse im Laufe der Zeit im einzelnen gestalteten und was der venetianischen

[1] Vgl. des Giorgio Marsigli Bericht bei Tafel u. Thomas, II, 370 fg.
[2] Liber iurium Jan., I, 16.
[3] Tafel u. Thomas, II, 385.

Commune dort an Eigenthum in der Stadt, an Ländereien in der Umgegend und an Einkünften in Geld und Naturallieferungen zustand. Eine solche Zusammenstellung bietet noch ein besonderes Interesse dadurch, daß sie uns nicht nur ein deutlicheres Bild von dem damaligen Culturzustande der syrischen Küstenlandschaft gewinnen läßt, sondern auch einige Anhaltspunkte gewährt, um sich von der Beschaffenheit der Stadt Tyrus im Mittelalter eine Vorstellung zu machen.[1]

Durch den im Jahre 1123 mit den Großen des Königreichs Jerusalem geschlossenen[2] und später von König Balduin bestätigten Vertrag[3] war den Venetianern bekanntlich der dritte Theil von Tyrus, der Stadt sowol wie der zugehörigen Landschaft, eingeräumt worden. Die Bestimmung dieses Terrains war zunächst, den Venetianern eine sichere Station für ihren in schneller Entfaltung begriffenen Handel in der Levante zu verschaffen. Im Jahre 1164 erwähnt der Doge Michael Vitalis in einer Schenkungsurkunde[4] illam nostram rugam de Tyro, que data et concessa fuit nostro communi pro hospitatione Venetorum quando illuc irent, setzt jedoch hinzu, daß diese Straße, wo sich demnach zuerst die Häuser der Venetianer befunden haben müssen, später infolge des eben auf jener Stelle begonnenen Baues der Markuskirche verlassen worden sei.[5] Daraus schon geht hervor, daß das den Venetianern geschenkte Drittel von Tyrus aus mehreren Straßen bestand. Was nun zunächst die Lage dieses venetianischen Drittels von Tyrus angeht, so scheint dasselbe mit Be-

[1] Die Hauptquelle für diese Zusammenstellung ist der bereits von Wilken, VII, 371 fg. benutzte Bericht des venetianischen Bailo für Syrien Giorgio Marsigli, der jetzt seinem ganzen Umfange nach gedruckt ist bei Tafel u. Thomas, II, 354 fg.

[2] Tafel u. Thomas, I, 88. Vgl. oben S. 233.

[3] Tafel u. Thomas, I, 92.

[4] Ebend., I, 140.

[5] Ebend., — et postea fuit dimissa propter hedifficationem ecclesie Sancti Marci de Tyro, que ecclesia edifficata fuit ad honorem et utilitatem ecclesie Sancti Marci de Venecia.

mmtheit in dem südlichen oder genauer in dem südöstlichen heile des heutigen Sur gesucht werden zu müssen. Denn in r erwähnten Urkunde Michael Vitalis' von 1164 bestimmt der-lbe die Lage der von ihm zum Bau der tyrischen Markuskirche schenkten Stelle — oder Straße, ruga — noch genauer mit en Worten: que videlicet ruga stat iuxta portum Magistram d introitum eius iuxta portum ad latus sinistrum[1], also nks von dem Hauptthor am Eingang desselben neben dem Hafen, nd noch heutigentags liegt das auf der alten Stelle befindliche Stadtthor neben dem Hafen, sodaß man durch dasselbe schreitend ur Rechten den Hafen, zur Linken die stattliche Ruine der Kirche at, von welcher — was hier nur gelegentlich bemerkt sei — weiterhin noch genauer nachgewiesen werden wird, daß sie von en Venetianern auf dem ihnen in Tyrus gehörigen Gebiete ebaut worden ist. Ganz dieselbe Ortsbestimmung finden wir in ner Urkunde des Dogen Sebastian Ziani vom Jahre 1175 iederholt.[2] Alle die durch jenen Vertrag ihnen zugefallenen esitzungen und die denselben ertheilten wiederholten Bestätigungen urden den Venetianern nun noch am 7. Mai 1192 durch den lbenmüthigen Vertheidiger von Tyrus, den Markgrafen Konrad on Montferrat, ausdrücklich und in feierlicher Weise bestätigt.[3] m Laufe der vielfach so unruhigen und unsichern folgenden Jahr-hnte ging nun freilich viel von diesen reichen Besitzungen wie-rum verloren. Doch bekommen wir von dem einstigen Um-nge und Werthe derselben eine deutlichere Vorstellung durch den ericht, welchen der syrische Bailo Giorgio Marsigli über den esitzstand der venetianischen Commune in und bei Tyrus er-attet hat zu einer Zeit, wo man alles einst Innegehabte noch iedergewinnen zu können hoffen durfte.

In dem zum Zwecke eines Versuchs dazu aufgesetzten Ver-

---

[1] Tafel u. Thomas, I, 140—41.

[2] Ebend., S. 168: que ruga stat ad introitum porte iuxta portum, volvente a latere sinistro ab uno, etc.

[3] Ebend., I, 213 fg.

zeichnisse der den Venetianern einst gehörigen Besitzungen und Einkünfte zählt Giorgio Marsigli zuerst auf[1] „das, was wir in der Stadt Tyrus haben, innerhalb und außerhalb." Da heißt es: „Zunächst ist zu wissen, daß wir in der Stadt Tyrus den dritten Theil besitzen, genau abgegrenzt von den königlichen Theilen; die Abgrenzung mit der zugehörigen Jurisdiction ist wohlbekannt; denn wir haben unsern vollständigen Gerichtshof so wie ihn der König hat" u. s. w. In einem diese Denkschrift ergänzenden „Memorial der Besitzungen", das derselbe Giorgio Marsigli 1244 zusammenstellen ließ[2], finden wir die den Venetianern in Tyrus selbst gehörigen Häuser u. s. w. des Genauern aufgezählt: da werden solche in ruga Firmi — in der Straße des Firmus — unterschieden von „Stationen und Wohnungen bei dem Palast, wo der Bailo wohnt"[3]; vier Stationen, d. i. Kaufstände, zwischen dem Palast und der St.-Markuskirche[4]; dann folgen „Tische oder Kaufbänke"[5] bei der Loggia, d. i. wol der Gerichtshalle u. s. w. Bei jedem einzelnen Hause, jedem Kaufladen, jeder Bank wird angeführt, was davon an Miethe oder Pacht einkommt.[6]

In Bezug auf die Rechtspflege geht aus dem Bericht des Giorgio Marsigli hervor, daß die Jurisdiction über die ein-

---

[1] Tafel u. Thomas, II, 358.

[2] Ebend., II, 390 fg.

[3] Stationes et habitationes sub palatio, ubi habitat baiulus existentes. Ebend., S. 390.

[4] Item quatuor stationes inter dictum palatium et ecclesiam Sancti Marci. Ebend., S. 391.

[5] Tabula sive banche circa logiam existentes. Ebend.

[6] Z. B. Est una statio iusta domum Pandulfi in capite. Habet in hoc anno pro pensione ex ea XXIV Bis.

Est alia statio iusta eam, de qua habetur Bis. XXV.

Est alia domus in solario, de qua habetur Bis. XX.

Est alia domus parua iusta furnum, de qua habetur Bis. VII.

Est furnus, de quo habetur Bis. CL.

Est domus parua, de qua habetur Bis. X.

Est alia domus in solario, de qua habetur Bis. LXII.

orenen Syrier, welche ihnen längere Zeit entzogen gewesen
r, den Venetianern wiedergegeben war; der venetianische Hof
ytet über alle in dem venetianischen Drittel von Tyrus Woh-
iden, selbst die ursprünglich dem königlichen Gerichte vorbehal-
en Todtschlagsfälle und Diebstähle mit höhern Werthobjecten
rden unangefochten von demselben abgeurtheilt. Auch die eine
it lang ebenfalls außer Wirksamkeit gesetzte Jurisdiction über
in dem venetianischen Antheil wohnenden Juden[1] und deren
nspflicht war damals wiederhergestellt. Jeder Jude zahlte vom
ıfzehnten Jahre ab einen Byzantiner jährlich auf Allerheiligen.[2]
ı den der venetianischen Commune zustehenden Einnahmen ge-
ren ferner die Abgaben, welche die in dem venetianischen Drittel
n Tyrus ansässigen syrischen Weber[3] nach der Zahl der von
nen betriebenen Webstühle entrichten mußten.[4] Auch die Ab-
ıben, welche die mit Wein, Oel, Lichtern, Fleisch, Specе-
ien u. a. m. Handeltreibenden zu zahlen haben, sind damals,
ıchdem sie lange Zeit in die königliche Kasse geflossen, wiederum
er venetianischen Commune zugefallen. Diese und andere Ab-
aben zu erheben war die Sache eines besondern Beamten, wel-
her an die Stelle des vorübergehend von dem König auch dem
enetianischen Theile von Tyrus vorgesetzt gewesenen Mothasib
at.[5] Eine früher für jedes geschlachtete Schwein der königl-
chen Curie zu zahlende Abgabe von vier Denaren war damals
icht mehr üblich.[6] Bei einem Hauskaufe muß der Käufer der
netianischen Curie drei Byzantiner als Kaufpreis entrichten;

---

[1] Die Juden scheinen auch in Tyrus beieinander, in eine Art von
etto eingeschlossen, gewohnt zu haben: vgl. Tafel u. Thomas, I, 364:
ud, quod habet episcopus de Caurole, wo die domus nostrorum
deorum als eine besondere Gruppe erwähnt werden.

[2] Ebend., S. 359.

[3] Ebend. Suriani texarini.

[4] Ebend. Et recipiebat a quocunque pro unaquaque fovea, ubi
unt, duo cartata per mensem.

[5] Ebend., S. 359. Heyd, I, 184, N. 4.

[6] a. a. O., S. 360.

der Notar und der Plazarius erhalten für die Ausfertigung der Kaufurkunde ein Viertel Denar.[1]

Besonders interessant in dem Berichte des Giorgio Marsigli ist die detaillirte Aufzählung der der venetianischen Commune gehörigen Häuser und Grundstücke in Tyrus[2] selbst; aus derselben gewinnen wir wenigstens einige Anhaltspunkte, um uns von der damaligen Beschaffenheit der Stadt ein ungefähres Bild zu machen. An der Spitze der langen Liste steht ein „ausdrücklich der Commune bestimmtes Haus mit zwei Höfen, wo der Bailo wohnt."[3] Dasselbe lag nach der beigefügten genauen Ortsbestimmung in der Nähe der Markuskirche.[4] Weiter kommt dann vor „ein kleines Haus mit zwei Höfen und zwei Gewölben", welches nach dem Tode eines ohne Erben gestorbenen „Turkopulen" an die venetianische Commune gefallen war.[5] Dasselbe wurde für einen Byzantiner jährlich vermiethet.[6] Auf gleiche Weise hatte die venetianische Commune ein anderes Haus erworben, welches als das „Söllerhaus" bezeichnet wird.[7] Danach darf man annehmen, daß überhaupt in ihrem Gebiete befindliches herrenloses oder erbloses Gut der venetianischen Commune als der Grundherrin verfiel. Denn auf ganz gleiche Weise soll ein auf dem Wege nach dem Hafeneingange gelegener Thurm, der jedoch durch ein Erdbeben zerstört worden war, erworben worden sein.[8]

Weiterhin werden dann in dem von Giorgio Marsigli aufgesetzten Verzeichnisse die der venetianischen Commune gehörigen

---

[1] Ebend., S. 361 fg.

[2] Ebend., II, 364: Possessiones, balnea, furni et domus, quas comune Venecie habet in Tyro et in eius Tercierio.

[3] Ebend. Domus proprie deputata pro comuni cum duabus curiis, ubi habitat baiulus.

[4] Ebend. Firmat versus levante in una pecio terre vacue, que est filii Symeonis Boni de confinio de Barnabe de Venecia. Firmat versus occidentem, etc.

[5] Ebend., II, 366.

[6] Ebend., II, 367.

[7] Ebend., II, 367: dicta domus in solario.

[8] Ebend., II, 367—68.

äder aufgezählt. Eines derselben, nahe der Markuskirche, grenzt
ı ein Haus, das dem Heiligen Grabeskloster zu Jerusalem
hört.[1] Vier unter demselben befindliche Kammern sind an
nen in der Nähe wohnenden Venetianer, Thomas Dolce, ver=
iethet: der Jahresertrag wird auf hundert Byzantiner geschätzt.
wei andere Bäder in der Nähe der Kathedralkirche zum Heiligen
reuze bringen der Commune jährlich 165 Byzantiner.

Ein wichtiges Stück des venetianischen Communalbesitzes in
yrus waren dann die Backöfen. Ein solcher, der für 30 By=
ntiner verpachtet war, lag in der Straße St.=Nikolaus. Ein
derer gehörte der Commune gemeinschaftlich mit der St.=Markus=
che, in der Weise, daß die erstere von dem Ertrage drei Fünftel,
ztere zwei Fünftel erhielt; doch lag derselbe zu des Giorgio
arsigli Zeit infolge eines Erdbebens in Trümmern.[2] Ebenso
ar es mit einem, der dem obenerwähnten Hause eines ohne
rben gestorbenen Turkopulen benachbart war.[3] Von dem soge=
nnten „dunkeln Backofen" nahm die Commune jährlich 25 By=
ntiner ein.[4] Dann wird als Eigenthum der Commune auf=
führt ein Gewölbe mit einem dachlosen Hause darüber, gegen
sten an die nach St.=Peter führende Straße grenzend.[5]

Aus ähnlichen Stücken setzt sich der sonst noch von Giorgio
arsigli verzeichnete Besitzstand der venetianischen Commune in
yrus zusammen. Eine Station, d. i. ein Stand für Verkäufer,
ird in der St.=Nikolausstraße angeführt, für die jährlich zwei
yzantiner auf Allerheiligen einkamen. Endlich mußten den
enetianern von seiten des königlichen Vorstehers von Tyrus

---

[1] Ebend., II, 365. An dieser Stelle ist — wie auch sonst noch sehr
— die Interpunktion bei Tafel u. Thomas zu berichtigen. Es ist näm=
) zu lesen: Firmat versus occidentem in domo sepulcri, versus
strum firmat in via publica, versus orientem etc.

[2] Ebend., II, 362. 366.

[3] Ebend., II, 366.

[4] Ebend., II, 365: est in contrata, quae dicitur Cobeib.

[5] Ebend., II, 366.

für den fonticus, d. i. Fondaco, etwa Khan, 54 Byzantiner jährlich in vier Raten gezahlt werden.[1]

Auch an unbebaut gebliebenen oder dereinst auf ihnen stehenden Bauten beraubten Grundstücken besaß die venetianische Commune in Tyrus eine ganze Anzahl. Ein solches führt Giorgio Marsigli an als im nördlichen Theile der Stadt, an deren Mauer gelegen; die dort stehenden Baulichkeiten sind durch ein Erdbeben zerstört.[2] Ein anderes mit einem Brunnen darauf war zu der einen Hälfte an den Pfarrer der St.-Nikolauskirche, zur andern Hälfte an einen Ritter Namens Monreale verpachtet.[3] Ein zweites unbebautes Grundstück wird ebenfalls als an der nördlichen Stadtmauer gelegen angeführt.[4] Eins ist einem gleichfalls unbenutzt liegenden Grundstücke des Tempelherrenordens benachbart.[5] Ein großes Terrain, welches in dem „Baragese" genannten Viertel von Tyrus lag, westlich von dem Hafen, scheint als Werft benutzt worden zu sein.[6]

Unter den Besitzungen, welche die venetianische Commune in der Nachbarschaft der Stadt hatte, kommen ihres reichen Ertrags wegen zunächst die Zuckerrohrplantagen und Zuckersiedereien in Betracht. Für diese war natürlich die Beschaffung des zu reichlicher Bewässerung nöthigen Wassers von besonderer Bedeutung. Daher finden sich viele gerade hierauf bezügliche rechtliche Bestimmungen. Von der Wasserleitung, an die ein derartiges vene-

---

[1] Ebend., II, 367. Was dann folgt: Et ut fertur et dicitur, habemus pro cambio sauonarie et tentorie. — — Et ut fertur et dicitur, dominus dominicus Acotanto, qui fuit baiulus, quandocunque ei non soluebatur (nämlich die 54 Byzantiner), ut dictum est, faciebat claudi tentoria, donec sibi integre satisfactum erat — ist nicht völlig klar; es scheint jene Abgabe für den Fondaco jedenfalls mit dem in den Händen der Venetianer befindlichen Betrieb der berühmten tyrischen Färbereien in Zusammenhang gestanden zu haben.

[2] Ebend., II, 365 fg.

[3] Ebend., II, 365—66.

[4] Ebend., II, 366.

[5] Ebend., II, 367.

[6] Ebend., — ubi trahuntur naves quandoque.

tianisches Grundstück, welches zwischen Tyrus und Ras-el-Ain in der Nähe der von Maschuk herführenden Aquäductenruine gelegen haben mag, nach Giorgio Marsigli's Angaben angegrenzt haben muß, gehörte ein Drittel des vorhandenen Wassers den Venetianern, zwei Drittel dem König; in derselben Weise vertheilte sich auf diese beiden auch die Verpflichtung, die Leitung zu unterhalten und ausbessern zu lassen.[1] Die auf jenem Terrain den Anbau des Zuckerrohrs betreibenden Pächter mußten dem venetianischen Vicegrafen, d. i. dem Vorsteher des venetianischen Gerichtshofs in Tyrus[2], ohne Ausnahme ein volles Drittel von dem Gesammtertrage abgeben.[3] Auch hatten die Venetianer bei Tyrus bedeutende Besitzungen, welche als Ackerland verwendet wurden: so wird ein Grundstück Bellemet mit Namen angeführt, welches an der erwähnten Wasserleitung lag und von derselben aus bewässert wurde und zu dessen Besäung man 26 Scheffel brauchte.[4] Auch den Venetianern gehörige Weinberge werden in der Gegend von Tyrus erwähnt.[5] Ferner besaß die venetianische Commune Mühlen, deren eine z. B. 140 Byzantiner an jährlicher Pacht einbrachte. Die Lage derselben ist aus den uns erhaltenen Angaben nicht mit Sicherheit zu erkennen; doch scheint man sie in der Nähe von Ras-el-Ain suchen zu müssen. Auch Gärten kommen vor und Land, auf dem sich ehemals Gärten befunden haben.[6]

Von besonderm Interesse aber für die Kenntniß des Culturzustandes der Landschaft um Tyrus in jener Zeit ist die Zusammenstellung der Casalia, der unter Aufsicht sogenannter Gastaldionen bewirthschafteten oder auch verpachteten ländlichen Besitzungen[7] der venetianischen Commune. Allerdings vermag

[1] Ebend., II, 368.
[2] Vgl. oben S. 263.
[3] Tafel u. Thomas, II, 369.
[4] Ebend., II, 369.
[5] Ebend., II, 370.
[6] Ebend., II, 369—70.
[7] Vgl. oben S. 265 fg.

man nur in einem verhältnißmäßig kleinen Theil derselben auch heute noch vorhandene Ortschaften zu erkennen; bei weitem die Mehrzahl dieser Dörfer und ländlichen Ansiedelungen ist verschwunden: man sieht eben auch von diesem Standpunkte aus, wie sehr es mit der Cultur des einst so reichbevölkerten und so gutangebauten Landes heutzutage im Vergleich zu dem Mittelalter rückwärts gegangen ist.

In dem von Giorgio Marsigli gegebenen Verzeichniß der venetianischen Besitzungen in und bei Tyrus wird übrigens wiederholt zwischen eigentlichen Casalien und zu denselben gehörigen, jedoch von ihnen getrennt liegenden und meist auch besondere Namen führenden Guastinis oder Vastinis unterschieden; unter diesen letztern wird man sich füglich doch wol nichts anderes als etwa Vorwerke zu denken haben.

So führt Giorgio Marsigli zunächst ein Casale Batiole an, mit zugehörigen Guastinen und andern Pertinentien; eine Guastine heißt Mensara und liegt östlich im Gebirge bis zu einer arabisch Galleharye genannten Höhe[1]; gegen Westen reicht nach der beigefügten Grenzbeschreibung das Gut bis an das Meer, gegen Norden bis zu einem aus dem Gebirge kommenden Bach, welcher unter einer die „Brücke von Tyrus" genannten Brücke hindurchfließt. Die Leontes- oder Kasmiehbrücke kann damit füglich nicht wohl gemeint sein, da der bedeutende Strom doch nicht gut als Bach bezeichnet werden kann; aber über welchen der sonst in der Gegend von Tyrus fließenden Bäche oder Flüßchen damals eine Brücke geführt haben mag, ist natürlich nicht mehr zu ermitteln. Augenscheinlich aber haben wir den Namen des Casales in dem südöstlich von Sur in dem Gebiete von Kana gelegenen Dorfe Batoulyeh zu erkennen. Ferner erfahren wir aus dem Berichte des Giorgio Marsigli noch, daß dasselbe zwanzig Hufen (carugae[2]) enthalten, von denen zwei

[1] Tafel u. Thomas, II, 370—71.

[2] Caruga = tantum terrae, quantum uno aratro coli potest in anno (Du Cange).

gabenfrei waren; daß die eine Hälfte des Bodens mit Getreide säet wurde, die andere (Garet genannt) mit Gemüse bestellt: nach möchte man eine Art von Fruchtwechsel annehmen. Der netianischen Commune als der eigentlichen Grundherrin wird n jeder Hufe ein Viertel des Ertrags und noch ein Scheffel rüber abgegeben. In ganz ähnlicher Weise beschreibt Giorgio Marsigli das zweite der von ihm aufgezählten venetianischen Ca-lien. Dasselbe heißt Mahallie und grenzt im Osten an ein em Könige gehöriges Dorf Sahaphie und gegen Westen an in im Privatbesitz befindliches Namens Zacharie; gegen Nor-en stößt es an das königliche Casale Melequie, in dem man hne Zweifel das heutige Maalek oder el-Malkyeh (auch im Gebiet von Kana), südöstlich von Tyrus, zu sehen hat; es ent-hält neun Hufen, darunter eine Freihufe, welche mit Weizen und nit Gerste bestellt werden. Auch hier findet sich der Frucht-wechsel zwischen Getreide und Gemüse verzeichnet. Dem Bailo werden die üblichen Hühner und Eier entrichtet und ferner zwölf Byzantiner für Holz gezahlt. Von einem dritten Casale Hanoe, welches wol in dem heutigen Hanaweh, südlich von Tyrus, zwischen Hiram's Grab und dem schon erwähnten, nach der alten Eintheilung schon im nördlichen Galiläa gelegenen Dorfe Kana er-halten ist[1], mit fünfzehn Hufen gehörten den Venetianern fünf Grundstücke.[2] Hier werden zwei „homliges", also Grundhörige, Grundholde angeführt; von dem Ertrage kommt hier ein Drittel an die Venetianer; die sonstigen Abgaben sind die gewöhnlichen. Die Lage des von Giorgio Marsigli an vierter Stelle ange-führten Casale Theiretenne mit dreißig Hufen, darunter dreiundeinehalbe Freihufe[3], ist nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen; der Name scheint in dem Dorfe Tayrzina wieder-

[1] Dafür spricht auch der Umstand, daß Hanoe südlich an das — weiter nten seiner Lage nach als dorthin gehörig genauer bestimmte — einem ewissen Jordan gehörige Maharone angrenzt.

[2] Tafel u. Thomas, II, 372.

[3] Ebend., II, 373.

man nur in einem verhältnißmäßig kleinen Theil derselben auch heute noch vorhandene Ortschaften zu erkennen; bei weitem die Mehrzahl dieser Dörfer und ländlichen Ansiedelungen ist verschwunden: man sieht eben auch von diesem Standpunkte aus, wie sehr es mit der Cultur des einst so reichbevölkerten und so gutangebauten Landes heutzutage im Vergleich zu dem Mittelalter rückwärts gegangen ist.

In dem von Giorgio Marsigli gegebenen Verzeichniß der venetianischen Besitzungen in und bei Tyrus wird übrigens wiederholt zwischen eigentlichen Casalien und zu denselben gehörigen, jedoch von ihnen getrennt liegenden und meist auch besondere Namen führenden Guastinis oder Vastinis unterschieden; unter diesen letztern wird man sich füglich doch wol nichts anderes als etwa Vorwerke zu denken haben.

So führt Giorgio Marsigli zunächst ein Casale Batiole an, mit zugehörigen Guastinen und andern Pertinentien; eine Guastine heißt Mensara und liegt östlich im Gebirge bis zu einer arabisch Gallecharye genannten Höhe[1]; gegen Westen reicht nach der beigefügten Grenzbeschreibung das Gut bis an das Meer, gegen Norden bis zu einem aus dem Gebirge kommenden Bach, welcher unter einer die „Brücke von Tyrus" genannten Brücke hindurchfließt. Die Leontes- oder Kasmiehbrücke kann damit füglich nicht wohl gemeint sein, da der bedeutende Strom doch nicht gut als Bach bezeichnet werden kann; aber über welchen der sonst in der Gegend von Tyrus fließenden Bäche oder Flüßchen damals eine Brücke geführt haben mag, ist natürlich nicht mehr zu ermitteln. Augenscheinlich aber haben wir den Namen des Casales in dem südöstlich von Sur in dem Gebiete von Kana gelegenen Dorfe Batoulyeh zu erkennen. Ferner erfahren wir aus dem Berichte des Giorgio Marsigli noch, daß dasselbe zwanzig Hufen (carugae[2]) enthalten, von denen zwei

[1] Tafel u. Thomas, II, 370—71.

[2] Caruga = tantum terrae, quantum uno aratro coli potest in anno (Du Cange).

abgabenfrei waren; daß die eine Hälfte des Bodens mit Getreide besäet wurde, die andere (Garet genannt) mit Gemüse bestellt: danach möchte man eine Art von Fruchtwechsel annehmen. Der venetianischen Commune als der eigentlichen Grundherrin wird von jeder Hufe ein Viertel des Ertrags und noch ein Scheffel darüber abgegeben. In ganz ähnlicher Weise beschreibt Giorgio Marsigli das zweite der von ihm aufgezählten venetianischen Casalien. Dasselbe heißt Mahallie und grenzt im Osten an ein dem Könige gehöriges Dorf Sahaphie und gegen Westen an ein im Privatbesitz befindliches Namens Zacharie; gegen Norden stößt es an das königliche Casale Melequie, in dem man ohne Zweifel das heutige Maalek oder el-Malkyeh (auch im Gebiet von Kana), südöstlich von Tyrus, zu sehen hat; es enthält neun Hufen, darunter eine Freihufe, welche mit Weizen und mit Gerste bestellt werden. Auch hier findet sich der Fruchtwechsel zwischen Getreide und Gemüse verzeichnet. Dem Bailo werden die üblichen Hühner und Eier entrichtet und ferner zwölf Byzantiner für Holz gezahlt. Von einem dritten Casale Hanoe, welches wol in dem heutigen Hanaweh, südlich von Tyrus, zwischen Hiram's Grab und dem schon erwähnten, nach der alten Eintheilung schon im nördlichen Galiläa gelegenen Dorfe Kana erhalten ist[1], mit fünfzehn Hufen gehörten den Venetianern fünf Grundstücke.[2] Hier werden zwei „homliges", also Grundhörige, Grundholde angeführt; von dem Ertrage kommt hier ein Drittel an die Venetianer; die sonstigen Abgaben sind die gewöhnlichen. Die Lage des von Giorgio Marsigli an vierter Stelle angeführten Casale Theiretenne mit dreißig Hufen, darunter dreiundeinehalbe Freihufe[3], ist nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen; der Name scheint in dem Dorfe Tayrzina wieder-

---

[1] Dafür spricht auch der Umstand, daß Hanoe südlich an das — weiter unten seiner Lage nach als dorthin gehörig genauer bestimmte — einem gewissen Jordan gehörige Maharone angrenzt.

[2] Tafel u. Thomas, II, 372.

[3] Ebend., II, 373.

gefunden werden zu müssen, das im Gebiete von Tibnin, an der Grenze des Districts von Kana liegt. Dazu stimmt auch, daß Teiretenne nach Marsigli's Angabe südlich von dem eben angeführten Orte Hanaweh gelegen haben muß; denn gegen Osten grenzt es an das einem gewissen Wilhelmus Jordanus gehörige Maharone: dieses aber ist offenbar nichts anderes als das heutige Maharuna, südöstlich von Hanaweh an der Grenze des Gebietes von Tibnin. Die dabei als diesem benachbart genannten Ortschaften, im Westen ein königliches Casale Focai, dann Zobie und Farachiem, sowie das im Norden angrenzende Caffar-de-Baal vermögen wir in keiner der heute dort liegenden Ortschaften zu erkennen. Wie reich aber diese Gegend zwischen Hanaweh, Kana und Maharuna ehemals mit Niederlassungen aller Art bedeckt gewesen sein muß, das zeigen schon bei einem Blick auch nur auf van der Velde's Karte die dort so überraschend dicht beieinander verzeichneten Ruinen. Auch das nach Giorgio Marsigli's Angabe westlich von den genannten Orten liegende Thoglif und das südlich benachbarte Aiffit sind heutigentags nicht mehr nachweisbar. Von den sonst in dieser Gegend von Giorgio Marsigli genannten Casalien Homeire, westlich von Dordochie, östlich von Soaffi, südlich von Tahirefelse und nördlich von dem dem Sohne Guido's von Scandalion[1] gehörigen Maron, sind nur die beiden ersten, Homeire in el-Homeyri (im Gebiet von Tibnin) und Dordochie in Dardaghie erkennbar, während Tahirefelse in dem heutigen Tayr-Foulsieh erhalten ist.

Einen großen Theil des ihnen zugehörigen Territoriums in der Gegend von Tyrus gaben die Venetianer durch den Dogen einzelnen ihrer dort angesiedelten Landsleute oder auch fränkischen Großen zu Lehen. Auch von diesen venetianischen Feudalgütern theilt Giorgio Marsigli in seiner Denkschrift eine Zusammenstellung mit.[2] Ein Venetianer Vitalis Pantaleon, genannt Mal-

[1] Vgl. oben S. 229.
[2] Tafel u. Thomas, II, 375.

o, **hat** danach ein in den Bergen südlich von Tyrus, gegen -el-Ain hin, gelegenes Casale Dairram inne. Dasselbe — findet sich heute kein dem angegebenen einigermaßen ent-chender Name mehr — muß in der bezeichneten Gegend und r in der Nähe des Wadi-Asiyeh gelegen haben: das geht der Grenzbestimmung hervor, nach welcher Dairram gegen en an das dem Könige gehörige Casale Zebequim, d. i. te Zubkin, und gegen Süden an das gleichfalls königliche sye, d. i. heute Asiyeh (westlich von Zubkin, jenseits des schen beiden fließenden Wadi-Asiyeh) angrenzte. Die als west- und nördlich von Dairram gelegen genannten Ortschaften conia und Mahallie sind jetzt nicht mehr nachweisbar. enso ist nicht mehr bestimmbar und wol nicht mehr vorhanden s Feudalcasale Gaifiha, das auf einer Berghöhe lag und gen Osten an die heutigentags auch nicht mehr auffindbare iva Dame Gui de Contarene grenzte, westlich an das iher genannte Batiole, heute Batoulyeh, nördlich an einen zum eere gehenden Bach und an ein königliches Casale Jhanie d endlich gegen Süden an eine zu Batiole (heute Batoulyeh) hörige Guastine Mensore. Maharam dagegen ist in dem estnordwestlich von Tibnin gelegenen Maharuna deutlich er-nnbar. Es grenzte gegen Osten an ein nach Giorgio Mar-gli's Angabe schon zum Gebiete von Toron, d. i. Tibnin ge-öriges Casala und einen nur zur Regenzeit Wasser enthaltenden Bach bei Derentare, d. i. Deir-Antar. Nordwärts stößt asselbe an das gleichfalls den Venetianern zugehörige Casale Joie, d. i. Juweia. Für die südlich benachbarten Gebiete von Sagnanie und Kaur-Hamos (Kefr —?) finden sich heute keine ntsprechenden Namen. Nun aber gar die Namen der zu dem Casale Maharuna gehörigen Guastinen bestimmen und auf heute vorhandene Ortschaften zurückführen zu wollen würde ein ganz vergebliches Bemühen sein.[1] An zwei davon, Mezarha und

---

[1] Es sind a. a. O., S. 376: Beldamon, Jorbei, Mezarka, Urseig, Toreig, Torneza, Ras, Lambra, Elmunie, Jalche, Mezara de Zote, Derdros,

Mezara de Zote erinnert allerdings einigermaßen der Wadi-Mezra'ah, welcher westlich von der für diese Gruppe von Casalien im allgemeinen festgestellten Gegend fließt und nördlich von Tyrus in das Meer geht. Die weiter genannten Casalien Belemet und das diesem östlich benachbarte Talabie[1], welches den Pisanern gehörte, müssen in der Nähe einer Wasserleitung[2], also in der Gegend von Maschuk oder Ras-el-Ain gesucht werden. Dazu stimmt auch, daß Belemet in der Nähe der Stadt Tyrus gelegen haben muß: denn die bei der dortigen Kirche zum Heiligen Kreuze vorbeiführende Straße gehörte mit zu den Grenzen davon. In Cafardani, bei dem sich ein Castell befand[3], darf man wol das östlich von Tyrus im Gebirge liegende Kafr-Dunin oder Kafar-Dounin erblicken. Dann scheint das vierzehn Hufen enthaltende Casala Soafin[4], das ostwärts an False und Homehite[5] grenzte, in den Bergen nordöstlich von Tyrus gesucht werden zu müssen, denn das westlich anstoßende Amosie kann doch nicht wohl etwas anderes sein als das heutige el-Hamadiyeh, weil das als südlich angrenzend genannte Deirchanon offenbar in Deir-Canon oder Dayr-Kanoun erhalten ist.

In dem nördlichen Theile des tyrischen Gebietes, gegen die Grenze desselben, den Leontes oder Kasmieh hin, müssen wir das von Giorgio Marsigli angeführte zwölf Hufen enthaltende Lehngut Hanosie suchen, welches man, wie es scheint, in dem heutigen el-Halasiyeh wiederzuerkennen haben wird, einem Dorfe

---

Bisilie, Remedie. Es muß namentlich auch noch bemerkt werden, daß die handschriftliche Ueberlieferung dieser Namen so ungenau und fehlerhaft ist, daß man sie kaum zur sichern Grundlage specieller Untersuchungen machen kann.

[1] Bei Talabie möchte man an Tell-Habeisch, nur wenig nördlich von Ras-el-Ain, denken.

[2] Vgl. a. a. O., S. 377: firmat in occidentem in conducto acquae.

[3] Vgl. a. a. O. cum uno castro.

[4] Ebend.

[5] Vgl. a. a. O., S. 378.

auf einer Höhe in dem Winkel, welchen der Leontes mit einem ihm von Südwesten, von Sillah und Dibbal her zufließenden Wadi bildet. Das geht namentlich auch daraus hervor, daß Hanosin östlich an das vorhingenannte Casale Soafim oder Sohafin, dessen Lage wenigstens ungefähr dadurch auch fixirt wird, angrenzt, westlich dagegen mit dem dem Erzbischof von Tyrus gehörigen Bedias zusammenstößt, welches letztere heute noch unter demselben Namen, westlich von el-Halasiyeh erhalten ist, ein Ort auf einem Berge im Süden des Leontes, kurz vor dessen Austritt in die Küstenebene. Auch die Bezeichnung der südlichen Begrenzung durch Deir-Cadenon, d. i. Deir-Kanon, stimmt vollkommen dazu. Dagegen ist das angeblich nördlich davon liegende Lasachye unter den heute in jener Gegend vorhandenen Ortschaften nicht mehr nachweisbar. Ebenso ist es mit Jeman, das gegen Osten an Auderquisse, gegen Westen an Deffele und gegen Süden an einen Ort mit dem ganz absonderlichen fränkischen Namen Terre je bene parti angegrenzt haben soll.[1] Als von Venedig beansprucht, weil es ihm einst gehört haben, aber widerrechtlich entfremdet sein soll, wird ferner angeführt Tolliffif, westlich von dem in der Nähe (westlich) von Toron, d. i. Tibnin, liegenden Mejdel und östlich von dem dadurch seiner Lage nach ungefähr bestimmten Teretenne oder Teiretenne, südlich von dem dem Ritter Bartholomäus de Cayn zu Lehen gegebenen Cafar Dabael: des letztern Name führt einen unwillkürlich auf Dibbal; doch liegt der heutige Ort dieses Namens zu weit nach Norden, als daß er hier recht in Betracht kommen könnte. Daß das als Tolliffif im Süden begrenzend angeführte Joie in dem heutigen Juweia erhalten ist, scheint keines besondern Nachweises mehr zu bedürfen. Dagegen vermag man das Casale Betheron[2], welches nach Giorgio Marsigli der venetianischen Commune gemeinsam mit dem Erzbischof von Tyrus gehörte und das seines Oliven- und Wein-

[1] Tafel u. Thomas, II, 378.
[2] Ebend., II, 379.

baus wegen gerühmt wird, in keinem der heute vorhandenen Orte zu erkennen.

Von der Ausdehnung und der Bedeutung, namentlich aber dem außerordentlich reichen Ertrag der Besitzungen und Gerechtsame der Venetianer in und um Tyrus in der Zeit der eigentlichen Blüte der dortigen Colonien bekommen wir eine richtige Vorstellung erst, wenn wir sehen, was noch in späterer Zeit die Baili, welche die Rechte ihrer Stadt ernstlich wahrnahmen, als einst Venedig gehörig, dann aber demselben irgendwie als entfremdet zurückzugewinnen bestrebt waren. Auch hier ist die Denkschrift des Giorgio Marsigli eine Quelle von unschätzbarem Werthe und eröffnet uns einen höchst interessanten Blick in das Detail der betreffenden Verhältnisse.[1]

Der den Venetianern vertragsmäßig[2] zustehende dritte Theil von dem Hafenzoll (redditus tercie partis catene) hatte für das Jahr 1243, wo Marsigli seinen Bericht abfaßte, allein 160 Byzantiner — bei einer Gesammteinnahme von 480 Byzantinern — betragen; und dabei war die Einnahme noch dadurch widerrechtlich herabgemindert, daß König Johann eigenmächtig alle Syrier von der Entrichtung des Hafenzolls befreit hatte. Auch diesem gegenüber erhält deshalb Marsigli Venedigs Recht auf ein Drittel der eigentlich zu entrichtenden Gesammtsummen fest, weil die Commune ihrerseits ja auf jene Abgabe niemals Verzicht geleistet hätte. Ferner wird darüber Beschwerde geführt, daß auch von dem Thorgelde, welches bei dem Eintritt in die Stadt von dem Festlande her durch das Thor entrichtet werden mußte, den Venetianern ihr Antheil nicht mehr gegeben werde. Auch der Ertrag eines am Thore auf venetianischem Grund und Boden stehenden Fondaco, der als Bazar diente, sollte von Rechts wegen den Venetianern zustehen; der ehemalige Gewinn aus der Verpachtung des Fondaco wird auf nicht weniger

[1] Tafel u. Thomas, II, 384 fg.
[2] Vgl. oben S. 234.

s 1900 Byzantiner berechnet.[1] Ein anderer Fondaco bringt
)0 Byzantiner ein, in dem venetianischen Theile, in welchem
:r Handel mit allerhand musikalischen Instrumenten, Trompeten,
chalmeien, Tamburins und dergleichen[2], betrieben wurde. Das
chlachthaus (macellum) bringt jährlich 400 Byzantiner Pacht;
e Getreide-, Oel-, Wein- und Honigmaße bringen 310, die
bgabe für die Glasfabrikation 350, Kalk und dergleichen 90,
e Fischerei 70, ein bierartiges Gebräu aus Gerste 322, die
ilch 20, die Abgabe für oleum Sussimani[4] 160 Byzantiner.
iese Posten allein schon geben für die venetianische Commune
Tyrus eine jährliche Einnahme von nicht weniger als
22 Byzantinern.

Gemeinsam mit dem Könige besaßen die Venetianer nun
iher nach des Marsigli Behauptung ferner die unter dem ge-
ölbten Stadtthore beginnende und nach dem Hafen führende
traße; den dem König gehörigen Antheil hatten die Pisaner
kauft und dort und über der Wölbung des Stadtthors eine
rche gebaut, den Besitz der Venetianer widerrechtlich beschrän-
id.[5] Dieses Verhältniß ist, wenn nicht alles trügt, noch
utigentags ungefähr erkennbar. Wenn man nämlich von der
mdseite her durch das Thor in Sur einreitet, so hat man zur
nken unmittelbar an das Thor stoßend und in einem Anbau
s über die Wölbung desselben ausgedehnt, ein jetzt sehr ver-
llenes ziemlich umfängliches Gebäude, welches nicht blos bei
n Einheimischen für den Rest eines ehemaligen Klosters oder
ter Kirche gilt, sondern aus seiner Architektur, den Gewölben,
nstern und schmalen Treppen deutlich erkennen läßt, daß es

[1] Taf. u. Thomas, II, 385: cum uno fontico, qui est in nostra
rte positus, in quo venduntur mercimonia.

[2] Ebend.: cum tubis et zalamellis (Schalmeien), vocinis et tam-
ris et aliis instrumentis ad ludendum.

[3] Ebend.: ex vino cervese, quod efficitur ex ordeo, quod Focay
cant: focay فقاع d. i. das schäumende Getränk.

[4] Was ist aber unter dieser Bezeichnung zu denken?

[5] Vgl. a. a. O., S. 385.

einst eine derartige Bestimmung gehabt und ein Kloster mit einer Kirche enthalten hat. Innerhalb der Stadt selbst beansprucht Marsigli für seine Commune ferner drei Häuser, als einst den Venetianern gehörig und ihnen widerrechtlich entfremdet.

Sehr bedeutend ist endlich die Zahl der Casalien, auf welche Venedig angeblich ein Recht hat; dieselben werden theils ganz, theils zu einem Drittel in Anspruch genommen. Mit dem hierbei in Betracht kommenden Gütercomplexe hatte es nach Marsigli's Bericht eine besondere Bewandtniß, insofern sich da sicher nachweisen ließ, auf welche Weise sie den Venetianern im Laufe der Zeit entzogen worden waren. Zur Zeit der Einnahme von Tyrus hatte der Doge dem Roland Contareno für die geleisteten Kriegsdienste zwölf Casalien ganz[1] und von vier andern das Venedig zustehende Drittel[2] zu Lehen gegeben. Nach dem kinderlosen Tode Contareno's hätten diese Güter als erledigtes Lehen an die venetianische Commune zurückfallen müssen; aber die Witwe Contareno's, Guida, aus dem venetianischen Hause Gradonico, verweigerte die Herausgabe und stellte sich unter den Schutz des Königs, mit dessen Hülfe sie sich denn auch Zeit ihres Lebens in dem Besitze behauptete. Bei ihrem Tode aber verfügte Guida testamentarisch zu Gunsten des Königs und so kamen diese Güter an diesen und blieben auch in der Gewalt desselben.

Viel umfänglicher noch ist das Verzeichniß, welches Giorgio Marsigli von solchen Casalien zusammenstellt, welche einst zu einem Drittel der venetianischen Commune gehörig theils in die Gewalt des Königs gekommen, theils von diesem einzelnen Rit-

---

[1] Tafel u. Thomas, II, 387. Die zwölf Casalien sind: Casale nomine Latorum, quod est in Lacava; Fetonie, Melequie (= M'a'alek), Ramadie, Ihannie, Sebequin (= Zubquin), Talabie (vgl. oben S. 280), Amgie, Hameisie (= Amosie = el-Hamadiyeh?), Zaharie, Sahasie, Canoise. Die Namen sind zum Theil schon oben bei der Grenzbestimmung der Venedig noch gebliebenen Güter vorgekommen.

[2] Die Namen sind Haiff (wobei der zu fernen Lage wegen an Haifa nicht gedacht werden kann), Focay, Johie (doch wol eins mit Joie = Juweia) und Terrefelsei.

:n oder der Kirche verliehen worden waren.[1] Davon wurde r Verlust des einen Casale Teirfebne der Unachtsamkeit des emaligen Bailo Dominicus Acotanto schuldgegeben.

Wir wissen nicht, wie es sich mit dem Versuche des Giorgio larsigli, den Venetianern alle die Besitzungen, die ihnen zur eit ihrer glänzendsten Machtentfaltung in und um Tyrus zu-standen hatten, wiederzuverschaffen schließlich gestaltet hat: aber lbst wenn die venetianische Commune allezeit auf das beschränkt wesen wäre, was nach Marsigli's Zusammenstellung um 1243 atsächlich in ihrer Gewalt war an Guastinen und Casalien, an äusern und Grundstücken in der Stadt, an Einkünften und erechtsamen, so hätte schon das genügt, um der venetianischen olonialmacht in Syrien einen besonders hervorragenden Platz sichern und dieselbe sowohl für Syrien wie für Venedig selbst ganz besonderer Bedeutung zu erheben.

Nun finden wir aber neben den Venetianern und ihrer von rem Bailo geleiteten Commune, welche unter den Grundbesitzern und um Tyrus unfraglich den ersten Platz einnahm, auch noch ele andere Körperschaften im Besitze von Häusern in der Stadt, undstücken und Gütern in der Umgegend und in den Bergen, wie im Genusse verschiedenartiger Gerechtsame. Auch auf diese ruppen müssen wir schließlich noch einen Blick werfen, weil

---

[1] Tafel u. Thomas, II, 388: Lasahephie, Laremedie, Homesie, Lahaya, conany, Herrin, Sedequie (= Sedakin, südlich von Kana und westsüd-stlich von Tibnin?), Canna (= Kana, südöstlich von Hiram's Grab), foley, Dercanon (= Deir-Canon, vgl. oben S. 280), Szorcoorum, rreme, Herdey, Harbehel, Foraquyie (= Focay?), Labosorie, Sahonie, quollye, Laiarodie, Lahemedie, Lanahemine, Labasorie (eins mit dem ngenannten Labosorie?), Saffoney, Tyr-dube (ob zusammenzubringen Ter-Zebneh der van der Velde'schen Karte, südlich von Sillah und r-Dunin?), Hyanoz (zweimal ohne weitern Zusatz genannt), Foquel, eforcabel, Teyrfebne, Guafarduum, Michel Serquey, Beris, Migaidel = Mejdel?), Maraque, Anderquisa, Maron, Affalquie, Bafaley, chey, Dordohaia, Terfelsay (vgl. vorige Anmerkung Terrefelsei), Haymbo ellay, Mahalebfet, Sedim, Sanit-Jorge (Sanct-Georg?), Zirisia, Nea, assompa.

ohne dieselben das Bild von der Cultur des mittelalterlichen Tyrus doch immer nur ein unvollständiges bleiben würde.

Den ersten Platz nach den Venetianern nehmen da die Pisaner ein. Diesen hatte bereits im October 1187 zum Danke für die thatkräftige und erfolgreiche Hülfe, welche sie ihm bei der heldenmüthigen Vertheidigung von Tyrus gegen Saladin[1] geleistet hatten, Markgraf Konrad von Montferrat unter Zustimmung der gerade anwesenden Großen des Reichs, sowie des Hochmeisters des Tempelherrenordens und der Ritter und Bürger von Tyrus selbst alles das noch einmal feierlich bestätigt, was ihnen einst Graf Raimund von Tripolis an Land geschenkt und an Rechten zugestanden hatte.[2] Darunter befand sich unter andern das ehemalige Haus des Tempelherrenordens und mehrere andere Häuser, sämmtlich an der Straße am Meere gelegen neben dem pisaner Fondaco; auch der Grund und Boden zwischen diesen Häusern und dem Meere gehörte den Pisanern und es durfte auf diesem Terrain außer der dort stehenden Loggia der Pisaner nichts gebaut werden. Ferner schenkte Konrad von Montferrat den Pisanern, wie das ja üblich war, einen Backofen und ein Bad und erlaubte ihnen zwei Pferdemühlen zu bauen und im Handel und Verkehr untereinander ihr eigenes Maß und Gewicht zu gebrauchen. Außerhalb der Stadt Tyrus selbst wird den Pisanern bei derselben Gelegenheit eine Wassermühle nebst dem dazu gehörigen Hause und Wasserlaufe und sonstigem Zubehör als Eigenthum bestätigt. Dazu kommt dann ein zwei Guastinen enthaltendes Casale Talobin mit allem dazugehörigen Grund und Boden und Raselame mit allen Gebäuden und Mühlen, dem Wasser und der Mahlgerechtigkeit. Es fragt sich zunächst, wo diese beiden Orte zu suchen sind. Bei Raselame, welches den Pisanern, wie es in der Urkunde heißt, bestätigt wird, cum aedificiis omnibus et molendinis et aqua et iure molendinorum, kann man kaum an etwas anderes als

[1] Vgl. oben S. 249 fg.

[2] Ughelli, Italia sacra (ed. Rom. 1647), III, 487 fg.

an Ras-el-Ain denken; bei der Verderbtheit der handschriftlichen Ueberlieferung der einschlagenden Urkunden ist man auch durchaus berechtigt in der Form Raselame für diese Erklärung kein Hinderniß zu finden, sondern dieselbe einfach in Raselaine zu emendiren. Auf das seines Wasserreichthums wegen von altersher berühmte Ras-el-Ain und seine noch heutigentags in Betrieb befindlichen und für die ganze Gegend wichtigen Mühlen paßt auch die in der Urkunde gegebene Bestimmung Wort für Wort. Schwieriger steht die Sache scheinbar um die Bestimmung der Lage des andern den Pisanern bestätigten Ortes Talobie. Doch wird man denselben wol in derselben Gegend, also bei Ras-el-Ain zu suchen haben: denn wenn wir es in dem von Giorgio Marsigli angeführten[1] und oben erwähnten[2] Talabie mit demselben Orte zu thun haben, der hier genannt ist — und daß das der Fall ist, zeigt die Erwähnung desselben als pisanischem Besitz angrenzend deutlich genug[3] — so zeigt der Zusammenhang, in welchem derselbe von dem venetianischen Bailo erwähnt wird, ganz klar, daß derselbe sammt den übrigen dort genannten Ortschaften in der Nähe eines die Gegend reichlich mit Wasser versehenden Aquäducts gelegen haben muß. Man darf daher wol kein Bedenken tragen, in dem in der Urkunde Konrad's von Montferrat für Pisa vorkommenden Namen Talobie die irgendwie entstandene Entstellung des Namens zu finden, der heute noch dicht — ganz nahe dabei im Norden — bei Ras-el-Ain als Tell-Habesch erhalten ist. Außer diesen Besitzungen in und bei Tyrus erhielten die Pisaner noch eigene Gerichtsbarkeit mit Ausnahme natürlich von denjenigen Fällen, die üblichermaßen dem königlichen Gericht vorbehalten blieben, sowie Steuerfreiheit und die Befugniß, in Tyrus einen Vicecomes oder Consul zur Leitung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten (pro regenda curia) einzusetzen. Dieser Beamte sollte namentlich

---

[1] Tafel u. Thomas, II, 369. 377.

[2] Vgl. oben S. 280.

[3] Vgl. a. a. O., S. 377.

den Handel und Verkehr der Pisaner in Tyrus selbst beaufsichtigen dürfen.[1]

Nächst den Pisanern finden wir dann auch den Orden der Deutschen Herren zu St.-Marien in Tyrus und dessen Umgegend reich begütert. So schenkt z. B. im October 1195 nach einer zu Accon ausgestellten Urkunde[2] Graf Heinrich von Troyes dem Deutschen Hospital zu Accon ein einst dem Theodorich von Sarepta[3] gehöriges Haus zu Tyrus mit einem Garten und sonstigem Zubehör. In dem Besitze desselben wurde der Deutsche Orden später (im August 1200) durch König Amalrich II. bestätigt, nachdem er allerdings die von den Söhnen des frühern Besitzers erhobenen Ansprüche darauf durch Zahlung einer Summe von 200 Byzantinern endgültig hatte abkaufen müssen.[4] Weiterhin erwarb der Deutsche Orden ein anderes Haus in Tyrus, welches einst (im September 1189) Konrad von Montferrat dem Genuesen Martin Rosia zum Lohne für die bei der Vertheidigung von Tyrus geleisteten Dienste geschenkt hatte[5], und erhielt dasselbe denn auch in einem sich darüber entspinnenden Rechtsstreite durch den das Urtheil fällenden Patriarchen Albert von Jerusalem gegen Erlegung von 60 Byzantinern zugesprochen.[6] Im Jahre 1222 kauft der Deutsche Orden um die Summe von 1000 Byzantinern[7] ein anderes Haus in Tyrus. Aus der über diesen Kauf aufgenommenen Urkunde[8] sehen wir — und das ist für die Topographie des mittelalterlichen Tyrus von Interesse. — daß dieses Haus des Deutschen Ordens nach Osten

---

[1] Ughelli, a. a. O., concedo eis, ut pro suo communi ponantur homines pro suo velle et catenam et fundum et portas civitatis Tyri, qui habent curam de omnibus Pisanis.

[2] Tab. Ord. Theut. (ed. E. Strehlke), p. 31. Vgl. Registrum, ebend., p. 124.

[3] Vgl. oben S. 144.

[4] Tab. Ord. Teut., p. 36.

[5] Ebend., p. 24. Vgl. Registrum, ebend., p. 124.

[6] Ebend., p. 45. Vgl. Registrum, ebend., p. 124.

[7] Ebend. „In bisantiis sarracenatis ad pondus Accon ponderatis“.

[8] Ebend., p. 56. 57. Vgl. p. 124.

in vom Meere begrenzt war, am Fuße seiner Mauern unmittelbar von diesem bespült wurde. Da Tyrus nun heutigentags nur an einer einzigen Stelle, einer ganz kleinen Strecke südlich von dem Hafeneingange, auch von Osten her vom Meere begrenzt wird, so möchte man annehmen, daß diese Besitzung des Deutschen Ordens eben in diesem Theile der Stadt gelegen hat. Andererseits freilich hat man ja auch allen Grund anzunehmen, daß die die ehemalige Insel mit dem Festlande verbindende Landenge nicht immer so breit war wie jetzt, mithin damals Tyrus auch von Osten her auf eine größere Strecke seiner Mauer von dem Meere begrenzt sein konnte. Bei Gelegenheit der Bestimmung der westlichen Grenze eben dieses Grundstückes erhalten wir Kunde von dem Vorhandensein einer Lohgerberei in Tyrus.[1] Außerhalb der Stadt endlich besaß der Deutsche Orden ein um 50 Byzantiner gekauftes Haus, für welches jährlich vier Byzantiner Zins zu entrichten waren.[2] Auch einen Garten und ein Ackergrundstück besaß der Deutsche Orden.[3]

Ganz unbedeutend ist dagegen, was an Besitzungen des Tempelherrenordens in und bei Tyrus gelegentlich erwähnt wird.[4]

---

[1] L. c.: a parte occidentali extenditur usque ad vicum, qui ducit a la tanerie.

[2] Ebend., p. 123—24.

[3] Ebend., p. 124. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß es eine für die Kenntniß des Landes und die Ordensgeschichte gleich dankenswerthe Unternehmung wäre, wenn einmal die in den Urkunden des Deutschen Ordens vorkommenden Namen der demselben in Syrien gehörigen Güter auf die heutigen Ortschaften zurückgeführt würden. Ein paar vereinzelte Beiträge zur Lösung dieser Aufgabe, wie sie sich mir gelegentlich ergeben, mögen hier Platz finden: Achmud (Tab. Ord. Theut., p. 110) und Ahmit (ebend., p. 114) ist Ahmid im Quellgebiet des Wadi-el-Damur; le Barouk (ebend., p. 88) ist Baruk am Oberlaufe des gleichnamigen Flusses, des alten Bostrenus; le Foraidis (ebend., p. 88) ist das ebendort, dicht bei Baruk gelegene Foreili; Gazia (ebend., p. 51) ist el-Gaziyeh, südlich von Sidon (vgl. oben S. 115 und Pococke, III, 252); Gezin (ebend., p. 90) ist Jezzin; Sauroanie (ebend., p. 97), der Name lebt fort im Nahr-el-Zahrany, südlich von Sidon.

[4] Tafel u. Thomas, II, 367. 370. 372.

Ferner hatte, was sich aus der Bedeutung der Venetianer für die ganze Gegend leicht erklärt, auch der Bischof des kleinen Lagunenbisthums von Torcello, dessen Jurisdiction die St.-Jakobskirche zu Tyrus untergeordnet war[1], in Tyrus auch einige Besitzungen[2], von denen angeführt werden vier Stände an der nördlichen und zwei an der südlichen Seite der Kirche und ein Gewölbe, über dem sich die Wohnung des Pfarrers von St.-Jakob befand. Dem Bisthum Jesolo (Equilio), gleichfalls in den Lagunen, welchem die Kirche zu St.-Nikolaus in Tyrus untergeordnet war, gehörten im Norden von dieser Kirche und mit ihr zusammenhängend an der Straße sechs Stände, deren jeder zwei und einen halben Byzantiner Miethe brachte; auf der andern Seite der Straße, der Kirche gegenüber, gehörten demselben zwei Häuser, von denen das eine einen Stand und einen kleinen Hof enthielt; auch eine Cisterne gehörte zu diesen Besitzungen.[3] Endlich gehörte dem Bischof von Caorle in Tyrus ein Fondaco, in der Nachbarschaft der St.-Jakobs- und der St.-Nikolauskirche.[4]

Auch an Besitzungen von einzelnen Privaten finden wir außer dem bei den Grenz- und Ortsbestimmungen schon Vorgekommenen noch einzelnes in den Urkunden angeführt. So schenkt König Guido von Jerusalem dem Seneschall Joscelin, Grafen von Edessa[5], am 21. October 1186 in Tyrus ein Haus[6], wie demselben schon am 24. Februar 1182 eine Einnahme von 500 Byzantinern aus den Erträgen von Tyrus angewiesen worden war.[7]

Daß der Besitzstand der einzelnen Personen, sowie ganzer Communen und mächtiger Bürgerschaften in jener Zeit in Syrien

---

[1] Tafel u. Thomas, II, 363.
[2] Ebend., I, 168.
[3] Ebend., I, 363—64.
[4] Ebend., I, 364.
[5] Du Cange, Les familles d'outre-mer, p. 616.
[6] Tab. Ord. Theut., p. 21.
[7] Tafel u. Thomas, II, 863.

nicht mehr sicher, sondern den jähesten Wechselfällen und oft ganz rechtlosen Gewaltthaten preisgegeben war, kann allerdings nicht weiter Wunder nehmen, wenn man sich die traurige Entwickelung in das Gedächtniß zurückruft, welche im Laufe des 13. Jahrhunderts in der Lage der christlichen Herrschaft im heiligen Lande eintrat und dieselbe unaufhaltsam ihrem Untergange entgegenführte.

Mit dem Kreuzzuge Kaiser Friedrich's II. (1228—29) schienen sich dem Bestande der christlichen Herrschaft im heiligen Lande allerdings wieder günstigere Aussichten zu eröffnen. Aber wenn der Kaiser auch durch den mit Sultan Al-Kamil geschlossenen Vertrag die heilige Stadt und die Küstenlandschaft wiedergewann, so wurde doch zu derselben Zeit der Grund gelegt zu neuen Zwistigkeiten, in welchen sich auch für Syrien der die ganze Zeit zerreißende feindselige Gegensatz zwischen Guelfen und Ghibellinen in der verderblichsten Weise erneute. Natürlich wurde dadurch auch die bisher so gedeihliche Entwickelung der italienischen Handelscommunen auf das Empfindlichste gestört: auch sie wurden zu ihrem Verderben in den großen Kampf der ganzen Zeit hineingezogen. Einmal nämlich entbrannte die Handelseifersucht zwischen Pisanern, Venetianern und Genuesen aufs neue, seitdem die erstern beiden die Partei des Kaisers, die letztern dagegen die des Papstes ergriffen hatten. Außerdem aber war die Mehrzahl der Barone des auf so unsichern Füßen stehenden Reichs durchaus nicht gesonnen ihre Unabhängigkeit, wie sie dieselbe auf Grund der ja von jeher einen nur so lockern Halt gebenden Reichsverfassung dem schwachen Königthum gegenüber längst fest begründet hatten, durch die straffere Geltendmachung der königlichen Autorität von seiten der Statthalter Friedrich's II. irgendwie in Frage stellen zu lassen und setzte sich der mit des Kaisers Krönung begründeten neuen Ordnung der Dinge von vornherein feindlich entgegen. An der Spitze dieser Magnatenopposition stand der mächtige Balian-Ibelin von Beirut, welcher sich ja durch Friedrich II. in dem widerrechtlich angemaßten Besitze

von Beirut unmittelbar gefährdet sah.[1] Zwar gelang es anfangs den Bemühungen der Baili und Consuln der italienischen Communen, durch ihre Vermittelung einen offenen Ausbruch des Kampfes zu hindern.[2] Als dann aber die Genuesen, durch den Kaiser in ihren Handelsprivilegien gekränkt[3], offen die Partei Ibelin's ergriffen, war auch für Syrien der Bürgerkrieg zwischen Ghibellinen und Guelfen unvermeidlich geworden.

Im Jahre 1231 bemächtigte sich der von Friedrich an die Spitze der Verwaltung Syriens gestellte kaiserliche Marschall Richard Filangieri Beiruts und erhielt auf sein Verlangen von einem der Vasallen Ibelin's auch das wichtige Tyrus ausgeliefert.[4] Nun begannen auch die Genuesen offene Feindseligkeiten und machten mit ihrer Flotte ihre Ueberlegenheit in den syrischen Gewässern bald in so nachdrücklicher Weise geltend, daß die Schiffe Filangieri's nicht mehr auf dem Meere zu erscheinen wagten, sondern sich in dem schützenden Hafen von Tyrus hielten. Schnell wuchsen nun auch hier die Dimensionen des Kampfes: am 2. December 1232 wurde zwischen Genua und den Guelfen in Syrien ein förmlicher Defensiv- und Offensivtractat abgeschlossen.[5] Heftiger entbrannte nun der Kampf: sein Ziel war jetzt ausgesprochenermaßen die Entthronung Friedrich's II. Offen erhob Königin Alice von Cypern für sich und ihren Sohn Heinrich Ansprüche auf das Königreich Jerusalem, und Johann Ibelin von Beirut und sein Anhang suchten ihrer Rebellion gegen den Kaiser durch die Proclamirung der Rechtmäßigkeit dieser Ansprüche eine größere Berechtigung zu geben und den ihr anhaftenden gehässigen Charakter zu nehmen. Der ihm so entgegentretenden Uebermacht nicht gewachsen, sah sich Richard Filangieri bald genöthigt Accon zu räumen, das nun der Hauptstützpunkt

---

[1] Vgl. oben S. 70 fg.
[2] Contin. Guilelm. Tyr., p. 391.
[3] Heyd, I, 214.
[4] Wilken, VI, 529—30.
[5] Maslatrie, Histoire de Chypre, I, 298.

der Gegner wurde, und seinen Sitz nach Tyrus zu verlegen. Johann Ibelin's Absicht, ihn dort zu belagern, wurde durch die Wachsamkeit und Schnelligkeit des schlagfertigen Marschalls vereitelt: bei Casale Imberti brachte derselbe am 3. Mai 1232 dem Heere der Gegner eine Niederlage bei.[1] Jedoch benutzte Filangieri den gewonnenen Sieg nicht weiter, ja er verscherzte die günstigen Wirkungen desselben durch einen übereilten und nach anfänglichen Erfolgen unglücklich ausgehenden Angriff auf die Insel Cypern. Die Machtstellung des Kaisers in Syrien wiederherzustellen gelang so nicht. Die päpstliche Vermittelung, welche zwar 1236 eine zeitweise Einstellung der Feindseligkeiten bewirkte, hatte jedoch selbst kein Interesse daran, die staufische Herrschaft in Syrien auf die Dauer zu sichern und die derselben gefährliche Macht der Barone durch ihre Autorität brechen zu helfen.

Unter diesen Umständen dauerte der stets unsichere Friedenszustand natürlich denn auch nur wenige Jahre. Die Erneuerung des Kampfes war unabwendbar, als durch die Verwickelung Friedrich's II. mit den Lombarden zunächst in Italien die alten Gegensätze mit größerer Heftigkeit wieder auflebten und bald auch das leidenschaftlichste Entbrennen des Kampfes zwischen Papst und Kaiser zur Folge hatten. Nun erhoben sich auch in Syrien die Gegner des Staufers mit erneutem Eifer. Persönliche, kirchliche und politische Motive wirkten zusammen, alle auf das eine Ziel, den Kaiser jedes Einflusses in dem Morgenlande zu berauben. Und Friedrich II., der ja alle Kraft auf die Vertheidigung seiner schwer bedrohten Stellung in Italien concentriren mußte, hatte nicht die Mittel, einen so entlegenen Posten mit Nachdruck zu vertheidigen: sein Statthalter, der Marschall Richard Filangieri, erhielt den Befehl, nach Italien zurückzukehren. Derselbe segelte also ab, indem er seinen Bruder Lothar als Befehlshaber in dem bisher noch behaupteten Tyrus zurückließ. Unmittelbar danach aber erschienen die Gegner, obenan Ibelin von Beirut und Sidon und Philipp von Montfort, der Herr von

[1] Wilken, VI, 539.

Toron (Tibnin) vor der wichtigen Seefestung, drangen in die Stadt ein und begannen die Belagerung der Burg, in welche Lothar Filangieri mit seinen apulischen Rittern sich nur noch mit genauer Noth hatte retten können. Die berühmte Festigkeit der Burg von Tyrus und dann die sich schnell erneuenden leidigen Zwistigkeiten zwischen den eben so glücklichen Baronen mochten noch zu der Hoffnung berechtigen, daß es gelingen werde, diesen letzten wichtigen Platz für den Kaiser zu retten: da führte ein ganz unerwartetes unglückliches Zusammentreffen dessen plötzlichen Verlust herbei. Richard Filangieri nämlich war gleich nach seiner Abreise sammt seinem ihn begleitenden Bruder Heinrich von einem schweren Sturm überfallen und nach dem afrikanischen Tripolis verschlagen worden; er hatte seine schwer beschädigten Fahrzeuge dort zurücklassen müssen und sich auf einem sarazenischen Schiffe nach Sicilien eingeschifft; von einem zweiten Sturme überfallen und nach der Küste Syriens zurückverschlagen suchte er nun wieder in dem erst unlängst verlassenen Hafen von Tyrus Schutz, ohne eine Ahnung davon zu haben, welche Veränderung dort unmittelbar nach seiner Abreise eingetreten war. So fiel denn der kaiserliche Marschall bei seiner Landung in die Gewalt seines Todfeindes, des Herrn von Beirut und Sidon. Dieser eilte natürlich, den so ganz unerwartet erlangten Vortheil gründlich auszunutzen: vor der Burg von Tyrus, die Lothar Filangieri zu vertheidigen bereit war, ließ er einen Galgen errichten, an welchem, wenn die Burg nicht sofort übergeben würde, Richard Filangieri und sein Bruder Heinrich aufgeknüpft werden sollten. Diese Drohung wirkte: das Leben seiner Brüder zu retten gab Lothar die Burg in die Gewalt Ibelin's.[1]

Damit war die letzte feste Position, welche die kaiserliche Herrschaft in Syrien besessen hatte, verloren gegangen. Aber die Sieger wurden ihres Gewinnes auch nicht recht froh. Denn einmal brach, sobald sie über den gemeinsamen Widersacher triumphirt hatten, unter ihnen selbst der alte Hader von neuem aus,

[1] Wilken, VI, 625—26.

nd dann hatten natürlich die Mohammedaner die Zeit, wo die
Christen untereinander kämpften, trefflich für sich auszunutzen
ewußt. Die schwere Niederlage, welche die Christen am 18. Oc-
ober 1244 bei Gaza erlitten, trieb ihre schon so tief erschütterte
Herrschaft nur noch schneller dem Untergange entgegen.

Eben um jene Zeit nun versuchte Venedig, durch den ge-
andten und thatkräftigen Bailo Giorgio Marsigli vertreten, seine
hemalige Machtstellung wiederzugewinnen und sich der Rechte
nd Güter wieder zu bemächtigen, welche ihm in den Wirren der
etzten Jahre entfremdet waren. Giorgio Marsigli hatte zu diesem
Zwecke namentlich den Sturz der Herrschaft Friedrich's II. für
nöthig gehalten und deshalb den Angriff der syrischen Barone
gegen Tyrus eifrigst betrieben; ja, er unterstützte denselben per-
sönlich an der Spitze einer kleinen Mannschaft, nachdem er von
der Königin Alice von Cypern und deren Gemahl, dem Grafen
Raoul von Soissons, das feierliche Versprechen erhalten hatte,
daß Alice, wenn ihre Ansprüche auf die Krone des Königreichs
Jerusalem zur Anerkennung gelangt sein würden, die Venetianer
in allen ihren ehemaligen Rechten und Besitzungen wiederherstellen
würde. Hinterher aber, als die Burg von Tyrus nach vier-
wöchentlicher Belagerung infolge der Gefangennahme Richard
Filangieri's genommen worden war, entzog sich die Königin —
deren Gemahl Raoul von Soissons, mismuthig über die Weg-
nahme der wichtigen Stadt durch Balian Ibelin von Beirut,
seine Entwürfe fallen gelassen und sich nach Frankreich zurück-
begeben hatte — unter allerhand Ausflüchten der Erfüllung ihrer
Zusage; auch auf einer zu Ptolemais gehaltenen Reichsversamm-
lung mußte sich Giorgio Marsigli mit leeren Worten vertrösten
lassen. Dennoch gelang es dem thatkräftigen Bailo, viele von den
Lasten, mit denen die Venetianer sich widerrechtlich beschwert
sahen, abzuschütteln und wenigstens einen Theil der der venetia-
nischen Commune ehemals gehörigen Güter wiederzuerwerben.

Bald aber verschlimmerte sich die Lage der Venetianer in
Syrien auf eine sehr bedenkliche Weise. In Accon führte die
alte Handelseifersucht zwischen Genua und Venedig zu einem

gewaltsamen Ausbruch; ein blutiger Zusammenstoß erfolgte, der den Venetianern schweren Schaden that und dieselben um ihre Stellung in Accon so gut wie ganz brachte. Bald gingen denn auch die Pisaner ein förmliches Bündniß mit Genua gegen Venedig ein, und den Bemühungen der Genuesen gelang es denn auch, alle die Hoffnungen der Venetianer auf Wiedergewinnung ihrer ehemaligen Machtstellung in und um Tyrus vollständig zu durchkreuzen. Philipp von Montfort, der gemeinsam mit dem Herrn von Beirut und Giorgio Marsigli Tyrus erobert hatte, hatte sich im Jahre 1243 in den alleinigen Besitz der wichtigen Stadt zu setzen gewußt. In demselben Jahre übergab ihm König Heinrich I. von Cypern und Jerusalem förmlich den Oberbefehl in derselben und überließ sie ihm schließlich nicht lange danach ausdrücklich als erbliches Eigenthum. Das war schlimm für Venedig. Den Genuesen ohnehin von früherher befreundet ging Philipp von Montfort auf Anreizung derselben bald mit offener Feindseligkeit gegen Venedig vor: er entzog den Venetianern alle Besitzungen und alle Rechte, die sie in dem ihm untergebenen Gebiete bisher noch gehabt hatten.[1]

Ein erbitterter Colonialkrieg war die Folge dieses Gewaltstreichs. Drei Jahre hindurch wüthete derselbe in Syrien; der Hauptbrennpunkt desselben war Accon, in dessen Mauern die sich tödtlich hassenden Gegner dicht beieinander saßen, daher immer von neuem zusammengeriethen. Wiederholte Friedensgebote und Vermittelungsversuche der Curie hatten gar keine Wirkung. Durch einen großen Schlag dachten endlich die Genuesen im Bunde mit Philipp von Montfort die Venetianer, die sich in ihrem Quartier zu Accon mit zähester Ausdauer hielten, von dort zu vertreiben. Von Tyrus aus rückte Philipp von Montfort mit einem Landheer gegen die Stadt; eine genuesische Flotte unter dem Admiral Rossa della Turca segelte ebenfalls dorthin. Diese aber erlitt vor Accon durch die Venetianer und die inzwischen zu deren Partei übergegangenen Pisaner am 24. Juni 1258 eine so ent-

[1] Vgl. Heyd, I, 222 fg.

scheidende Niederlage, daß sie nur mit genauer Noth der gänzlichen Vernichtung entging und sich in den Hafen von Tyrus flüchtete. Dorthin kehrte dann auch Philipp von Montfort nach einem vergeblichen Angriff auf das starkbefestigte Accon zurück.

Dieser für Venedig noch unerwartet günstige Ausgang des Kampfes führte in den Verhältnissen der italienischen Seestädte in Syrien einen totalen Umschwung herbei. Denn nun räumten die Genuesen ihr Quartier in Accon, gaben ihre dortige Colonie ganz auf und siedelten ganz unter den Schutz Philipp's von Montfort nach Tyrus über, wohin nun auch der Sitz ihres Consulats verlegt wurde. In Accon wurde der bisher von den Genuesen bewohnte Stadttheil sammt seinen Befestigungswerken durch die siegreichen Venetianer zerstört und das Terrain dann zwischen diese und ihre Bundesgenossen, die Pisaner, getheilt.[2] Hörte damit der Kampf denn nun auch für den Augenblick auf, so blieben doch alle Bemühungen der vom Papste geschickten Friedensvermittler vergeblich, und man hatte bei der andauernden feindlichen Spannung beider Parteien bei dem geringsten Anlaß den Wiederausbruch der Feindseligkeiten zu fürchten.

Für Tyrus selbst nun bestand die wichtigste Folge dieser eben in ihren Hauptzügen berichteten Ereignisse darin, daß diese Stadt, bisher die Hauptcolonie der Venetianer, von dieser Zeit an der wichtigste Stapelplatz für den Handel der Genuesen wurde. So that denn auch Philipp von Montfort alles, um die Genuesen auf die Dauer an sich zu fesseln und so seiner Stadt die aus einem neuen Aufschwung des Handels zu erwartenden Vortheile zuzuwenden. Die alten Einkünfte und Besitzungen Genuas in Tyrus und Umgegend wurden bestätigt, neue Rechte, wie z. B. das der Haltung von vier Wechslerbänken in Tyrus selbst, hinzugefügt. Das genuesische Gericht erhielt sogar die Befugniß, auf den Tod zu erkennen, und nur die Vollstreckung des Urtheilsspruchs behielt der Herr der Stadt sich selbst vor. Auch von Abgaben wurden die Genuesen befreit; nur für die von ihnen

---

Vgl. Heyd, I, 230—31.

eingeführten Waaren hatten sie einen geringen Eingangszoll zu entrichten.

Die Bedeutung, welche Tyrus so für den genuesischen Handel erlangte, zog ihm nun allerdings neue Angriffe von seiten der Venetianer zu, welche die glänzende Machtstellung, die sie selbst einst dort eingenommen hatten, nicht vergessen konnten. Andererseits beunruhigten auch die Genuesen Accon als nunmehrigen Hauptsitz der Venetianer nach Kräften. So erschien z. B. 1264 der venetianische Admiral Andrea Barocio vor dem Hafen von Tyrus und nahm angesichts desselben ein reich mit Baumwolle beladenes genuesisches Schiff weg, auf dessen anfangs beabsichtigte Vertheidigung die Genuesen auf Bitten Philipps von Montfort verzichteten, der ihnen dafür aber den erlittenen Verlust doppelt ersetzte.[1] Dagegen hatte ein Sturm, den die Venetianer um dieselbe Zeit gegen Tyrus versuchten, keinen Erfolg. Im Jahre 1267 unternahmen die Genuesen eine ähnliche Expedition gegen Accon, mußten jedoch schließlich vor der venetianischen Flotte unter Jacopo Dandolo und Marino Morosini den Rückzug antreten, auf dem sie noch erhebliche Verluste erlitten.[2]

Dieser Kriegszustand dauerte zum Schaden beider Theile und der christlichen Herrschaft im heiligen Lande überhaupt fort, auch als Philipp von Montfort gestorben und ihm sein Sohn Johann in der Herrschaft über Tyrus und Toron gefolgt war. Erst am 1. Juni 1277 kam es unter Vermittelung der hohen Geistlichkeit und der Hochmeister der drei Orden in Accon zu einem Frieden, welchen für Venedig, vorbehaltlich der Genehmigung durch den Dogen und den Rath, der damalige Bailo Albertino Mauroceno[3] und dessen beide Räthe[4] Markus Foscarenus

[1] Heyd, I, 236. Die Ladung wurde in Accon für 11,000 Byzantiner verkauft.

[2] Cafaro, p. 260. Contin. Guilelm. Tyr., p. 455 fg.

[3] Daß die Venetianer von ihren Anrechten nichts aufgaben, zeigt schon der Titel, den der Bailo in der Urkunde führt: A. M. baiulus Venetorum in Accon, in Tyro et in tota Syria.

[4] Vgl. oben S. 262.

ıd Philipp Cornarius abschlossen.[1] Derselbe war für Venedig
ınstig genug. Johann von Montfort nämlich gab alles heraus,
ıs die venetianische Commune als solche oder ein einzelner
enetianer in Tyrus zur Zeit des Giorgio Marsigli besessen
ıtte; Venedig kam wieder in den Besitz des ihm einst gehörigen
rittels der Stadt und des Gebietes von Tyrus; seine alten
echte in Bezug auf Steuerfreiheit und Gerichtsbarkeit wurden
rgestellt. Aber auch für den Schaden, den sie während ihrer
erbannung aus Tyrus dort erlitten hatten, sollte den Venetia-
rn Ersatz gewährt werden: in dieser Beziehung gelobte Johann
ın Montfort zunächst die St.-Markuskirche sammt der davor
findlichen Loggia und dem Campanile wiederherzustellen oder
ıch wenigstens den Venetianern das dazu nöthige Geld zu zah-
n; die gleiche Verpflichtung nahm er auf sich in Bezug auf alle
nst etwa während jener Zeit zerstörten oder beschädigten vene-
ınischen Häuser oder Bauwerke in Tyrus. Die Bestimmungen
ırüber sollten in jedem einzelnen Falle durch den Patriarchen
ın Jerusalem und die Vorsteher der Ordenshäuser getroffen
erden. Denselben Schiedsrichtern sollte auch die Festsetzung
ıheimgegeben sein über den Ersatz, welchen Johann von Mont-
rt den Venetianern für die alle diese Jahre vorenthaltenen Ein-
ınfte und Revenuen zu leisten versprach. Das durch diese nach-
ägliche Abrechnung sich ergebende umfängliche Schuldverhältniß
ılte zwischen beiden Theilen durch besondere Verträge geordnet
ıd in Bezug auf die bei der Abwickelung zu beobachtenden
Iodalitäten geregelt werden. Auch die Erledigung einzelner
fenbleibender Streitfragen, wie z. B. nach dem Eigenthums-
cht an dem am Wege nach der Hafenkette befindlichen Thurme,
ılte diesen Schiedsrichtern vorbehalten bleiben.[2]

Sich der so noch einmal wiedergewonnenen Herrlichkeit zu
euen war den Venetianern jedoch nur kurze Zeit vergönnt.
enn mit unaufhaltsamer Schnelligkeit eilte der hinfällige Rest

[1] Vgl. die Urkunde bei Tafel u. Thomas, III, 150 fg.
[2] Ebend., III, 154.

der christlichen Herrschaft im Morgenlande seinem Unte
entgegen. Wie hätte auch ein Staat wie dieser — wenn
das sogenannte Königreich Jerusalem damals überhaupt
als Staat bezeichnen durfte — gegen so mächtig anwa
Feinde, wie sie sich jetzt ringsum erhoben, sich zu behaupten
können! Wo selbst durch die straffeste Centralisation und
militärische Dictatur nicht mehr zu helfen gewesen wäre,
sich die würdelosen Titularkönige, die sich noch immer na
so lange schon verlorenen heiligen Stadt nannten, auch de
ten Scheines von Macht beraubt durch den Uebermuth de
rone auf der einen, den Eigensinn der selbstsüchtigen italie
Communen auf der andern Seite. Die einen aber wie d
dern vergeudeten, wie es der Krieg zwischen Venedig und
ja ganz besonders deutlich gezeigt hatte, die noch vorha
geringen Kräfte in kleinlichem Hader untereinander und
auch nicht im entferntesten daran, die großen, so schwer g
deten Interessen der Christenheit auch nur einigermaßen w
nehmen, kaum daß sie sich in Augenblicken ganz bes
dringender Gefährdung noch einmal aufrafften und zu
momentanen größern Anstrengung fähig zeigten.

Und doch war inzwischen den Christen ein neuer Fei
standen, furchtbarer als die bisher drohenden: die Ma
unter dem gewaltigen Bibars hatten angefangen ihre Her
von Aegypten aus über Syrien auszubreiten. Zu derselbe
wo der Hader zwischen Genuesen und Venetianern die
syrische Küstenlandschaft mit Waffengetöse erfüllte (1267), e
Bibars vor den Thoren vor Tyrus selbst, welches dama
Witwe Johann's von Montfort, Margarethe, gehörte, um
barbarische Verwüstung der ganzen Umgegend die Tödtung
seiner Mamluken furchtbar zu rächen. Die stark befestigte
selbst anzugreifen unterließ er jedoch und gewährte sch
gegen Zahlung einer Buße von 15,000 Goldstücken und
lassung aller sarazenischen Gefangenen den Christen in
einen zehnjährigen Waffenstillstand.

Das war zwar eine Frist für die Christen, aber au

mehr. Die Lage derselben blieb so unsicher, daß sie jeden Augenblick den Untergang hereinbrechen zu sehen fürchten mußten. Ein Küstenplatz nach dem andern fiel im Laufe der nächsten Jahre in die Gewalt der Mohammedaner; bald war alles Land im Süden des Berges Karmel für die Christen verloren und diese auf das Gebiet im Norden desselben beschränkt, während im Norden Laodicea und Tripolis verloren gegangen waren, also nach keiner Seite hin mehr eine auch nur einigermaßen genügende Deckung vorhanden war. Vom Abendlande her aber war damals schon keine Art von wirksamer Unterstützung mehr zu erwarten. Die Mahnungen Papst Nikolaus' V. an die christlichen Fürsten, den bedrängten Glaubensgenossen in Syrien zu helfen, konnten unter den damaligen Verhältnissen vollends keine Wirkung mehr haben; höchstens reizten dieselben die Mohammedaner zu noch energischerem Vorgehen gegen die hinfälligen Reste des christlichen Reichs. Was damals aber an „Glaubenskämpfern“ in Accon anlangte, war fast ausnahmslos Gesindel der allerverworfensten Art, nur geeignet Unheil und Unfrieden zu stiften und für die zu Unterstützenden eine unerträgliche Geisel. Die Ausschreitungen dieser verworfenen Banden sollen denn auch schließlich zum Bruche des den Christen bewilligten Waffenstillstands und zum Beginn des letzten, zu dem lange drohenden Ende führenden Kampfes den Anstoß gegeben haben. Der Tod des eben zum Angriff auf Accon rüstenden Sultans Kelaun im Jahre 1290 gewährte noch einen letzten, ganz knapp gemessenen Aufschub. Wenige Monate später aber begann dessen Sohn Malek-el-Aschraf den Krieg. Nach heldenmüthigem Widerstande fiel am 18. Mai Accon in die Gewalt des Siegers; die Templer, die ihr festes Haus anfangs auf das äußerste zu behaupten entschlossen gewesen waren, ergriffen zur See die Flucht: den 20. Mai 1291 sahen sich die Christen der entsetzlichen Rache des unbarmherzigen Siegers preisgegeben: unter unerhörten Greueln erfolgte die letzte blutige Katastrophe.

Die Kunde von dem Falle der letzten festen Burg brach den Muth der Christen vollständig. Kaum war der unabwendbare

Fall Accons in Tyrus bekannt geworden, so hatten die dort gesiedelten Franken schon keinen andern Gedanken mehr, als und ihre bewegliche Habe vor dem Nahen der furchtbaren F in Sicherheit zu bringen. Bereits am Abend des 18. Mai ten sie sich ein und segelten nach Europa: am 19. Mai r die Truppen Malek-el-Aschraf's in die unvertheidigte Stadt



VIII.

Die venetianische St.-Markuskirche in Tyrus.

Die Flucht der Christen hatte Tyrus 1291 ohne Schwert-
eich in die Gewalt der Mohammedaner zurückgeliefert; diesem
nstande und mehr noch der allezeit bewährten commerciellen
ıd militärischen Wichtigkeit ist es wol zuzuschreiben, daß die
tadt, welche doch sogut wie entvölkert in die Hand ihrer neuen
rren gefallen sein muß, von diesen geschont, ja, wie es scheint,
ht einmal ihrer Festungswerke beraubt worden ist. Diese be-
nden damals aus einer vierfachen Mauer nach der festländischen
ite hin, während auf der Insel selbst ein siebenthürmiges, für
innehmbar geltendes Castell stand.[1] Späterhin wurde aber
h Tyrus von dem Verhängniß der Zerstörung und gänzlichen
ödung ereilt, doch wissen wir nicht, wann und wie dasselbe
r die schon von so schweren Schicksalsschlägen heimgesuchte
adt hereingebrochen ist. Doch kann das nicht lange nach dem
sammensturz der christlichen Herrschaft in Syrien geschehen
t, denn schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts kennt Abulfeda
einst so berühmte Stadt als eine unbewohnte Trümmerstätte.
e Völkerstürme, die während des 14. und namentlich dann zu
ginn des 15. Jahrhunderts die syrische Küstenlandschaft heim-
hten, hinderten natürlich jedes Wiederaufkommen solcher ge-
lenen Größen. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird uns

[1] Brocardus, II, 170.

Tyrus von el-Khulil ebenfalls als eine verödete Ruine
beschrieben; was die Reisenden des 16. und 17. Jahrhun
berichten, zeigt nur, daß zu jener Zeit durchaus noch keine V
rung eingetreten war. Wenn Johannes Poloner in dem B
über seine im Jahre 1422 gemachte Reise nach dem heil
Lande[1] Tyrus beschreibt als von mächtigen Mauern umg
am Meer aufsteigend und nach Osten hin durch eine dreif
Mauer mit festen Thürmen gedeckt, so gibt er damit offe
nicht das Bild der Stadt, wie sie in seiner Zeit gewesen, l
es ist nicht einmal recht ersichtlich, ob Poloner Tyrus selbst
suchte, sondern schildert sie im Anschluß an die Quellen, di
bei seiner Beschreibung des heiligen Landes benutzt hat und u
denen namentlich Wilhelm von Tyrus einen hervorragenden P
einnimmt.

Genauere Angaben über die Beschaffenheit der Stadt
die in derselben und der Umgegend herrschenden Zustände e
ten wir erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in
Zeit, wo, was in der syrischen Küstenlandschaft noch an H
und Verkehr vorhanden war, sich ganz in den Händen de
Sidon angesiedelten französischen Kaufleute befand.[2] Mar
d'Arvieux, welcher während seines mehrjährigen Aufenthalte
Sidon, dem Sitze auch des den französischen Handel zu sch
bestimmten französischen Consuls, das benachbarte Tyrus wi
holt besucht und in seinen Memoiren genauer beschrieben
gibt uns von der Stadt um jene Zeit (1658) in der Haupt
etwa das folgende Bild.[3]

---

[1] T. Tobler, Descriptiones Terrae Sanctae (1874), p. 265:
enim (sc. civitas tyrensis) magno murorum ambitus assurgit a
maris, mari circumdata undique, nisi in parte orientali, ubi ea
buchodonosor et postea Alexander fecerunt contiguam terrae fe
iactum lapidis. Ibique cincta est muro triplici et alto cum tu
firmis.

[2] Vgl. oben S. 125 fg.

[3] Mémoires du chevalier d'Arvieux, envoyé extraordinaire d
à la Porte etc., I, 250 fg.

Im Osten der Stadt waren zu d'Arvieux' Zeiten noch die Überreste eines Castells vorhanden. Innerhalb des von demselben ehemals eingenommenen Raumes fanden sich damals zwei Kirchenruinen: die bedeutendere von beiden war nach d'Arvieux' Behauptung die westliche, die andere wird als nördlich davon liegend bezeichnet. Die Türken hatten diese Ruinen benutzt, um ein kleines Fort herzustellen; ein paar darin aufgestellte Kanonen beherrschten den Meeresspiegel und dienten so dazu, die gefürchteten Seeräuber fern zu halten. In diesen Angaben fällt nun gegenüber den heute vorhandenen örtlichen Verhältnissen eine Unklarheit auf: wie kommt d'Arvieux nämlich dazu von einer „westlichen" Kirchenruine zu sprechen? Einer solchen könnte füglich doch nur eine weiter nach Osten gelegene entgegengesetzt werden; d'Arvieux aber spricht nur von einer mehr nach Norden gelegenen. Die Kirchenruine aber, welche noch heutigentags in imponirender Stattlichkeit in Sur aufragt, liegt nicht im Westen, sondern genau an der südöstlichen Ecke der Stadt. Dabei kann es aber keinem Zweifel unterworfen sein, daß d'Arvieux eben von dieser Kirchenruine und von keiner andern spricht. Das geht schon aus der einen Thatsache unwiderleglich hervor, daß d'Arvieux als einer ihm ganz besonders auffälligen Erscheinung einer dort liegenden Säule mit herzförmigem Durchschnitt erwähnt: das ist ganz unfraglich eine von den mächtigen Doppelsäulen aus rothem ägyptischen Granit, die noch heutigentags in den Ruinen liegen. Daß man ferner, wenn d'Arvieux von einer westlichen Kirche spricht, im Gegensatz dazu nicht an eine andere davon östlich gelegene denken darf, daß d'Arvieux nicht von drei Kirchen, einer westlichen, einer östlichen und einer nördlichen spricht, sondern nur von zweien, geht aus dem Zusammenhange deutlich genug hervor. Man wird daher den Ausdruck bei d'Arvieux wol nur auf die Weise erklären können, daß derselbe von einer westlichen Kirche spricht im Gegensatz zu der sich noch weiter nach Osten hin ausdehnenden Stadt. Man möchte demnach annehmen, daß die wenigen Einwohner des damaligen Sur sich hinter, d. h. östlich von der Kirchenruine angesiedelt haben, um durch das aus derselben

nothdürftig hergerichtete Castell gegen Angriffe und Ueberfälle von der See her geschützt zu sein. Im übrigen sei gleich hier bemerkt, daß die Angaben d'Arvieux' noch dadurch eine vollkommene Bestätigung finden, daß inmitten trümmerhafter arabischer Hütten, nördlich von der großen Kirchenruine noch heutigentags die freilich fast ganz überbauten und daher nicht näher untersuchbaren Reste einer zweiten Kirche vorhanden sind.[1] Diese sind wol unzweifelhaft mit der von d'Arvieux erwähnten zweiten, nördlichen Kirche zu identificiren.

Im Norden der Stadt sah d'Arvieux ferner die Reste eines von Fakhr-ed-din[2] erbauten umfänglichen Palastes, welche zum Theil noch die ehemalige Pracht des Baues erkennen ließen. Der sehr trümmerhafte Bau diente in jener Zeit den wenigen nach Sur kommenden Fremden als Khan, führte aber noch immer die prätentiöse Bezeichnung als Schloß. In dem mittlern Theile der Stadt erwähnt d'Arvieux dann noch ein späterhin von den Söhnen Fakhr-ed-din's gebautes Haus. Sonst bestand die Stadt auch damals noch nur aus altem Gemäuer und Ruinen. Einige dürftige Häuser aus Backsteinen dienten den in Sur verweilenden Kaufleuten als Unterkommen, sowie auch den Bauern, welche, soweit die räuberischen Araber ihnen dazu die nöthige Ruhe ließen, in der Umgegend Ackerbau trieben.

Der innere Hafen war auch zu d'Arvieux' Zeiten schon so versandet, daß nur noch ganz kleine Fahrzeuge in ihn gelangen konnten. Wir wissen ja, daß Fakhr-ed-din den Zugang zu dem Hafen von Tyrus ebenso wie zu den meisten syrischen Häfen absichtlich hatte zuschütten lassen, um der von ihm gefürchteten türkischen Flotte die Annäherung unmöglich zu machen.[3] Von dem äußern Hafen, der Rhede, bemerkt d'Arvieux, daß sie wegen der unruhigen See verrufen sei und von den Schiffern deshalb

---

[1] Vgl. oben S. 220, was über die in Sur herrschende Tradition von dem Grabe des Origenes (Oriunus) bemerkt ist.

[2] Vgl. oben S. 83.

[3] Vgl. oben S. 79.

nur vorübergehend besucht werde. Unter diesen Umständen war es denn auch nicht zu verwundern, wenn der unbedeutende Handel der Gegend sich von Tyrus weg ganz nach Sidon und nach Accon gezogen hatte.

Sehr viel freundlicher ist das Bild, welches d'Arvieux von der Landschaft rings um Tyrus entwirft. Die Höhen im Norden der Stadt schildert er als mit schlagbarem Holze bedeckt, die höhern Berge im Osten und Südosten bis nach Ras-el-Nakura[1] als ganz mit Strauchwerk bestanden. Die Ebene im Osten der Stadt war reich an vortrefflichem Weideland und enthielt mitten zwischen Gärten zerstreut die Häuser der Bauern, welche von den Arabern der Umgegend gegen einen Zins Ruhe für ihre friedliche Beschäftigung erkauften, ja von denselben zu Zeiten sogar kräftig gegen die Bedrückungen der Türken in Schutz genommen wurden.

Der gut und unbefangen beobachtende Engländer Maundrell, welcher 1696 auf seiner Reise von Aleppo nach Jerusalem auch Tyrus berührte, erwähnt in seinem kurzen Berichte ebenfalls das im Norden der Stadt gelegene Castell, in welchem damals jedoch keine türkische Besatzung mehr lag; sonst schildert er[2] die Stadt als ein Gewirr von Mauern, Pfeilern, zusammengestürzten Gewölben u. s. w., in dem nicht ein einziges ganzes Haus mehr vorhanden war. In den Gewölben lebten einige Elende, die durch Fischfang ihr kümmerliches Dasein fristeten. Inmitten dieser Ruinen erhob sich ein Pfeiler höher als alle andern: das war das östliche Ende einer großen Kirche, welche Maundrell für die Kathedrale des mittelalterlichen Tyrus hält.

Daß Maundrell von der noch heute vorhandenen Kirchenruine spricht, kann trotz des nicht gerade genauen Ausdrucks „ein Pfeiler" nicht weiter zweifelhaft sein. Denn einmal hätte der gewissenhafte und sehr richtig sehende Reisende, spräche er hier

---

[1] Das sind doch wol die Montagnes de la Naklonée?

[2] Vgl. S. 80 der französischen Ausgabe (Utrecht 1705).

von einer andern Ruine, jener von d'Arvieux erwähnten auch noch gedacht, da dieselbe, um unbesprochen zu bleiben, doch zu bedeutend ist. Daß an ein anderes kirchliches Bauwerk aber nicht gedacht werden kann, zeigt einmal die bei dieser Gelegenheit von Maundrell gemachte allgemeine Bemerkung, von den zerstörten christlichen Kirchen sei meistens der östliche Theil erhalten, und dann namentlich noch die Erwähnung einer in der Ruine erhaltenen Treppe, die Maundrell selbst hinaufstieg: dieselbe ist auch heute noch in der Ruine zum Theil vorhanden. Bemerkt zu werden verdient übrigens im Hinblick auf den oben besprochenen Bericht d'Arvieux' der von Maundrell gebrauchte Ausdruck, „in der Mitte" der Trümmerstätte stehe ein alle andern überragender Pfeiler. Könnte man denselben auch ganz gut allgemein nehmen, in dem Sinne von „mitten unter diesen Ruinen", so wird er unter Bezugnahme auf die Bezeichnung der Ruine bei d'Arvieux als einer westlich gelegenen und bei der bewährten Genauigkeit Maundrell's doch vielmehr so zu verstehen sein, daß die stattliche Kirchenruine inmitten des Trümmerfeldes der damaligen Stadt lag, d. h. diese also weiter nach Osten hin reichte als heutigentags der Fall ist. Von den Mauern der Stadt, d. h. des mittelalterlichen Tyrus, stand zu Maundrell's Zeiten nichts mehr; nur aus den noch erhaltenen Fundamenten derselben konnte man sich ein ungefähres Bild von dem ehemaligen Umfange der Stadt machen. Uebrigens hat Maundrell zuerst die an der westlichen Seite der ehemaligen Insel nach Süden und Norden auslaufenden langgestreckten Linien bemerkt und erwähnt, bei denen man zunächst zweifelhaft sein mag, ob es zufällig so regelmäßig gestaltete Riffe und Felsbänke sind oder die Reste von auch aus dem lebendigen Fels herausgearbeiteten Substructionen von Mauern und Dämmen, welche einst die Häfen und die zum Theil ja dem Meere abgerungene tyrische Insel gegen die offene See schützten.[1]

Pococke, welcher Tyrus im Jahre 1737 besuchte, fand die

---

[1] Vgl. oben S. 201 fg.

Stadt womöglich in einem noch elendern Zustande. Im Norden derselben erwähnt er[1] Mauerreste und den noch wie in frühern Zeiten durch starke Mauern geschützten Hafen; im Osten die Ruinen von zwei dicken, viereckigen, solid gebauten Thürmen, ehemalige Wasserreservoire, zwischen denen sich das Fundament einer starken Mauer befindet, welche Pococke als den Rest eines einst die beiden Reservoire verbindenden Aquäducts ansieht. Den einen der beiden Thürme wird man wol in dem noch heute dicht vor der Stadt, etwas südöstlich von dem nach der Landenge hinausführenden Thore stehenden Brunnenhause wiederzuerkennen haben. Von jener Mauer ist heute nichts mehr aufzufinden; daß dieselbe, wie Pococke annimmt, zu einem Aquäduct gehört habe, ist wenig wahrscheinlich. Denn aller gegentheiligen Vermuthungen und Hypothesen ungeachtet hat sich für den seines guten Wassers wegen berühmten Brunnen von Sur irgendein Zufluß, irgendeine Zuleitung nicht nachweisen lassen. Eher würde man wol jene von Pococke gesehene Mauer mit den mittelalterlichen Befestigungen von Tyrus in Verbindung bringen können. Dabei ist noch ein anderer Punkt zu berühren. Pococke erwähnt folgende von ihm gemachte Beobachtung: La péninsule est traversée par une espèce de ravin, au couchant duquel est une hauteur, qui formait probablement la partie orientale de l'île. Wenn es nun auch durchaus nicht unmöglich ist, daß eine derartige grabenartige Einsenkung sich damals außerhalb der eigentlichen Stadt — denn in dieser Hinsicht vermißt man bei Pococke jede nähere Bestimmung — in dem Dünensandterrain, das sich seitdem natürlich mannichfach verändert hat und noch jetzt fortdauernd verändert, gefunden habe, und daß man es darin mit einem weitern Reste der alten Befestigungen von Tyrus zu thun habe, etwa mit einem der am Fuße einer jeden von den drei Mauern sich hinziehenden Gräben, so könnte man auf der andern Seite doch auch in dieser bereits von Pococke beobachteten

---

[1] Voyages de R. Pococke, en Orient etc. (traduit de l'Anglais [Paris 1772]), III, 240 sq.

Einsenkung dieselbe sehen, welche Bertou zuerst entdeckt zu haben glaubte und in der er einen den sidonischen Hafen im Norden mit dem ägyptischen im Süden (wo er denselben liegen läßt) verbindenden Kanal erkennen zu müssen meinte, während Movers darin die alten Neorien erkennen wollte.[1] Diese Annahme, daß es sich in der angeführten Stelle Pococke's und bei Bertou um ein und dasselbe handele, findet übrigens eine Bestätigung darin, daß wie Pococke im Westen jenes Grabens eine Anhöhe erwähnt, auch die von Bertou nachgewiesene Einsenkung so liegt, daß sich nur wenige Schritte westlich davon der höchste Punkt der ganzen Insel findet.

Ferner thut Pococke dann auch der Kirchenruine in Tyrus eingehend Erwähnung. Er bezeichnet den Bau als eine große Kirche in syrischem Geschmack, d. h. aus drei im Halbkreis abschließenden Schiffen bestehend. Nördlich davon will er die Ruinen des ehemaligen erzbischöflichen Palastes gesehen haben: aller Wahrscheinlichkeit nach hat man darunter dieselben Ruinen zu verstehen, welche von d'Arvieux als zu dem von Fakhr-ed-din errichteten Palast gehörig bezeichnet wurden. Weiter spricht Pococke dann von einigen Granitsäulen, welche nach den ihm gewordenen Mittheilungen von einer Sanct-Johannes geweihten Kirche herrühren sollten. Wo wir diese jedoch zu suchen haben, ist nicht zu bestimmen, denn einmal gibt Pococke gar keine nähere Ortsbestimmung, noch finden wir sonst irgendwo eine Angabe über eine einst in Tyrus befindliche St.-Johanniskirche; endlich finden sich solche granitene Säulen in Tyrus ja in großer Menge. Dicht neben diesen von Pococke erwähnten Säulen, also auch an einem für uns nicht näher zu ermittelnden Platze, sah Pococke dann ferner eine alte St.-Thomaskirche, von welcher ein besonders abgegrenzter Theil den paar christlichen Familien als Gotteshaus diente, welche neben einigen Janitscharen, die in einem alten Schlosse am Hafen bei der Douane hausten, damals die einzigen Einwohner von Tyrus waren. Ferner spricht Pococke in seiner

---

[1] Vgl. oben S. 203 fg.

Beschreibung noch von den Ruinen von zwei oder drei Kirchen, die ihm jedoch nicht sehr alt zu sein schienen.

Dreißig Jahre nach Pococke (1767) besuchte der erfahrene und vielseitig gebildete und dabei gut beobachtende Italiener Mariti Tyrus und verweilte daselbst zwölf Tage. Mariti schildert zunächst den Hafen[1], welcher auch nach ihm selbst kleinern Fahrzeugen nur mühsam zugänglich ist, da er nicht blos versandet, sondern auch sein Eingang gesperrt ist durch die Trümmer der ihn einst schließenden, lange schon zusammengestürzten Mauern; auch sah Mariti die Säulen, welche, um den Hafen vollends unzugänglich zu machen, durch Fakhr-ed-din in der Nähe der Einfahrt versenkt worden waren. Aus der von ihm beobachteten Thatsache, daß auch in den Resten der ehemals den Hafen umgebenden Mauern sich Säulenschäfte eingemauert finden, schließt Mariti mit Recht, daß diese Mauern nicht sehr alten Ursprungs sein können.[2] Auch darin trifft Mariti das Richtige, daß nach ihm die moderne Stadt Sur nur einen sehr kleinen Theil bedeckt von dem Terrain, welches ehemals die Inselstadt eingenommen haben muß. Alles war ringsum mit solchen Massen von Steinen bedeckt, daß man kaum gehen konnte. Die Stadtmauer schildert Mariti als bis auf die Fundamente zerstört; hier und da sind die untern Theile von ehemaligen Thürmen in der alten durch die Mauerfundamente bezeichneten Festungslinie stehen geblieben. Auf denselben haben die Türken neue Bauten ähnlicher Art errichtet. Im Norden der Stadt befindet sich ein Castell mit einigen dem Vorsteher von Tyrus untergeordneten Barbareskensoldaten. Die Stadt hat zwei Thore, eins nach dem Hafen und eins nach Osten, welches letztere eben damals gebaut worden war.

Eingehender als seine Vorgänger bespricht Mariti auch die interessante Kirchenruine. „Im Osten der Stadt", so sagt er[3], „erblickt man die Reste der sehr schönen Kathedrale von Tyrus";

[1] Mariti, Viaggi, II, 251 fg.
[2] Vgl. oben S. 211.
[3] Ebend., S. 255 fg.

er berichtet weiter, auch Eusebius Pamphylus thue derselben in seiner Kirchengeschichte (X, 4) Erwähnung und bemerkt, daß diese Kirche alle andern Kirchen Phöniziens an Schönheit übertreffe. Mariti beschreibt sie richtig als dreischiffig, nennt sie aber im „gothischen Stil" gebaut, ein Irrthum, der als solcher noch heutigentags durch den Augenschein unleugbar widerlegt wird. Die Kirche hatte nach Mariti zwei hohe Thürme, jedoch nicht an der Façade, sondern an den Enden der beiden Kreuzflügel. Zu diesen Thürmen stieg man auf zwei Wendeltreppen hinauf, von denen die eine noch vorhanden war.

Man sieht, die Kirchenruine war damals bereits im wesentlichen ganz in demselben Zustande, in dem man sie noch heute findet. Wunderlich ist Mariti's Irrthum, die Kirche als gothisch zu bezeichnen. So bemerkt er denn auch selbst gleich danach, daß das Innere in allen seinen Theilen dem gothischen Stile keineswegs entspreche, namentlich befremden ihn die korinthischen Säulencapitale, welche er dort fand. Neben zahlreichen Marmorornamenten hebt Mariti auch die schönen Säulen von rothem orientalischen Granit hervor von gegen achtzehn Ellen Höhe. Danach möchte man annehmen, daß die Säulen damals noch standen. Auch gedenkt Mariti der mächtigen Doppelsäulen oder — wie er die Construction auffaßt — „dreifachen Säulen, aus zwei runden und einer eckigen bestehend". Die anfänglich in ihm aufgestiegene Vermuthung, daß die Kirche lauter solche Säulen enthalten habe, hat Mariti, wie er selbst erwähnt, später durch die Auffindung von Säulen aus grauem Kalkstein widerlegt gefunden: er kommt daher zu dem — wie wir sehen werden — ganz richtigen Schluß, daß in dieser Kirche sehr verschiedene Sorten von Säulen zur Anwendung gebracht sein müssen.

Im Mittelpunkte der Stadt sah Mariti dann eine kleine, aber alte Kirche, dem heiligen Georg geweiht, die den Griechisch-katholischen gehörte, aber von den rings um sie aufgehäuften Steinmassen fast erdrückt wurde. Eine demselben Heiligen geweihte Kirche war nach seinem Bericht unlängst von den griechischen Schismatikern erbaut worden.

Volney endlich, dessen für ihre Zeit höchst verdienstliche Reise durch Syrien in die Jahre 1783—85 fällt, gedenkt in der ziemlich kurz und knapp gehaltenen Beschreibung, die er von Sur gibt, des Hafens und seiner trümmerhaften Mauern und Thürme und seiner ihn völlig unzugänglich machenden Versandung in allen wesentlichen Zügen ganz übereinstimmend mit d'Arvieux, Maundrell, Pococke und Mariti; was er über die Lage der Stadt und deren nächste Umgebung sagt, entspricht eigentlich vollkommen den heute dort herrschenden Zuständen. Der Kirchenruine thut er auffallenderweise gar nicht Erwähnung.

Nach alledem kann nun die Identität der noch heutigentags in Sur stehenden mächtigen Kirchenruine mit der von den angeführten Reisenden des 17. und 18. Jahrhunderts beschriebenen nicht mehr zweifelhaft sein, nach dieser Seite hin bedürfen wir keines besondern Beweises mehr. Von den angeführten beiden Sanct-Georg geweihten Kirchen, ebenso wie von der nach Sanct-Thomas und der nach Sanct-Johannes benannten wird diese Kirche durch die Berichterstatter ganz ausdrücklich unterschieden. Es bleibt also nichts übrig als zu untersuchen, mit welcher der Kirchen, von deren Vorhandensein in Tyrus uns sonst sichere Kunde erhalten ist, dieser stattliche Bau als identisch zu bezeichnen ist. Da es sich hierbei um die Darlegung einer auf mühsamen und mannichfach verschlungenen Wegen zu ihrem Ziele gelangten Untersuchung handelt, für welche gelegentliche geschichtliche Notizen und urkundliche Aufzeichnungen ebenso sehr in Betracht kommen wie die kunstgeschichtliche Würdigung der architektonischen Eigenthümlichkeiten der Ruinen und der bei den angestellten Ausgrabungen in dem Innern derselben aufgefundenen Sculpturarbeiten, so wird es zunächst angemessen sein denjenigen von unsern Lesern, die uns auf dieses schwierige Gebiet freundlich folgen wollen, wenigstens den Hauptmomenten nach ein Bild von dem Zustande zu geben, in dem der interessante Bau, der einst zu den größten und prächtigsten ganz Syriens gehört haben muß, sich in unsern Tagen befand, und zugleich diejenigen Momente hervorzuheben, welche sich infolge der angestellten Ausgrabungen zur genauern

Erkenntniß der einstigen Beschaffenheit der Kirche ergeben haben und zugleich einen Anhalt geben, um die in Betracht kommenden geschichtlichen Notizen daran zu prüfen.

Was zunächst den sachlichen Befund beim Beginn der Arbeiten in Tyrus angeht, so war derselbe in der Kürze folgender.

Die Ruine der Kathedrale — wir behalten die einmal übliche Bezeichnung zunächst bei, obgleich sie ganz willkürlich ist und, wie wir zeigen werden, jeder Berechtigung entbehrt — die Ruine der Kathedrale, welche die einstige Größe dieses Baues nur sehr unvollkommen ahnen läßt, liegt genau an der südöstlichen Ecke der heutigen Stadt. Mit der Längenrichtung fast ganz genau von Osten nach Westen orientirt bildet sie[1] in der Weise einen Theil der heutigen Stadtmauer, daß die drei nach Osten hin vorspringenden Chornischen der östlichen Stadtbegrenzung angehören, während die Außenmauer des südlichen Langschiffs einen Theil der südlichen Stadtmauer bildet. Die letztere ist in der südlichen Kreuzvorlage, da wo das Querschiff gegen Süden vorspringt und sich ehemals ein noch zum Theil stehender Thurm erhob — von der im Innern aufwärtsführenden Wendeltreppe ist noch ein Theil der Stufen erhalten — durchbrochen, um einen (den einzigen) Ausgang aus der Stadt nach Süden hin herzustellen. Das Innere der Kirche, von deren Ueberdachung nichts mehr erhalten ist, war seit langen Jahren mit einer Anzahl von etwa dreißig elenden Hütten bedeckt, welche meist von Mitgliedern der mohammedanischen Sekte der Metawolis, die bekanntlich Sur vor länger als einem Jahrhundert wieder bevölkert haben[2], bewohnt wurden und in ihrer Engigkeit, Düsterheit und Unsauberkeit einen wenig erfreulichen Begriff von der häuslichen Cultur dieser Leute gaben. Durch den erwähnten, quer durch die Kirche führenden Gang nach der südlichen Mauer von dieser Gruppe getrennt fanden sich einige Bauten ähnlicher Art in dem westlichen Ende der Kirche; zwischen ihnen lag ein

[1] Man vergleiche den Plan von Tyrus.

[2] Vgl. oben S. 155.

von einigen Feigenbäumen gebildeter sogenannter Garten. Von der innern Ausstattung der Kirche war damals blos eine der umgestürzt liegenden kolossalen Doppelsäulen aus ägyptischem Granit sichtbar, doch auch diese zur kleinern Hälfte mit Erde und Schutt bedeckt. Aus diesem interessanten Stück hatten schon frühere Reisende, zuletzt namentlich Robinson [1], auf die einstige Größe und Pracht der jetzt so kläglich in Trümmern liegenden Kirche geschlossen. Wesentliche Anhaltspunkte für die Bestimmung der Bauart der Kirche ließen sich übrigens schon bei dem dermaligen Zustande derselben gewinnen. Was zunächst das rein Technische angeht, so ist entsprechend der von den Kreuzfahrern bei allen größern Bauten im heiligen Lande angewandten und dann ja auch im Abendlande eingebürgerten Technik blos die innere und äußere Schicht der sehr starken Mauern aus glattbehauenen und regelrecht zusammengefügten Steinen gebildet, der Raum dazwischen, der eigentliche Kern der Mauer, besteht aus einer aus völlig ungleichen Feldsteinen und Cement gefertigten massigen Füllung, deren zähe Festigkeit bei der im Laufe der Arbeit mehrfach nöthig gewordenen Zersprengung einzelner im Wege liegender Stücke davon zur Genüge erkannt werden konnte. Was die in sehr ungleicher Höhe aufragenden Umfassungsmauern anbetrifft, so erkannte man gleich auf den ersten Blick, daß dieselben nur in den Fundamenten und den zunächst auf diesen ruhenden Theilen in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten seien, daß man es dagegen in den obern Theilen durchweg mit einem ganz leichtfertig ausgeführten Reparaturbau sehr jungen Ursprungs zu thun habe, wenn nämlich das da Geleistete überhaupt als ein „Bauen" bezeichnet werden darf. Fast durchweg nämlich waren die Steine nur lose aufeinandergelegt, ohne irgendwie durch Mörtel verbunden zu sein. Hier und da waren sie so gelegt, daß Oeffnungen blieben, die nichts anderes sein konnten als Schießscharten, wie man denn solche auch in die Rück-

---

[1] Vgl. Robinson, Palästina und die südlich angrenzenden Länder, III, 673 fg.

wände der drei nach Osten vorspringenden Chornischen eingeschnitten hatte. Die Kirchenruine mit ihren festen Mauern hat eben lange Zeit einen Theil der Stadtbefestigung von Tyrus gebildet, wie ja auch die angeführten ältern Reisenden geradezu berichteten, die Kathedrale sei von den Türken in ein Castell umgewandelt worden. Von entscheidender Wichtigkeit war von vornherein die eine Thatsache, daß an den in ihrer ganzen Höhe erhaltenen Außenmauern des Chors der Seitenschiffe auch der Ansatz zu einem die Seitenschiffe überwölbenden Rundbogen, einem Tonnengewölbe, deutlich erkennbar ist. Ließ schon dieser eine Umstand auf die Zugehörigkeit der Kirche zu dem romanischen Stile schließen, so fand diese Annahme durch die weitern Ergebnisse der Ausgrabungen ihre volle Bestätigung.

Vergleicht man diesen Befund mit den Angaben, welche d'Arvieux, Maundrell, Pococke und Mariti in ihren oben in der Hauptsache mitgetheilten Berichten über die Beschaffenheit der Kirchenruine zu ihrer Zeit gemacht haben, so fällt einem jeden in die Augen, daß jene Reisenden mehr von dem ursprünglichen Bauwerk gesehen haben als heutigentags noch vorhanden ist: die Zerstörung desselben muß also noch in verhältnißmäßig jüngerer Zeit Fortschritte gemacht haben. Auch wissen wir aus dem Munde glaubwürdiger Eingeborener, daß vornehmlich das große Erdbeben, welches 1837 die syrische Küstenlandschaft, vor allem aber gerade Sidon und Tyrus heimgesucht, der Kirchenruine schweren Schaden gethan und mehrere noch erhaltene Theile ganz zertrümmert oder doch schwer beschädigt hat. Die hochragenden Theile des Baues im Westen, einst wahrscheinlich der Façade und dem Hauptportale angehörig, sind damals fast spurlos verschwunden; die bis 1837 zum größern Theil erhaltene Bogenwölbung über den Chornischen im Osten ist damals zusammengestürzt, mit ihr zugleich der bis dahin nach allen Berichten höher ragende südliche Vorsprung des Querschiffs, in welchem man auf der heute nur zum Theil erhaltener Treppe damals noch bis zur Höhe des Gebäudes emporsteigen konnte.

Für die Erhaltung der Ruine ist natürlich vor dieser Kata-

strophe so wenig wie nach derselben irgendetwas gethan worden; im Gegentheil, was dem Erdbeben und der Zeit widerstanden, ist durch zerstörungslustige Menschenhände dem völligen Untergange möglichst nahe gebracht worden. War die Trümmerstätte des alten Tyrus überhaupt die Bezugsquelle geworden für die zu etwaigen Neubauten in den Küstenstädten Syriens nöthigen Steine, so waren natürlich die großen, gut behauenen und wohlerhaltenen Bausteine, welche die Außen- und Innenseiten der Mauern der Kirche darboten, ganz besonders begehrt und sind jahraus, jahrein in ganzen Schiffsladungen weggeschleppt worden. Ja, wenn man besonders großer Quadern bedurfte, so trug man auch nicht das geringste Bedenken, solche aus den von der Erde freigemachten Fundamenten der Kirchenruine auszubrechen, sodaß die noch aufrecht stehenden Mauern derselben zum Theil völlig unterminirt sind und nur von der sie locker umgebenden Erde nothdürftig gehalten werden. Dieses gilt namentlich von dem größten Theile der südlichen und von der ganzen westlichen Mauer, an denen daher bei den Ausgrabungen auch nur mit der größten Vorsicht verfahren und auch nicht tief gegangen werden durfte, um nicht etwa einen Zusammensturz herbeizuführen.

Die Ausraubung der tyrischen Kirchenruine hat sich aber nicht minder auf die bis in neuere Zeit in derselben erhalten gewesenen kunstreichen Steinarbeiten erstreckt, sie hat ganz besonders die — wie deutlich erkennbar ist — in großer Menge und in ungewöhnlicher Schönheit vorhandenen Ornamente aus weißem Marmor ganz besonders eifrig verfolgt und mit Ausnahme dürftiger Reste auch wirklich beiseite gebracht. In welch geradezu barbarischer, aber leider bis auf den heutigen Tag echt türkischer Weise dabei verfahren ist, ersieht man schon zur Genüge aus ein paar der sicher constatirten Beispiele. Der Versuch Achmed-Paschas (el-Dschezzar)[1] die kolossalen Doppelsäulen aus schönem Syenit, welche im Innern der Kirche zwischen den dort entstandenen arabischen Hütten lagen, von der Stelle bewegen

[1] Vgl. S. 89.

und nach seiner Residenz Accon bringen zu lassen, um sie als besondere Prachtstücke bei dem Bau der von ihm begonnenen Moschee zu verwenden, scheiterte zwar an der Unmöglichkeit mit den zu Gebote stehenden geringen mechanischen Hülfsmitteln die gewaltigen Steinmassen zu bewegen; dagegen hat étwas als ein Jahrzehnt später Soliman-Pascha, als er zum Bau seines Palastes und der Moschee in Accon große Massen weißen Marmors bedurfte, in der Ruine der Kirche zu Tyrus nach solchem graben lassen: und mit wie glänzendem Erfolge dies geschehen ist, beweist die Angabe, daß damals tausende (man spricht von dreitausend bis fünftausend) von weißen Marmorplatten aus dem Innern der Kirche gebrochen und zu Schiff nach Accon geführt worden sind. Aus der freilich nicht völlig klaren mündlichen Ueberlieferung möchte man übrigens annehmen, daß es sich dabei nicht allein um die weiße Marmorbekleidung des Innern gehandelt habe, sondern daß ein Theil jener Platten aus einem bei der Kirche befindlichen, mit weißem Marmor gepflasterten Vorhofe entnommen worden sei. Bei Gelegenheit dieser Ausgrabungen hat man ferner, wie von verschiedenen Seiten glaubwürdig bezeugt wird, in dem Hauptchore einen kunstreich aus weißem Marmor gearbeiteten und mit Sculpturornamenten gezierten thronartigen Stuhl gefunden; derselbe ist ebenfalls nach Accon geführt worden und soll lange Zeit in der dortigen Moschee gestanden haben. Ein darüberbefindlicher Baldachin, ebenfalls aus weißem Marmor, der mit Reliefdarstellungen Christi und der Apostel geschmückt war, ist in Stücke zerschlagen worden, entsprechend dem fanatischen Eifer der Mohammedaner gegen alle bildlichen Darstellungen lebender Wesen. Auch noch in neuester Zeit ist die türkische Regierung um nichts besser verfahren: erst vor etwa einem Jahrzehnt hat man auf Befehl des Sultans einen Theil der Kirchenmauern — und natürlich nicht gerade den am schlechtesten erhaltenen — abgetragen, um so die Steine zu beschaffen, deren man zu dem Neubau der großen Kaserne in Beirut bedurfte.

Endlich aber muß, um die fortschreitende Zerstörung der

chönen Ruine auch noch in unsern Tagen begreiflich zu machen, uf eine andere, dieselbe in leidigster Weise befördernde Thatache hingewiesen werden. In sehr viel höherm Grade nämlich ls man annehmen möchte, wird von den Gebildeten und Halbebildeten wie im ganzen Lande so namentlich auch in Tyrus ind Umgegend nach Alterthümern gesucht und mehr oder minder eimlich durch Nachgrabungen solchen nachgejagt. Das Interesse ür diese Thätigkeit, die nur als eine Geldspeculation betrieben oird, ist in neuerer Zeit durch die die höchsten Preise zu zahlen ereite Liebhaberei des verstorbenen Herzogs de Luynes und dann amentlich durch die mit so gewaltigem Aplomb und einem ganz inverhältnißmäßigen Geldaufwand in Scene gesetzte Renan'sche Expedition [1] bedeutend gesteigert worden und der Antiquitätenandel spielt in der Stille eine sehr große Rolle. So sind denn, oie wir in Erfahrung gebracht haben, auch in dem Bezirk der Kirchenruine mehrfach Ausgrabungen angestellt worden. Selbsterständlich war über die Ergebnisse derselben nie irgendetwas Sicheres zu erkunden, da die Unternehmer Grund hatten, sich den Augen der türkischen Regierung zu entziehen, deren Erlaubniß ie eigentlich hätten einholen müssen und der in jedem Falle ein Antheil an dem etwa Gefundenen gebührt hätte. Ja, was uns von seiten solcher Alterthumsfreunde über das bei ihren Ausgrabungen angeblich Gefundene mitgetheilt oder auf Grund derselben an Directiven für unsere eigenen Nachforschungen gegeben wurde, hat sich fast ausnahmslos als durchaus unglaubwürdig, durch Unkenntniß oder Misverständiß unbrauchbar oder auch absichtlich irrezuleiten bestimmt erwiesen. Denn so sehr von diesen Leuten Liebhaberei oder Interesse für die Aufdeckung der Reste der Vorzeit zur Schau getragen wurde: von einem einzigen Falle abgesehen habe ich stets die Erfahrung gemacht, daß diesem Eifer ür Ausgrabungen doch schließlich nichts anderes zu Grunde liegt ls der durch den ganzen Orient verbreitete Wahn, es seien unter den Trümmern antiker Bauten große Schätze verborgen,

[1] Vgl. E. Renan, Mission de Phénicie (Paris 1864—74).

eine Vorstellung, welche gerade in diesem Theile des alten Phöniziens ganz besonders fest eingewurzelt ist, seitdem vor einer Reihe von Jahren in Sidon ein höchst werthvoller Münzfund — Goldmünzen Philipp's und Alexander's des Großen von Macedonien[1] — gemacht worden ist. Die Folge davon war denn auch, daß die überwiegende Mehrzahl selbst der sozusagen gebildeten Einwohner von Tyrus durchaus der Ueberzeugung war, unsere Ausgrabungen im Bezirk der Kirchenruine hätten gar keinen andern Zweck als einen dort verborgen liegenden großen Schatz, von dessen Existenz wir auf geheimnißvolle Weise Kunde erhalten, zu heben und mit uns von dannen zu führen, und man konnte es gar nicht fassen, daß wir schließlich ohne einen solchen gefunden zu haben der alten Phönizierstadt den Rücken kehrten.

Von einer bestimmten geschichtlichen Ueberlieferung über den Ursprung und die Schicksale der stattlichen Kirchenruine findet sich bisher keine Spur. Daß der Bau der Zeit der Kreuzzüge angehören muß, liegt in der Natur der Dinge; er galt daher bisher allgemein für die einstige Kathedrale von Tyrus, welches ja, wie wir wissen, während der christlichen Herrschaft in Syrien der Sitz eines Erzbisthums war. Andere wieder brachten, freilich ohne irgendeinen stichhaltigen Grund dafür anführen zu können, die Ruine gar in Verbindung mit der Basilika, welche zu Beginn des 4. Jahrhunderts durch den Bischof Paulinus errichtet und mit einer Predigt des Eusebius geweiht worden ist.[2] Auch von der Beschaffenheit der Ruine und von den Anhaltspunkten, die sich aus ihr für die Feststellung der Entstehungszeit des Baues und den Versuch einer Reconstruction desselben gewinnen lassen mußten, war bisher nur sehr wenig und sehr Oberflächliches bekannt geworden. Wie wenig nach dieser Seite hin aus den Beschreibungen, welche die ältern Reisenden gegeben haben, zu gewinnen war, geht aus den oben angeführten Berichten

[1] Vgl. oben S. 106.
[2] Vgl. oben S. 220.

d'Arvieux', Maundrell's u. s. w. zur Genüge hervor. Robinson[1] hat sich ebenfalls nur auf eine flüchtige Orientirung einlassen können: auch er bietet nichts neues. „Die Kirche war im «griechischen» Stil und muß ursprünglich ein großes und prachtvolles Gebäude gewesen sein", das ist alles, was er nach dieser Seite hin mittheilt. Die frühere Länge des Baues schätzt er zu 250 Fuß und die Breite zu 150 Fuß. Der Begleiter des gelehrten de Saulcy, der Abbé Michon[2], hat bei flüchtigem Aufenthalte in Sur den Plan der Kirche zu reconstruiren versucht: aber schon ein oberflächlicher Blick auf seine Skizze und ein Vergleich derselben mit den unverbaut stehenden Theilen zeigt, wie gänzlich er sich vergriffen hat. Nicht viel mehr Gewinn hat man aus den Bemerkungen zu erwarten, welche der Graf de Vogué, bisher französischer Gesandter in Konstantinopel, in seinem im allgemeinen ja so verdienstlichen und für dieses ganze Gebiet grundlegenden Werke über die Kirchen des heiligen Landes über die Ruinen zu Sur gemacht hat.[3] De Vogué vergleicht die Kirche ihrer ganzen Anlage und Raumvertheilung nach, im Hinblick auf die drei Chöre und drei Apsiden mit den Kirchen zu Lydda und Sebaste, wiederholt jedoch im übrigen eigentlich nur die wenig sachgemäßen Bemerkungen Michon's. Woher aber eigentlich seine Angaben über die eigenthümliche Construction der Fenster[4] stammen, ist uns völlig unerklärlich, da die Kirche in ihrem dermaligen Zustande überhaupt keine einzige Fensteröffnung erhalten aufzuweisen hat. Daß zur Zeit des Michon'schen Berichts eine solche erhalten gewesen sei, haben wir nicht in Erfahrung bringen

---

[1] Robinson, III, 673.

[2] Michon, Voyage réligieux en Orient, I, planche VI.

[3] de Vogué, Les églises de la Terre-Sainte, p. 372—73. Den de Vogué'schen Bericht reproducirt auch Sepp, Jerusalem und das Heilige Land, II, 408.

[4] de Vogué a. a. O. Extérieurement les fenêtres ont une singulière ornamentation, composée d'un boudin et d'une frette crenelée rectangulaire qui encadre toute la baie, leur archivolte est en ogive et s'appuie sur un tailloir dont le profil est déjà compliqué.

können. Um über den Grundplan des merkwürdigen Baues einigermaßen ins Klare zu kommen, bedurfte es der Ausräumung des total verbauten und verschütteten Innern und, da von dem Hochbau der Kirche nur noch so wenig aufrecht steht, einer Freilegung der allein noch einen sichern Anhalt gewährenden Fundamente. So ist es denn gelungen für die Beurtheilung des leider so verwahrlosten Baues wesentlich neue Anhaltspunkte zu gewinnen.

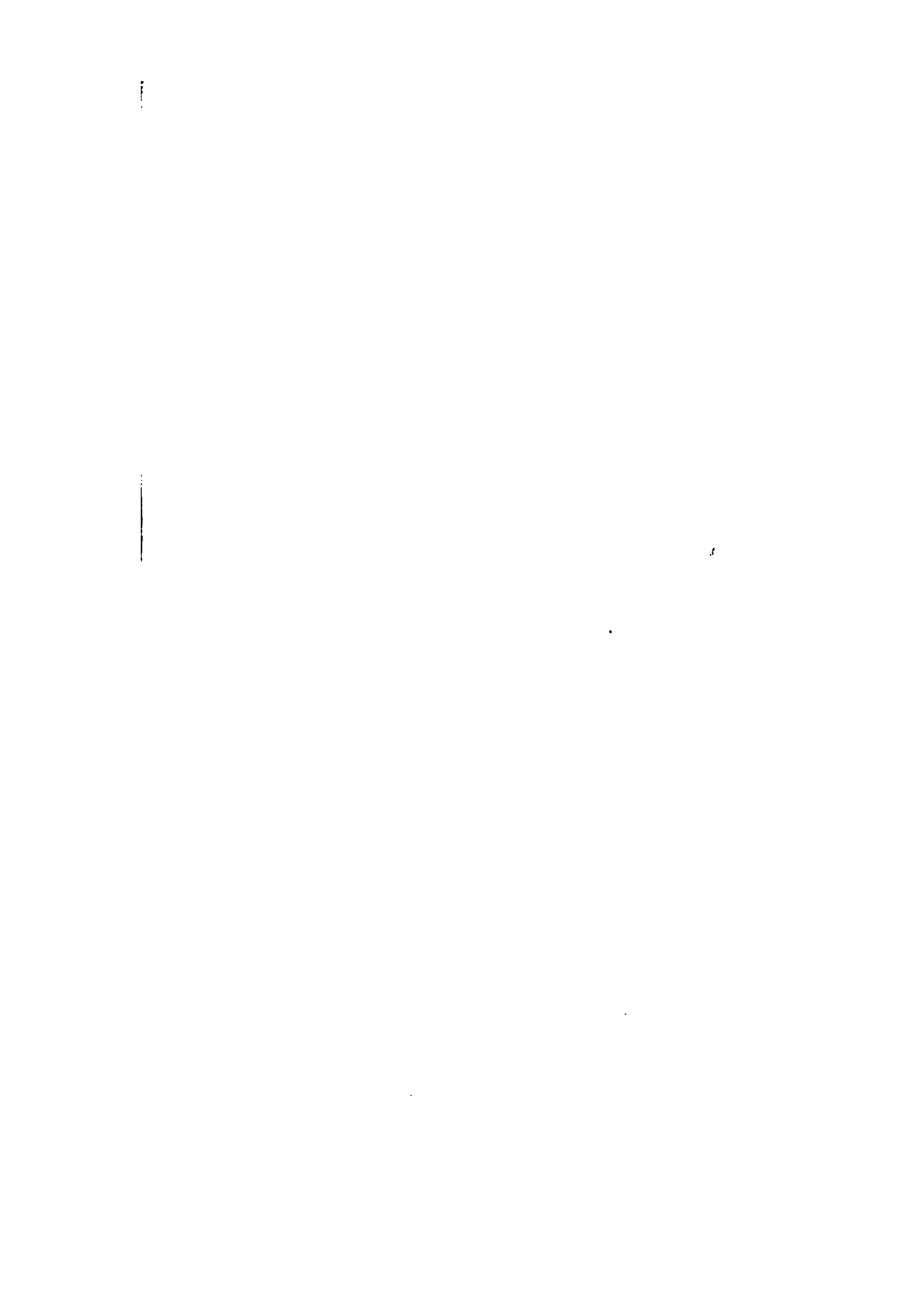
Bei diesen Ausgrabungen, welche nach Niederreißung der im Innern der Kirche erbauten, meist von Metawolis bewohnten Hütten in Angriff genommen wurden und bei denen wir infolge des großen Eifers der niedern Einwohner Surs, die sich ihnen bietende Gelegenheit zu ungewöhnlichem Verdienste zu benutzen, fast stets mehr Arbeiter zur Disposition hatten als wir brauchen konnten, wurde in der Weise zu Werke gegangen, daß man, von dem Hauptchor anfangend, die ungleichmäßig angehäuften Erd- und Schuttmassen abtrug und so zunächst ein möglichst gleichmäßiges Niveau herstellte. Während dann die massigen Werkstücke, welche, meist aus dem in sich zusammengebrochenen Gewölbe herstammend, im Falle durch den Fußboden der Kirche geschlagen und tief in den Erdboden eingedrungen waren, zersprengt und aus dem Wege geschafft wurden (eine mühsame und zeitraubende Arbeit, bei welcher man aber Gelegenheit hatte, sich von der ganz außerordentlichen Festigkeit der zwischen den glatten äußern und innern Wänden befindlichen Füllung[1] zu überzeugen), wurde zunächst der Hauptchor weiter ausgeräumt und bis zu dem nur noch theilweise erhaltenen Pflaster freigelegt. Ein gleiches geschah dann weiterhin in den übrigen Theilen der Kirche und führte dahin, daß die Fundamente derselben, soweit sie überhaupt noch vorhanden sind (oder überhaupt vorhanden gewesen sind, denn zuweilen zweifelt man, ob die Kirche jemals ganz fertig gewesen ist), aufgedeckt wurden. An einigen Stellen, namentlich in der Kreuzung der Schiffe und im Chor, wurden die Nach-

---

[1] Vgl. oben S. 315.

F. A. Brockhaus Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig

Zu S. 322



ıbungen bedeutend unter das Niveau des Fußbodens fortgeführt,
ı darüber Gewißheit zu erlangen, ob eine Krypta oder über-
upt unterirdische Räumlichkeiten vorhanden seien. Wie aber
: Beschaffenheit der ganzen Kirche und namentlich die That-
he, daß sich in Tyrus und Umgegend durchweg schon in geringer
iefe reichlich Wasser findet, gegen die Annahme der Existenz
ıer Krypta sprachen, so hat denn auch die Untersuchung er-
ben, daß eine solche nicht vorhanden ist, auch niemals vorhan-
n gewesen ist. Auch die Beschaffenheit der zwischen den Hütten
ı Kirchenraume angelegten Brunnen konnte darüber keinen
weifel lassen. Weiterhin freilich bestätigten die Ausgrabungen
ıch die bereits anderweitig erregte Befürchtung, daß der einst
ne Frage sehr herrlich ausgestattete Bau viel gründlicher aus-
raubt sei als man bisher angenommen hatte. Die Ausbeute
: Inschriften und Bildwerken beschränkt sich bei großer Mannich-
ltigkeit und öfters überraschender Schönheit der einzelnen Stücke
ch nur auf Bruchstücke, auf mehr oder minder übel zugerichtete
rümmer.

Was zunächst den Grundplan[1] der Kirche betrifft, so wieder-
ılen sich in demselben alle diejenigen charakteristischen Erschei-
ıngen, welche aus den sonstigen Kirchenbauten der Kreuzzugszeit
ı heiligen Lande bekannt sind. Drei Langschiffe (das Haupt-
hiff 10 Mt., jedes der beiden Seitenschiffe 6,75 Mt. breit),
elche nach Osten in Apsiden abschließen, werden von einem
),90 Mt. breiten und 30 Mt. langen Querschiff gekreuzt. Ob-
leich man nach Analogie der meisten verwandten Bauten im hei-
gen Lande annehmen möchte, daß sich über der Kreuzung des
Quer- und des Hauptschiffs eine Kuppel gewölbt habe, so er-
eben doch die erhaltenen Reste keinen sichern Anhalt dafür. Denn
venn auf der einen Seite die im Innern der Kirche gefundenen
ier mächtigen Doppelsäulen aus Syenit zu der Vermuthung ein-
aden, in ihnen die einst in der Vierung stehenden Träger der
Kuppel zu sehen, so widerspricht einer solchen Annahme doch auf

[1] Vgl. den Plan.

der andern Seite die Thatsache, daß die die Seitenchöre von dem Hauptchor trennenden Mauern, die bis in die Längenflucht des Querschiffs reichen, nach den erhaltenen Säulenbasen mit nicht sehr starken Kalksteinsäulen abschlossen, die unmöglich zur Stützung einer so mächtigen Kuppel gedient haben können, wie sie nach den angegebenen Dimensionen hier angenommen werden müßte. Da sich innerhalb der sehr starken Außenmauer des Querschiffs, und zwar an beiden Enden desselben, steinerne Wendeltreppen zum Theil erhalten finden — früher waren sie so gut erhalten, daß man auf ihnen bis zu der Höhe der Ruine emporsteigen konnte [1], — so darf man vermuthen, daß sich an den beiden Enden des Querschiffs Thürme oder doch thurmartige Erhebungen befunden haben. Gegenüber den oben erwähnten, mit einer Säule abschließenden Mauern, welche die Hauptapside von den beiden Seitenapsiden trennen, fanden sich, nur wenig über das Niveau des Fußbodens erhaben, die Kirche ihrer ganzen Länge nach durchziehende Mauern vor, welche genau die Grenzlinie zwischen dem Hauptschiff und den beiden Seitenschiffen einhalten. In derselben Linie wurden eine Anzahl mehr oder minder gut erhaltene Sandsteinsäulen (uncanellirt) und zu denselben passende, zum Theil antike (spätrömische) Capitäle gefunden. Aus diesen beiden zusammengehörigen Momenten darf man wol den Schluß ziehen, daß die drei Langschiffe der Kirche durch zwei, auf jener Mauersubstruction stehende Säulenreihen getrennt gewesen sind. An der innern Seite der Außenmauern der beiden Nebenchöre sind ferner über dem Gesims die Ansätze zu einem die Seitenschiffe überspannenden Rundbogengewölbe deutlich erhalten; auch ließen die in dem Innern der Kirche liegenden Füllungsmassen die Bogenform, der sie einst angehört hatten, noch erkennen. Danach darf man wol als sicher annehmen, daß die Kirche im Rundbogenstil gebaut gewesen ist, also der Epoche des spätromanischen Stils angehört. Dazu stimmen auch alle bisher angeführten Merkmale: die Gliederung der Schiffe, die Kreuzung, die Chöre

[1] Vgl. oben S. 312.

und Apsiden, die an den Enden des Querschiffs angedeuteten Thürme oder thurmartigen Erhebungen.

Die Wände der Seitenschiffe waren, wie die durch die Ausgrabungen freigelegten Pfeilersockel erkennen lassen, durch Pfeiler gegliedert. Darf man auf der einen Seite annehmen, daß diese Pfeiler in ihrer Anordnung den die Langschiffe trennenden Säulen entsprochen haben werdeu, so möchte man auf der andern Seite aus der Beschaffenheit der Pfeilerbase an der Ecke des nördlichen Langschiffs mit dem Querschiffe schließen, daß diese Pfeiler durch Paare schlanker, von der Base aufsteigender Säulen gebildet gewesen seien. An der Außenwand der nördlichen Mauer finden sich die Reste der zur Stützung derselben und des darauf ruhenden Gewölbes bestimmten Pfeiler, längs deren — wie an einer Stelle noch deutlich zu sehen ist — zur Ableitung des Regenwassers vom Dache bestimmte Röhren hinabführten.

Zwischen dem dritten und vierten der erwähnten, die innere Wandfläche gliedernden Pfeiler, deren je zwei immer 5,65 Mt. voneinander entfernt sind, und zwischen dem zweiten und dritten der äußern Stützpfeiler befand sich einer der Eingänge der Kirche, der Haupteingang wol, wie man aus der gesammten Lage der Kirche zu der Stadt schließen möchte. Dort deckten die Ausgrabungen eine 4 Mt. lange, vermuthlich antike Säule, auf, die so zugehauen in die Fundamente eingefügt ist, daß sie als Schwelle diente: an den beiden Enden sieht man noch deutlich die Löcher, welche eingebohrt sind, um die Thürangeln aufzunehmen. Ob durch die gegenüberliegende, die südliche Längenwand, ein diesem entsprechendes Portal geführt, muß dahingestellt bleiben. Die Zerstörung der Fundamente läßt das dort nicht mehr erkennen; doch hat das Vorhandensein eines Eingangs von jener Seite her insofern wenig Wahrscheinlichkeit, als die Kirche offenbar auch im Mittelalter an der Grenze der Stadt lag, ja, ihre südliche Mauer vielleicht so wie heute einen Theil der Stadtmauer bildete.

Im Begriff, über jene Säulenschwelle durch das Portal in das Innere der Kirche zu treten, hat man an der Außenseite zur

Rechten den durch die Ausgrabungen freigelegten Sockel eines Außenpfeilers, aus weißgelblichem, marmorartigem Stein, im Profil außerordentlich reich und elegant gearbeitet; auf der andern Seite des Portals findet sich wenigstens noch die entsprechende Untermauerung. Offenbar hat man es hier mit den Portalpfeilern zu thun und darf vermuthen, daß jener Eingang einst durch ein Portal aus solchem weißgelblichen Gestein überwölbt gewesen ist. Die zierliche Gliederung des erhaltenen Pfeilersockels läßt annehmen, daß dieses Portal reich ornamentirt gewesen ist. Möglicherweise war dasselbe dann, wie das ja so häufig vorkommt, mit in dem Bogen übereinanderstehenden Statuetten geschmückt. Im Hinblick darauf möchten wir die Vermuthung aussprechen, daß eine Statuette, welche nach der Angabe des bisherigen Besitzers, von dem wir sie erworben, in dem Bezirk der Ruine gefunden worden, an dieser Stelle ihren Platz gehabt hat. Dieselbe besteht aus ganz derselben Steinart wie jener Pfeilersockel an dem Portale und kann doch nicht gut anders als auf einen Apostel gedeutet werden. Doch soll das ausdrücklich nur als eine Vermuthung hingestellt sein: denn der Nachweis eines spätrömischen Ursprungs für jene Statuette erscheint nicht als ganz ausgeschlossen.

Die nördliche Außenmauer der Kirche ist von jener durch die Säulenschwelle als Portal gekennzeichneten Oeffnung an nur noch 7,70 Mt. weit nach Westen hin verfolgbar: dann gehen selbst die Fundamente in dem chaotischen Gewirr der auf sie und aus ihnen gebauten arabischen Hütten vollständig verloren. Die südliche Mauer dagegen ist bis zu Ende erhalten und hat, von dem Querschiff an bis zu dem im Westen aufragenden Eckpfeiler, eine Länge von 47,15 Mt. Danach ergibt sich für das Innere des Hauptschiffs eine Gesammtlänge von 69,15 Mt.

Die westliche Quermauer, den drei Apsiden gegenüber, einst die Hauptfaçade der Kirche, ist sehr schlecht erhalten: statt des ursprünglichen Baues sieht man dort heute eigentlich nur locker übereinandergelegte Steine; doch läßt deren Verhältniß zu den stehengebliebenen ältern und festern Theilen vermuthen, daß sich

in dieser Mauer einst hochgewölbte Eingangsportale befunden haben, von denen wol je eines jedem der drei Langschiffe entsprochen haben dürfte.

Wenden wir uns nunmehr zu einer Betrachtung der einzelnen Theile des Baues und machen den Anfang mit dem Querschiff, so ist da zunächst zu bemerken, daß die südliche Kreuzvorlage, durch welche der oben erwähnte[1] über den Kirchplatz führende Weg aus der Stadt ins Freie mündet, obgleich noch einer der höchstragenden Theile der Ruine, so vielfach zertrümmert und namentlich durch das leichtsinnige Wegbrechen der Fundamentsteine derart unterminirt ist, daß dort ohne die Gefahr eines völligen Zusammensturzes nicht tiefer nachgegraben werden konnte. Soweit die Erde und der Schutt weggeräumt werden konnten, ergab sich keiner der innern Theile als erhalten. Dagegen verbreitete die nach Wegbrechung der darüberstehenden Hütten vollzogene Freilegung der Fundamente der nördlichen Kreuzvorlage über die einstige Beschaffenheit des Querschiffs und damit der ganzen Kirche wesentlich neues Licht.

Im Innern gegen die nördliche Wand der nördlichen Chornische 3,25 Mt. vorspringend enthält die nördliche Kreuzvorlage in ihrer sehr starken Außenmauer zunächst (von Osten, der Apside an, gerechnet) die durch eine enge Thüre zugängliche Wendeltreppe, die ehemals zu dem nördlichen Thurme hinaufführte. Dann folgt eine schmale, ins Freie führende Pforte und weiterhin eine 4,50 Mt. breite und 2,20 Mt. tiefe Nische, eine kleine Apside: also auch hier muß einst ein Altar gestanden haben. Links von dieser Apside, den westlichsten Theil der nördlichen Kreuzvorlage einnehmend, folgt eine mit dem Hauptraum des Querschiffs durch einen schmalen Eingang verbundene, 1,80 Mt. im Quadrat messende Kammer. Ohne Frage ist dieselbe als Grabkapelle gleich bei der Erbauung der Kirche errichtet worden. Daß sie für eine hochgestellte Person zur letzten Ruhe bestimmt gewesen ist, kann auch nicht zweifelhaft sein; für wen aber, das vermag man nicht

[1] Vgl. oben S. 314.

mehr zu ergründen. Denn einmal ist natürlich von dem Grabe, das sich dort einst befunden hat, nichts mehr erhalten und dann — wie auch sonst leider durchweg in der Kirche — die über dem Grabe befindlich gewesene Inschriftentafel weggebrochen: noch aber sieht man in der dem Eingange gegenüberliegenden Wand der Grabkammer die Löcher, in welche die die Inschriftentafel haltenden Zapfen eingelassen gewesen sind.

Wenn man die so wenigstens in den Haupttheilen durch die Ausgrabungen nachgewiesene Construction der Kirche zu Tyrus festhält, so kann man sich nun ferner auch unter Zuhülfenahme der zahlreichen Architektur- und Ornamentfragmente, welche im Innern zu Tage gefördert worden sind, von der einstigen sehr reichen, ja prachtvollen innern Ausstattung des heute leider so kläglich zugerichteten Baues ein ziemlich anschauliches Bild machen.

Während in der südlichen Chornische, aus welcher, da sie nicht mit Hütten besetzt war, alles irgend Brauchbare an Steinen längst weggeschleppt worden war, kein irgend nennenswerthes Stück gefunden wurde, konnte man in dem Hauptchore nach der Ausräumung noch deutlich die Spuren der Stufen sehen, welche einst zu dem erhöht stehenden Altar hinaufgeführt hatten: diese Stufen sind aus schönem, trefflich bearbeitetem weißen Marmor gewesen, wie einige noch vorgefundene Stücke zeigten. Von dem Altar selbst dagegen, auch von der Substruction desselben ist keine Spur mehr vorhanden. Uebrigens möge hier die Vermuthung ausgesprochen werden, ob in jenem bei frühern Ausgrabungen gefundenen weißen Marmorwerke mit einem reliefgezierten Baldachin, das die unkundigen Einheimischen für einen thronartigen Stuhl zu halten geneigt waren, nicht eher vielmehr ein Stück des Altars oder überhaupt der Altar zu sehen gewesen sein dürfte. Darauf leitet das Material, weißer Marmor, dann der Baldachin hin: daß man aber in Tyrus einen von Säulchen getragenen Altartisch für einen Stuhl gehalten, würde eben nicht überraschen.

Hinter dem einst von dem Altar eingenommenen Platze,

genau in der Mitte der Apsis, findet sich in der Mauer eine nur wenig einspringende Nische, wie solche in ältern Kathedralen wol zur Aufnahme des bischöflichen Stuhls zu dienen pflegten. Hier kann dieselbe eine solche Bestimmung nicht gehabt haben, da sie dazu viel zu wenig geräumig ist. Die Nische scheint etwas über dem Niveau des den Altartisch tragenden Pflasters gewesen zu sein; auch wollten sich ältere Leute in Sur entsinnen, daß ehemals eine um die Chornische laufende estradenartige Erhöhung erkennbar gewesen sei.

Besser erhalten ist die nördliche Chornische. Von dem noch erhaltenen Pflaster führen drei durch die ganze Breite des Chors reichende Stufen (Sandstein, die einst vorhanden gewesene Marmorbekleidung ist auch hier bis auf wenige Reste ebenso wie von dem Fußboden weggebrochen) zu der Erhöhung, auf welcher der steinerne Unterbau des Altars selbst noch wohlerhalten zu sehen ist.

Von besonderer Wichtigkeit sind die im Innern der Kirche gefundenen Säulen. Von denselben nehmen die gewaltigen Doppelsäulen aus Syenit unser Interesse zunächst und zumeist in Anspruch. Vier derselben sind nachweisbar: die eine, deren Reste an der Ecke des nördlichen Langschiffs und der nördlichen Kreuzvorlage liegen, ist im Stürzen augenscheinlich auf eine scharfe Kante aufschlagend völlig zersplittert; auch eine zweite, im südlichen Langschiff, ungefähr dem Portal gegenüberliegend, ist in mehrere Stücke zerschlagen; dagegen sind zwei, die eine in dem Hauptschiff, dem Portal gegenüber, die andere mehr nach dem westlichen Ende der Kirche zu gelegen, in der Hauptsache gut erhalten. Namentlich die erstere von beiden läßt die Eigenthümlichkeiten dieser gewaltigen Stücke recht deutlich erkennen. Die im Querschnitt etwa eine herzähnliche Figur gebenden Säulen, welche nach rückwärts also in einem Winkel, sei es zwischen zwei Wänden, sei es zwischen zwei Pfeilern gestanden haben müssen, sind aus Einem Stück gearbeitet. Die Länge der am besten erhaltenen, von der jedoch oben sowol wie unten Stücke — und wol recht beträchtliche — abgeschlagen sind, beträgt

8,10 Mt., bei einem Durchmesser von 1,80 Mt. und einem Umfange von 5,20 Mt.; die Verjüngung ist eine kaum merkliche. Da nun in ganz Syrien ein Gestein, wie es zu diesen mächtigen Säulen verwendet ist, sich nicht vorfindet, auch niemals vorgefunden hat, so können diese Säulen füglich nicht an Ort und Stelle angefertigt sein. Solche Stücke zu Bauten von weither zu transportiren hat man aber doch eigentlich nur im Alterthum unternommen; das führt zu der in zahlreichen ähnlichen Fällen ihre Bestätigung findenden Annahme, daß diese Säulen, da sie ja aus specifisch ägyptischem Gestein sind, in Aegypten zugehauen und von dort nach Phönizien geführt, ursprünglich einem antiken Bauwerke — und dann doch wol ohne Frage einem Tempel — angehört und erst Jahrhunderte später ihre jetzt erkennbare Verwendung gefunden haben. Nach den Gebräuchen aber, welche in dieser Hinsicht in Syrien geherrscht haben, hat man alles Recht anzunehmen, daß diese Säulen ursprünglich einem phönizischen, dann einem griechischen oder römischen Tempel angehört haben und erst aus den Trümmern des letztern in den christlichen Kirchenbau hinübergenommen worden sind. Daß sie für den letztern nicht ursprünglich bestimmt gewesen, zeigt die Verschiedenheit ihrer Maße: denn die eine zersplitterte Doppelsäule hat in ihrem untern Theile einen Umfang von nur 4,50 Mt. Von besondern, zu diesen großen Doppelsäulen gehörigen Basen oder Capitälen ist nichts gefunden worden. Welche Verwendung diese Säulen ehemals in dem Baue gefunden haben, ist aus dem heutigen Zustande der Kirche nicht mehr erkennbar: denn gegen die zunächst sich bietende Annahme, daß sie in der Vierung, der Kreuzung der Schiffe gestanden, sprechen die schon oben[1] berührten Bedenken. Uebrigens findet sich bei den Einheimischen, die sich natürlich von dem Transport so kolossaler Massen aus so weiter Ferne gar kein Bild machen können, gerade in Betreff dieser großen Doppelsäulen eine absonderlich klingende, aber doch immerhin beachtenswerthe Vorstellung. Man behauptet nämlich, diese

---

[1] Vgl. oben S. 323.

und ähnliche Stücke seien nicht aus einem Stück Stein gehauen, sondern sozusagen gegossen, also aus einer eigenthümlich componirten, cementartigen Masse geformt, welche trocknend gänzlich verhärte und dem Syenit täuschend ähnlich sei; das Geheimniß des Verfahrens freilich sei verloren gegangen. Die einheimischen Maurer, welche recht geschickt und oft ausgezeichnete Steinkenner sind, erklären die Entstehung dieser großen Säulen stets so. In diesem Falle haben sie nun allerdings unfraglich unrecht, denn die quer durchgespaltenen Säulen zeigen, daß wir es hier mit dem schönsten, festkörnigsten Granit zu thun haben. In andern Fällen würde vielleicht anders zu urtheilen sein. Ich bin nicht Techniker und kann daher über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieses „Gießens" von Säulen nicht urtheilen; undenkbar aber ist die Sache, namentlich im Hinblick auf manches ja ganz analoge Verfahren in unsern Tagen, doch durchaus nicht, und ich will nicht unterlassen zu bemerken, daß wir unter den am Strande liegenden Säulen eine gefunden haben, deren eigenthümliche scheckige Färbung und ungleichartige Zusammensetzung aus festen Brocken, die wie von einer cementartigen, hartgewordenen Masse umgeben schienen, auf den Gedanken bringen konnte, man habe es in ihr mit einer Composition zu thun. Der Einwirkung des Meerwassers allein einen so eigenthümlichen Zersetzungsproceß zuzuschreiben möchte doch fast bedenklich erscheinen.

Aus demselben röthlichen Syenit sind in der Kirche auch noch einfache Säulen mit glattem Schaft verwendet gewesen. Auch sie müssen nach dem Gestein zu schließen aus einem ältern Bau herrühren. Die am besten erhaltene mißt 6,80 Mt. in der Höhe. Zu diesen Säulen haben offenbar die reichen antiken Capitäle aus Sandstein gehört.

Erst für den Kirchenbau angefertigt dagegen sind offenbar die schlichten, unverzierten Säulen aus einheimischem Gestein, deren sich bei den Ausgrabungen noch eine ganze Anzahl mehr oder minder gut erhaltener im Innern der drei Schiffe vorfanden. Doch haben gerade diese, bei ihrer geringern Schwere leicht transportirbar, in Tyrus vielfach bei spätern Bauten Ver-

wendung gefunden. Die am besten erhaltene von diesen Säulen hat eine Schaftlänge von 5,15 Mt., mit Ausschluß des dem Capitäl zur Unterlage dienenden Polsters.

Auffallenderweise ist von dem einst unter diesen Säulenschäften befindlichen Basen nur eine einzige ordentlich erhalten. Dieselbe findet sich als Abschluß der den Hauptchor von dem südlichen Nebenchor trennenden Mauer. Auf der dem Chor entgegengesetzten, der Längenrichtung der Kirche zugekehrten Seite zeigt sie das Kreuzfahrerkreuz ✠ zwischen α und ω (Α und Ω) eingefaßt.

Für die Beurtheilung der architektonischen Ausschmückung des Innern der Kirche geben übrigens noch einige der gefundenen Stücke einen bemerkenswerthen Anhalt. Zunächst zeigt eine Gewölbeschlußrosette, welche man sich füglich am besten über der Chornische denken mag, durch ihre sieben Zweige, daß die Theilung der Chorwölbung eine siebengliederige gewesen ist. Das Gewölbebogenstück gibt eine ungefähre Vorstellung von der Gestaltung der Bogen im Innern. Uebrigens zeigen diese beiden Stücke eine eigenthümliche Bemalung: die erhabenen Theile sind roth, die tiefern grün gefärbt. Für das gesammte Innere der Kirche eine solche Buntfarbigkeit anzunehmen erscheint bedenklich; wahrscheinlich ist es, daß ein kleiner, eine Art besonders abgegrenzter Kapelle bildender Theil in dieser Weise decorirt gewesen ist. Denselben würde man dann in dem nördlichen Seitenschiff zu suchen haben, wo ein Theil der Wand deutliche Spuren einer gleichen Bemalung in Roth und Grün aufweist. Doch meinen wir bei dieser Gelegenheit mit einer andern uns aufgestiegenen Vermuthung, für die eine objektive Begründung freilich nicht beigebracht werden kann, nicht zurückhalten zu sollen. Ist diese auffällige Bemalung in Roth und Grün, die mit dem sich uns sonst ergebenden Bilde von dem Innern der Kirche entschieden im Widerspruch steht, nicht etwa erst spätern Ursprungs? Hat man auf diese Weise den einen, der Zerstörung noch entgangenen Theil der Kirche, der auch seines innern Schmucks schon beraubt war, wieder wohnlicher zu machen gedacht, um ihn, während alles

andere schon in Trümmern lag, noch zum Gottesdienst benutzen zu können? Der in dem östlichen Ende des nördlichen Langschiffs, im nördlichen Chor und in der nördlichen Apside besser erhaltene Fußboden, dem freilich von seiner ehemaligen reichen Bekleidung auch nichts mehr gelassen ist, die Spuren späterer Reparatur aufweisende Conservirung des Altars und der zu demselben führenden Stufen, die in diesem Theile auch sonst erkennbaren Spuren älterer, sorgsam ausgeführter Reparaturen und die nur hier sich findenden Spuren jener rothen und grünen Bemalung leiten unwillkürlich zu einer derartigen Annahme hin, welche noch eine gewisse Stütze erhält durch die Erinnerung daran, daß ja Pococke eines derartigen Factums erwähnt[1], nämlich einer alten — nach ihm Sanct-Thomas geweihten — Kirche, von welcher ein besonders abgegrenzter Theil damals (1737) den wenigen christlichen Einwohnern Surs als Gotteshaus diente. Sollte Pococke etwa eben dieses Stück der Ruine in diesem Zustande gesehen haben? Daß er sie als Sanct-Thomas geweiht bezeichnet, ist natürlich kein Hinderniß für eine solche Annahme. Noch ein anderes aber spricht direct für dieselbe: es sind nämlich im Innern der Ruine noch ähnliche Bogenstücke und Schlußrosetten gefunden, die aus demselben Gestein, in derselben Art gearbeitet, doch keine Spur von Bemalung aufweisen. Eine von diesen Rosetten zeigt übrigens im Relief das Bild des Lammes mit der Fahne, die Glorie um das Haupt.

Außerordentlich reich muß nach den aufgefundenen Resten und Bruchstücken die Kirche mit Ornamenten geschmückt gewesen sein. Fast durchweg ist zu denselben der schönste weiße Marmor verwendet worden. Daß man dabei gelegentlich auch vorgefundene antike Stücke benutzte, stimmt ja ganz zu der in dieser Beziehung in Syrien herrschenden Praxis. Das Stück einer dorischen Säule aus weißem Marmor, ein ionisches Säulencapitäl und anderes mehr scheint antik, wenn auch erst spätrömisch zu sein. Dem Mittelalter dagegen gehören unfraglich an die stark ver-

[1] Vgl. oben S. 310.

jüngten, in Spiralen canellirten Säulenstümpfe, die wol einem Altar angehörige Platte aus weißem Marmor, auf welcher sich — wol die obere Platte zu tragen bestimmt — Säulchen aus röthlichgeflecktem Marmor erheben (das Ganze ist in dem Hauptchor gefunden und hat daher vielleicht einst dem dortstehenden Hauptaltar angehört), eine an einem Stück des innern Frieses befindliche Taube, ziemlich rohe Arbeit, u. a. m. Zahlreich sind ferner die durch die Ausgrabungen zu Tage geförderten Reste des mosaikartig bunt zusammengesetzten Fußbodens, bei welchem vorzugsweise weiße, rothe und schwarze Platten zur Verwendung gekommen sind.

Ganz unbedeutend ist, wie das in der Natur der Dinge liegt, die Ausbeute an Sculpturen oder vielmehr Sculpturresten. Die Sculpturen sind ja, ganz abgesehen von den zerstörenden Einwirkungen der Erdbeben und dem Einflusse der Zeit, dem fanatischen Vorurtheil der Mohammedaner ausgesetzt gewesen, welches jede bildliche Darstellung lebender Wesen zu vernichten gebietet. Der wol einen Apostel darstellenden Statuette, die ihren Platz einst vielleicht in dem Bogen des nördlichen Portals gehabt hat, ist bereits Erwähnung gethan worden.[1] So kommt denn hier in erster Linie ein leider auch — und zwar augenscheinlich absichtlich — zerschlagener Kopf in Betracht, welcher offenbar als Träger eines vorspringenden Balkens oder dergleichen gedient hat, eine durch ihre originelle Realistik überraschende und ansprechende Arbeit: man beachte daran in dieser Hinsicht z. B. die Behandlung der Haare. Unwillkürlich steigt einem bei Betrachtung dieses Kopfes, der fast den Eindruck eines Porträts macht, die Erinnerung daran auf, daß die Kirchenbaumeister des Mittelalters in dieser unscheinbaren Form oft ihr eigenes Bild in ihren Bauten verewigten.

Eine besonders reiche Ausbeute hätte man nach den über den Zustand der Ruine umlaufenden Gerüchten an Inschriften erwarten sollen. Aber auch von diesen ist bei weitem das Meiste

[1] Vgl. oben S. 326.

der seit Jahrhunderten in der Ausraubung der Kirche geübten Barbarei zum Opfer gefallen. Daß die Kirche ehemals an Inschriften, namentlich an Grabinschriften sehr reich gewesen ist, kann man noch heute aus einzelnen Spuren deutlich entnehmen. Ueberall findet man die Spuren eingelassen gewesener Inschriftentafeln: in dem nördlichen Vorsprung des Querschiffs, hart an der Ecke des nördlichen Chors; in der oben erwähnten[1], im nördlichen Querschiff befindlichen Grabkammer; längs der nördlichen Wand des nördlichen Langschiffs sieht man theils noch die Zapfen, mit denen die Inschriftenplatten in die Wand eingelassen waren, theils ist an den Wänden selbst noch der Umfang der Tafeln an den zurückgebliebenen Fugen erkennbar. Die Tafeln sind entfernt und anderweitig verwendet worden, die darunter befindlichen Gräber, von denen hier und da noch die großen Deckplatten vorhanden sind, sind von den gierig Schätze suchenden Arabern erbrochen und ausgeplündert worden. Auch an der Wand des südlichen Seitenschiffs sollen sich nach den Angaben der Einheimischen bei den früher dort angestellten Nachgrabungen zahlreiche Gräber und Inschriftentafeln gefunden haben; was aus denselben geworden ist, vermochte natürlich niemand zu sagen. Auch Marmorsarkophage wollte man an jener Stelle zu Tage gefördert haben; doch war selbstverständlich auch über deren Verbleib nicht das Geringste in Erfahrung zu bringen.

Was die in der Kirche gefundenen Inschriften und Inschriftenfragmente angeht, so gehören dieselben paläographisch, nach der charakteristischen Beschaffenheit der Schriftzüge, ausnahmslos dem 13. Jahrhundert an. Die älteste, deren Ursprung man noch dem 12. Jahrhundert zuweisen könnte, ist unfraglich das schon von frühern Reisenden auf einem Steine gelesene

MARESCALCUS

das jetzt wieder aus dem Schutte zu Tage gefördert worden ist.

---

[1] Vgl. oben S. 327.

Alle übrigen Inschriftenfragmente: das wie es scheint, von einem Sarkophag herrührende

EX : SA

ferner:

[R]OBERTV[S]
IMAE

Auf dem obern Theile eines mit einer Rosette verzierten Grabsteines steht:

HOC
EST
SEPVLCRV

Aber der interessantere Theil ist auch hier nicht erhalten. Ebenso wenig gewinnt man aus einem andern Grabinschriftsfragment:

+HREQ (escit)
GODEFRID
FES

Auf eine französische Inschrift läßt schließen:

Iↄ (Ici)
⁝ DE
VIE ⁝

Alle diese Inschriften gehören nach den Schriftzügen, schönen gothischen Majuskeln, dem 13. Jahrhundert an. Auf dieses weist auch die ganz gleichartig geschriebene, einzige datirte Inschrift hin, welche in zwei zusammenpassenden Stücken, aber gegen das Ende doch auch beschädigt, gefunden ist. Sie lautet:

⁝ + ⁝ ICI ⁝ GIST ⁝ MESSIRE ⁝ BERT
HELME ⁝ CHAYN ⁝ CHR ⁝ DE ⁝ SVR ⁝ ⁝
TRESPASSA ⁝ ENLAN ⁝ DELICARNA
TION ⁝ NRE ⁝ SEIGNOR ⁝ IHV ⁝ CRIST ⁝
⁝ M ⁝ CC ⁝ LXVI ⁝ SAMADI ⁝ AU ⁝ SEIR ⁝ LE ⁝
PREMIER ⁝ IOR ⁝ DE ⁝ JENVIER ⁝ LA
QVEL ⁝ AMM

Wir werden auf die Person des hiernach am 1. Januar 1266 zu Tyrus verschiedenen Chevalier Bartholomäus Chahn und das besondere Interesse, das gerade diese Inschrift für unsere Untersuchung bietet, noch weiterhin zurückkommen.

Den Schriftzügen nach gehört ganz demselben Zeitalter an das Fragment:

BRւ
NATIV. I
CRIST ⁝ M ⁝ ւ

Von griechischen Inschriften ist allein ein kleines Fragment zu Tage gekommen:

\υIΔΙCΑΘΑ
ΥΜЄΤΑΤΩΝ
ΗΗЄΥΧΗΤΩΝ

der Schlußformel nach wol eine Grabinschrift, die den Verstorbenen der Fürbitte des Lesers empfiehlt.

An Gräbern — um damit auf den letzten der in Betreff der Untersuchung der Kirche zu erörternden Punkte einzugehen — haben die Ausgrabungen keinen irgend interessanten Fund ergeben. Die ältern Gräber, deren sich im Innern der Kirche unter den Steinplatten des Fußbodens eine große Menge befunden haben, sind von den nach verborgenen Schätzen suchenden Mohammedanern und einheimischen Christen längst aufgebrochen, ausgeraubt und zerstört worden. Zwei oder drei noch unerbrochene Gräber, die im Innern der Kirche aufgefunden wurden, ergaben sich nach der Art der Bestattung, dem Zustande der darin befindlichen Knochenreste u. s. w. als ziemlich junge Gräber arabischer Christen. Auch die mittelalterlichen Gräber, welche sich außerhalb der Kirche befunden haben und von deren einstigem Vorhandensein längs der nördlichen Mauer in dem von Langschiff und Querschiff gebildeten Winkel gefundene, in Gestalt von kleinen Sarkophagen gearbeitete Grabdeckel Zeugniß ablegten, sind längst durchwühlt.

Wenden wir uns nun aber zu der wichtigen Frage, woher denn eigentlich die Kirche, deren mächtige, leider im Laufe der Zeit so elend zugerichtete Ruine wir vor uns haben, stammt? wann und von wem sie gebaut worden? welchem Heiligen sie geweiht gewesen? wann und wie sie in Trümmer gesunken ist? — so sehen wir uns vor ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten. Daß die Kirche der Zeit der Kreuzfahrer angehört, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein: aber kein einziger von den Geschichtschreibern jener Epoche thut dieses Baues auch nur mit einem Worte Erwähnung, während der Bau, wie die kläglichen Reste erkennen lassen, nach seinen gewaltigen Dimensionen und der Pracht der innern Ausstattung auch neben den herrlichsten Kirchen des heiligen Landes doch im höchsten Grade erwähnenswerth erscheinen mußte. Selbst der so gewissenhafte Wilhelm von Tyrus, der doch seine Metropole gut kannte und ja so genau beschreibt, thut der Kirche auch nicht ein einziges mal Erwähnung. So müssen wir denn versuchen zu ermitteln, ob das, was wir von einer der verschiedenen im Mittelalter in Tyrus vorhandenen Kirchen wissen, auf diese Kirche paßt; es ist ein mühseliger und sehr weitschweifiger Weg, aber er führt, denken wir, schließlich doch zu einem Ziel, das als klar und bestimmt wird anerkannt werden müssen.

Es sind uns nun aber in dem mittelalterlichen Tyrus nicht weniger als sechs verschiedene Kirchen bekannt. Den ersten Platz nimmt nach Alter und Berühmtheit die vielgepriesene Basilika des Bischofs Paulinus ein, von welcher Eusebius in seiner bei ihrer festlichen Einweihung im Jahre 323 gehaltenen Weihepredigt eine genaue Beschreibung gegeben hat.

Es lag nahe und war bei dem Fehlen jeder Ueberlieferung ein sehr bequemer Ausweg, die heute als Ruine in Sur stehende Kirche anzusehen als ein und dieselbe mit jener Basilika des Paulinus. Das that, soviel wir sehen, als der erste, wie die oben angeführte Stelle zeigte[1], Mariti, und dieselbe Auffassung

[1] Vgl. oben S. 311—12.

hat zuletzt denn auch noch Sepp[1] vertreten. Doch ist diese Annahme eine durchaus irrige und nicht haltbar. Denn einmal war die Kirche des Paulinus nach der Beschreibung bei Eusebius eine Basilika mit einem kostbar verzierten hölzernen Dachstuhl, der von herrlichen, offenbar antiken Säulen getragen wurde. Die noch vorhandene Kirche aber kennzeichnet sich in ihrer Gesammtanlage als der Periode des romanischen Stils angehörig; sie zeigt namentlich auch deutlich die Ansätze zu den Rundbogen über den Chören. Dann aber kann auch die Annahme, daß zwar der Oberbau jener alten Basilika des Paulinus zerstört, die heute als Ruine dortstehende Kirche jedoch auf den Fundamenten jenes Baues errichtet worden sei, durchaus nicht als stichhaltig erwiesen werden. Sie ist vielmehr schon durch die einfache Beobachtung widerlegt, daß die Fundamente der gewöhnlich so genannten Kathedrale nicht ältern Ursprungs, sondern mit dieser zugleich und für sie errichtet worden sind. Denn in den Fundamenten bereits ist die Kirche nicht mehr nach altchristlicher, sondern nach der späterhin üblich gewordenen Art orientirt, nämlich so, daß der Chorabschluß nach Osten liegt, der fungirende Priester also vor dem Altar stehend in den Chor hinein, nicht nach dem Eingange sieht. Der Bau des Paulinus dagegen war nach der so anschaulichen Beschreibung des Eusebius in altchristlicher Weise orientirt, d. h. der Chorabschluß lag nach Westen und der Haupteingang nach Osten, wie aus der Angabe hervorgeht, daß der — wie damals üblich — hinter dem Altar stehende Priester durch die ihm gegenüberbefindlichen hochgewölbten drei Eingangsportale den Strahl der aufgehenden Sonne erblicken konnte.

Diese Erwägungen zeigen zur Genüge, daß die gewöhnlich so genannte Kathedrale von Tyrus mit der Kirche des Paulinus nichts gemein haben kann. Was aus dem Paulinischen Bau geworden ist, wissen wir nicht. Ist derselbe nicht — was möglich, aber nicht zu erweisen ist — mit dem im Laufe des 4. Jahr-

---

[1] Sepp, Jerusalem und das Heilige Land, II, 407 fg.

hunderts zu Grunde gegangenen Theile von Tyrus[1] in den Fluten des Meeres verschwunden, so wird man nach den in diesen kirchlichen Dingen herrschenden Gebräuchen berechtigt sein anzunehmen, daß die Kirche, welche ehemals die bischöfliche gewesen war, falls sie noch existirte, nach der Eroberung der Stadt durch die Christen die erzbischöfliche geworden ist. Die erzbischöfliche Kirche, d. h. die Kathedrale von Tyrus, hieß aber „Zum heiligen Kreuz", wie wir aus dem oft angeführten Memorial des venetianischen Bailo Giorgio Marsigli gelegentlich erfahren.[2] Diese erzbischöfliche Kathedralkirche von Tyrus ist es denn ohne Frage auch, in welcher die Trauung König Amalrich's von Jerusalem mit der griechischen Prinzessin Maria am 29. August 1167 stattfand. Bei dieser Gelegenheit, drei Tage nach der Hochzeit und Krönung verlieh König Amalrich dem berühmten Geschichtschreiber Wilhelm die Würde eines Archidiakonus von Tyrus.[3]

Spricht demnach die innere Wahrscheinlichkeit dafür, daß diese tyrische Kathedralkirche Zum heiligen Kreuz auf demselben Platze gestanden hat, wie die ehemalige bischöfliche Kirche, die Paulinus erbaut hatte, und hat auf der andern Seite der Befund der Ausgrabungen gezeigt, daß die im heutigen Sur vorhandene Ruine mit dem Bau des Paulinus nichts zu thun haben kann, so ergibt sich daraus nun auch noch weiterhin, daß diese Ruine nicht mit der erzbischöflichen Kathedrale in Verbindung gebracht werden darf.

Aber auch weiterhin kommen wir zunächst nur zu negativen Resultaten. Als während des Mittelalters in Tyrus vorhanden finden wir nämlich gelegentlich noch erwähnt eine Kirche Sancta

[1] Vgl. oben S. 209 fg.

[2] Tafel u. Thomas, a. a. O., II, 365: Sunt et alia duo balnea pertinentia dicto comuni Venecie, et insimul post triviam Sancte Crucis archiepiscopatus Tyri.

[3] Guilelm. Tyr., XX, 1.

Maria Grecorum.[1] Daß dieser die vorhandenen Reste nicht angehören können, lehrt nun aber schon ein Blick auf die Architektur: eine griechische Kirche des 12. Jahrhunderts — vielleicht ältern Ursprungs[2] — wird niemand in der uns beschäftigenden Kirchenruine erkennen zu wollen behaupten.

So bleibt uns denn schließlich allerdings nur noch ein sehr geringes Gebiet zur Wahl übrig. Wir kennen nämlich außer den drei, respective zwei bisher erwähnten Kirchen nur noch drei, und zwar drei, die sämmtlich nicht blos in dem den Venetianern gehörigen Drittel der Stadt lagen, sondern auch venetianischen Ursprungs waren, nämlich die Kirchen zu St.-Markus, St.-Jakob und St.-Nikolaus. Prüfen wir nunmehr die über jede dieser drei Kirchen vorhandene Ueberlieferung und sehen zu, zu welcher davon unsere Ruine paßt.

Von der zuletzt genannten, dem Heiligen Nikolaus geweihten Kirche, ist es zunächst zweifelhaft, ob sie überhaupt auf dem der venetianischen Commune gehörigen Grund und Boden gelegen hat[3], während doch nach dem früher Dargethanen erwiesen ist, daß unsere Ruine auf venetianischem Terrain liegt, da dieses den südlichen oder südöstlichen Theil der mittelalterlichen Stadt einnahm. Dann aber kann man schon aus der einen Thatsache, daß jene St.-Nikolauskirche dem kleinen, ganz unbedeutenden Lagunenbisthum Jesolo unterthan war, den sichern Schluß ziehen, daß sie auch nur eine kleine und unbedeutende Kirche gewesen ist. Was der in diesem Punkte doch so überaus gewissenhafte Giorgio Marsigli als ihr zugehörig anführt, spricht nur noch mehr für die Richtigkeit der Ansicht, daß die Ruine mit der venetianischen St.-Nikolauskirche nichts zu thun haben kann: einige Kaufmannsstände und ein Haus, das ist alles, was St.-Nikolaus in Tyrus besitzt; Besitz an Grund und Boden und daraus fließende größere

[1] Guilelm. Tyr., II, 386: Firmat dicta domus versus orientem in via, quae discurrit ad ecclesiam Sancte Marie Grecorum.

[2] Vgl. Cartulaire du S. Sépulcre, p. 140.

[3] Wenigstens wird das bei Tafel u. Thomas II, 363 nicht ausdrücklich gesagt.

Einkünfte hat St.-Nikolaus zu Tyrus offenbar niemals gehabt: denn der venetianische Bailo würde hier nicht von dem sonst beobachteten Verfahren abgegangen sein, sondern auch das der Kirche ehemals Gehörige, aber irgendwie Entfremdete genau aufgezählt haben.

Ganz dasselbe gilt nun aber auch von der zweiten der drei genannten venetianischen Kirchen, der zu St.-Jakobus, welche nach des Giorgio Marsigli Angabe innerhalb des den Venetianern gehörigen Drittels von Tyrus lag und ebenfalls einem der kleinen Lagunenbisthümer, dem von Torcello, als seinem Metropolitanbisthum untergeordnet war. Wenn man dieses Suffraganverhältniß in das Auge faßt und dann erwägt, wie ärmlich nach Giorgio Marsigli's Bericht auch diese Kirche mit Besitz ausgestattet war[1], so wird man auch hier nicht anders als schließen können, daß die St.-Jakobuskirche in der imposanten Ruine durchaus nicht erkannt werden darf, welche sich im Südosten des heutigen Sur erhebt und deutlich zeigt, daß dort einst eine der größten Kirchen des heiligen Landes gestanden, in deren Innerm Architektur- und namentlich Sculpturreste von einer solchen Herrlichkeit der Arbeit gefunden worden sind, daß man sieht, es muß diese Kirche einst ein rechter Prachtbau gewesen sein.

So bleibt denn, nach dem bisherigen Gange unserer Untersuchung, keine andere Annahme mehr als möglich übrig als die, daß wir es in der Kirchenruine zu Tyrus mit den Resten der venetianischen St.-Markuskirche zu thun haben. Und diese allein noch gelassene Annahme findet nun auch noch von verschiedenen andern Seiten her die erwünschteste Bestätigung.

Zunächst nämlich weisen die freilich dürftigen Ortsbestimmungen, welche sich in den auf uns gekommenen, die venetianische St.-Markuskirche zu Tyrus betreffenden Urkunden finden und einen Anhalt für die Bestimmung der Lage derselben geben können, sämmtlich auf die Gegend der Stadt hin, in welcher sich die Ruine befindet. Nach einer, weiterhin nochmals zu berüh-

[1] Tafel u. Thomas, a. a. O., II, 363.

nden, Urkunde des venetianischen Dogen Michael Vitalis aus
m August des Jahres 1164[1] lag der Platz, auf welchem die
netianische Markuskirche zu Tyrus erbaut war, „iuxta por-
m magistram ad introitum eius iuxta portum ad latus
nistrum", also linkerhand von dem Hauptthor am Eingang
sselben neben dem Hafen; wenn man heutigentags durch das
fraglich in der Hauptsache noch an dem alten Flecke befindliche
ben dem Hafen, der rechts bleibt, gelegene Hauptthor — zu-
eich das einzige der Stadt — in Sur eintritt und sich dann
nks wendet, so kommt man geradeswegs nach dem Platze, der
e Ruine trägt.[2]

Großes Gewicht ferner ist für die Bestätigung unserer An-
ht folgendem Umstande beizumessen. Es ist oben[3] der in der
uine gefundenen Inschrift Erwähnung gethan, nach welcher
lessire Berthelmé Chayn, Chevalier de Sur, am
Januar 1266 zu Tyrus gestorben, in der Kirche, deren Unter-
chung uns beschäftigt, begraben gewesen ist. Eben diesen Namen
nden wir nun auch gelegentlich bei Giorgio Marsigli wieder:
rselbe erwähnt eines Bartholomei Caym militis[4], welcher
nn auch als Bartholomeus de Caym als Inhaber eines den
enetianern gehörigen Casales erscheint. Es kann keinen Augen-
ick zweifelhaft sein, daß wir es hier mit einer und derselben
erson zu thun haben. Die besondere Verbindung aber, in der
eser Bartholomeus de Chayn mit Venedig oder vielmehr der
netianischen Commune zu Tyrus stand, macht es durchaus be-
eiflich, daß derselbe in der dieser gehörigen Kirche zur letzten
uhe bestattet wurde, und umgekehrt findet aus der Thatsache,
ß Bartholomeus de Chayn da begraben ist, die Annahme
eder eine Stütze mehr, daß wir es in unserer Ruine mit einer
netianischen Kirche zu thun haben; daß es sich dann aber um

---

[1] Tafel u. Thomas, I, 140.
[2] Vgl. oben S. 160 fg., 269.
[3] Vgl. oben S. 336.
[4] Tafel u. Thomas, II, 373.

keine andere als die Sanct-Markus geweihte handeln kann, ist nach dem bisher Entwickelten zweifellos.

Sonach scheint uns der angeblichen Kathedrale von Tyrus der Platz angewiesen zu sein, der ihr zukommt. Die in Sur befindliche, von frühern Reisenden beschriebene, nun in allen ihren Theilen untersuchte Kirchenruine ist als der traurige Rest der dort einst von den Venetianern erbauten und mit großer Pracht ausgestatteten St.-Markuskirche zu bezeichnen. Auffallend bleibt zunächst freilich noch immer die Thatsache, daß der Geschichtschreiber der Kreuzzüge, der in Tyrus selbst heimische Erzbischof Wilhelm, eines solchen nach Größe und Herrlichkeit des Schmucks doch im höchsten Grade bemerkenswerthen Baues niemals auch nur mit einem einzigen flüchtigen Worte Erwähnung thut. Sehen wir uns aber genauer um und stellen die wenigen geschichtlichen Daten zusammen, die uns — sämmtlich urkundlich — über die venetianische Markuskirche in Tyrus überliefert sind, so wird sich auch das so auffallende Schweigen Wilhelm's in völlig genügender Weise erklären. Die venetianische Markuskirche zu Tyrus wurde von dem Erzbischof absichtlich ignorirt, weil sie von seiner Gewalt eximirt war und die ihr eingeräumte bevorzugte Stellung demselben wie seinen Vorgängern und Nachfolgern ein sehr ärgerlicher Stein des Anstoßes war, um so ärgerlicher und anstößiger, als alle Versuche, die stolze Unabhängigkeit der Markuskirche zu brechen und sie der erzbischöflichen Gewalt zu unterwerfen, resultatlos blieben und kläglich scheiterten.

Die einzige eigentlich historische Notiz über die venetianische St.-Markuskirche in Tyrus, welche wir aufzufinden im Stande gewesen sind, ist ebenfalls enthalten in dem mehrfach erwähnten, für unsere Kenntniß der Zustände in Tyrus während des Mittelalters so außerordentlich werthvollen Memorial des Bailo Giorgio Marsigli über die Besitzungen Venedigs in und bei Tyrus. Da heißt es[1]:

---

[1] Tafel u. Thomas, II, 362: Meminerint cuncti, quod habemus in nostro tercierio ecclesiam sancti Marci, que in captione terre primi-

„Mögen alle dessen eingedenk sein, daß wir in unserm Drittel die Kirche des heiligen Markus haben, die zur Zeit der Eroberung des heiligen Landes zuerst von Venedig gegründet und erbaut worden ist, welche frei ist und keiner — fremden — Gerichtsbarkeit unterworfen, da sie das Recht der Pfarre, der Taufe und des Begräbnisses hat und befugt ist, alle kirchlichen Sakramente zu vollziehen, wie sie eine Kathedralkirche vollziehen kann."

Außerdem aber gewinnen wir noch einige Notizen zur Geschichte der venetianischen St.-Markuskirche zu Tyrus aus etlichen uns erhaltenen Urkunden über die ihr gemachten Schenkungen und Stiftungen. Dieselben geben namentlich auch noch einige interessante Daten zur Baugeschichte und zeigen namentlich, daß die reichen Mittel, welche zur Herstellung eines so prächtigen Baues, wie dieser gewesen ist, vorausgesetzt werden müssen, auch wirklich vorhanden gewesen und auf verschiedenem Wege beschafft worden sind.

Im August 1164 schenkt zunächst der Doge Michael Vitalis [1] unter Beirath und mit Zustimmung der Venetianer zum Bau der dem Apostel und Evangelisten und Patron Venedigs Sanct-Markus geweihten Kirche, zur Zeit, da Leonardo Fradelli Procurator derselben war, jene Straße zu Tyrus, „welche der venetianischen Commune geschenkt, dann aber geräumt worden war wegen der Erbauung der Markuskirche zu Tyrus, welche Kirche errichtet worden ist zur Ehre und zum Vortheil der Erbauung der St.-Markuskirche in Venedig." Gleichzeitig schenkte der Doge zu demselben Zwecke dann auch einen Backofen in Tripolis (Tarablus) und weist für denselben auch die dreihundert Byzantiner an, welche den Venetianern jährlich auf Peter und

---

tus fuit fundata a Venecia et constructa, que est libera et nulli iurisdictioni supposita, habendo ius parochiale, ius baptizandi, sepeliendi et omnia sacramenta ecclesiastica faciendi, ut aliqua cathedralis ecclesia facere potest.

[1] Tafel u. Thomas, I, 140.

Paul nach den Bestimmungen der Urkunde vom Jahre 1123[1] von dem Könige gezahlt wurden als Entschädigung dafür, daß sie von denjenigen ihrer Schiffe, welche Pilger beförderten, eine Hafenabgabe zahlen mußten.[2] Diese letzte Summe war, wie bei dieser Gelegenheit bemerkt wird, schon früher zum Bau der St.-Markuskirche bestimmt gewesen, aber seit des Königs Fulco (gest. 1143) Zeiten nicht mehr gezahlt worden.

Auf diese und andere Schenkungen an venetianische Kirchen in Syrien Bezug nehmend bestätigt dann am 13. Mai 1163 Papst Alexander III. der St.-Markuskirche zu Tyrus ihre Häuser, Stampfmühle, Backofen, Platz, Straße, Felder, Ländereien und alles, was für sie und ihren Bau bestimmt ist.

Von den Besitzungen dieser Kirche erhalten wir dann späterhin ebenfalls durch den Bailo Giorgio Marsigli[3] genauere Kunde. Dieser nämlich zählt als solche auf: einen Fondaco am Eingange der Stadt, wenn man von der den Hafen sperrenden Kette herkommt; derselbe enthält zwei Stände nach der Straße hin, von denen der eine für 12, der andere für 9 Byzantiner vermiethet wird; nach Osten reicht der Fondaco etwas weiter als die St.-Markuskirche. Ein Stand befindet sich unter der Vorhalle der St.-Markuskirche selbst. Bei dem Fondaco ist dann ein Backofen, von dessen Ertrag nach einem von dem ehemaligen Bailo Domenico Acotanto mit dem Pfarrer von St.-Markus getroffenen Abkommen drei Fünftel der venetianischen Commune und zwei Fünftel der St.-Markuskirche gehören. Ein gleiches Abkommen galt in Betreff eines inzwischen durch ein Erdbeben zerstörten Backofens. Dann werden ferner als der Markuskirche gehörig aufgezählt ein Haus, das durch Erdbeben zum Theil zerstört ist, ein anderes mit einer Cisterne, von einer Frau Maria Conico der Kirche geschenkt; südlich von der Kirche gelegen ein Grundstück, wo der Pfarrer mit den Klerikern zu wohnen pflegt;

---

[1] Vgl. oben S. 234.

[2] Tafel u. Thomas, I, 84.

[3] Ebend., II, 362.

dann ein Garten in der Stadt und ein anderer außerhalb derselben. Zwei Häuser müssen der St.-Markuskirche am Feste ihres Heiligen zwei Rotel Oel geben.

Die venetianische St.-Markuskirche zu Tyrus genoß nun aber, wie das schon die oben[1] angeführte Stelle aus dem Berichte des Giorgio Marsigli zeigt, auch hinsichtlich ihrer rechtlichen Stellung ganz besondere Vorzüge. Wie die venetianische Commune ihre politische Selbständigkeit wahrte und nicht in den Organismus des Staats, in den sie geographisch gehörte, eingefügt wurde, so blieb auch die auf dem dieser Commune gehörigen Grund und Boden errichtete Hauptkirche ganz außerhalb des kirchlichen Organismus des Königreichs Jerusalem. Sie war nämlich nicht unter die Metropolitanhoheit des Erzbischofs von Tyrus gestellt, sondern hing allein und unmittelbar von der St.-Markuskirche in Venedig selbst ab, die ihr gegenüber als Mutterkirche galt. Ihr standen in dem den Venetianern gehörigen Drittel von Tyrus alle Pfarreirechte zu in dem Umfange, wie sie Kathedralkirchen zu üben befugt waren; dieselben wurden durch den der Kirche von Venedig aus vorgesetzten Pfarrer (Plebanus) geübt, welcher in seinen Functionen durch die ihm ebenfalls von Venedig und von der Mutterkirche geschickten Geistlichen unterstützt wurde.

An diesem Verhältniß nun haben, wie sich leicht denken läßt, die Erzbischöfe von Tyrus allezeit den größten Anstoß genommen, und ausnahmslos sind sie bemüht gewesen, die stolze Selbstständigkeit der St.-Markuskirche zu beseitigen und dieselbe ihrer kirchlichen Hoheit zu unterwerfen. Wie aber die Venetianer durch die ihrer wichtigsten Colonie vorgesetzten Baili ihre politische und commerzielle Ausnahmestellung mit Nachdruck und im wesentlichen ja auch mit gutem Erfolge vertheidigten, so haben sie auch ihre kirchliche Exemption hartnäckig festgehalten und an ihrem energischen Widerstande sind die hierarchischen Gelüste der Erzbischöfe von Tyrus denn auch wirklich zu Schanden geworden.

---

[1] Vgl. oben S. 345.

Wenn wir auch nicht den ganzen Verlauf des immer wieder erneuten Kampfes kennen, so sind uns doch über einige recht charakteristische Abschnitte desselben glaubwürdige Nachrichten erhalten. Namentlich die ganze erste Hälfte des 13. Jahrhunderts ist von diesem Streite erfüllt, der während des 12. Jahrhunderts geruht zu haben scheint.[1] Höchst bezeichnend aber ist es, daß Wilhelm von Tyrus die doch eben in jener Zeit im Bau befindliche St.-Markuskirche nicht kennt, ihrer mit keinem Worte Erwähnung thut. Weshalb Wilhelm die Existenz der Kirche ignorirt, kann nach den eben dargelegten Verhältnissen nicht mehr zweifelhaft sein.

Erzbischof Joseph von Tyrus (1197—1206), machte der venetianischen St.-Markuskirche in Tyrus schon lange ihre Pfarrgerechtigkeit streitig. Endlich brachte er die Sache vor einen aus den Bischöfen von Accon, Tiberias und Beirut, d. h. seinen eigenen Suffraganen, zusammengesetzten Gerichtshof, und dieser, obgleich seine Zuständigkeit von seiten der Venetianer mit vollem Rechte angefochten wurde, entschied natürlich zu Gunsten des Erzbischofs und erklärte die Kirche als demselben untergeordnet.[2] Natürlich aber beruhigte man sich in Venedig dabei durchaus nicht: es wurde Appellation eingelegt, eine besondere Gesandtschaft an Papst Innocenz III. abgeordnet und die Angelegenheit bei der Curie mit allen Mitteln nachdrücklich betrieben, während der erbitterte Erzbischof gegen den Pfarrer von St.-Markus sogar den Bann aussprach. Die Venetianer trugen denn auch wirklich den Sieg davon: am 5. April 1200 erließ Innocenz III. ein Sendschreiben an den Patriarchen von Jerusalem und den Erzbischof von Cäsarea, welches diesen unter Darlegung des Sachverhalts die erfolgte Cassation des Spruchs der Bischöfe von Accon, Tiberias und Beirut mittheilte und den Befehl gab, dies in der Stadt Tyrus bekannt zu machen und den gegen den Pfarrer von

---

[1] Doch nicht ganz: schon vor der Eroberung Palästinas durch Saladin schwebte die Sache in Rom. Vgl. Tafel u. Thomas, I, 284.

[2] Vgl. Tafel u. Thomas, II, 282 fg.

St.-Markus und dessen Anhang geschleuderten Bann für null und nichtig zu erklären, sowie den Erzbischof von Tyrus, falls er dem päpstlichen Befehle nicht nachkommen und die Rückgabe des der St.-Markuskirche Genommenen verweigern sollte, durch kirchliche Censuren zum Gehorsam anzuhalten.

Dieser Venedig unbedingt Recht gebende Schiedsspruch machte jedoch durchaus nicht den erwarteten Eindruck. Aus einem zweiten Erlaß Innocenz' in derselben Angelegenheit vom 30. Mai 1203 erfahren wir, daß nach dem Tode des Erzbischofs von Tyrus[1] nicht blos die dortigen Domherren, sondern sogar der Patriarch von Jerusalem, der vom Papste mit dem Schutze der St.-Markuskirche gegen derartige Eingriffe betraut war, den venetianischen Pfarrer von St.-Markus hart bedrängten, sodaß dieser sich schließlich mit einer neuen Klage an die Curie wandte. Von dieser wurde den Widersachern der Venetianer nunmehr der Befehl gegeben, sich jeder Feindseligkeit und jedes Eingriffs in die Rechte der St.-Markuskirche so lange zu enthalten, bis die zwei von dem Papste zur Untersuchung des Streites abgeschickten Cardinäle angekommen sein würden.[2]

Wiederum aber fand der päpstliche Spruch wenigstens auf die Dauer nicht den erwarteten Gehorsam. Aus einem dritten päpstlichen Schreiben vom 3. August 1206[3] ersehen wir nämlich, daß der Erzbischof von Tyrus (sein Name ist nicht bekannt) sich doch wieder allerhand Eingriffe in die Rechte der St.-Markuskirche und ihres Pfarrers erlaubt und damit auch nach der von dieser Seite eingelegten Appellation nicht nachgelassen hatte. Und noch im Jahre 1214 finden wir die Sache genau auf demselben Punkte: der damalige venetianische Bailo zu Accon, Andreas Vitalis, bezeugt damals urkundlich, daß er wegen der erneuten Feindseligkeiten, die der Erzbischof von Tyrus gegen den päpst-

---

[1] Demnach ist Erzbischof Joseph von Tyrus vor dem 30. Mai 1203 gestorben, wonach Du Cange, Les familles d'outre-mer, p. 752 zu ergänzen.

[2] Tafel u. Thomas, I, 425—26.

[3] Ebend., II, 26.

lichen Befehl, die Streitsache fürs erste ruhen zu lassen, gegen die St.-Markuskirche verübt hatte, Berufung an den Papst eingelegt habe.[1]

Einige Jahrzehnte hören wir dann nichts von diesem Handel; im Jahre 1247 aber taucht derselbe wieder auf, doch unter etwas andern Verhältnissen. Es scheint nämlich als ob die steigende Bedrängniß der christlichen Herrschaft im heiligen Lande, das ja eben damals auch unter den verhängnißvollen Folgen des erbitterten Kampfes zwischen Papstthum und Kaiserthum schwer zu leiden gehabt hatte, auch die Machtstellung der Venetianer einigermaßen erschüttert gewesen sei und dieselben eine Aenderung ihrer Politik für nöthig befunden hätten. In einer Urkunde vom 6. August 1247[2] bezeugt der päpstliche Legat Octavian, daß er dem seinem Wortlaut nach mitgetheilten Befehl Papst Innocenz IV. gemäß die St.-Markuskirche zu Tyrus ebenso wie die demselben Heiligen geweihte Kirche zu Accon unter besondern päpstlichen Schutz genommen habe, und untersagt daher jede Beeinträchtigung der Rechte und Besitzungen derselben. Letzteres kann füglich nur gegen die erzbischöflichen Ansprüche gerichtet sein; gegen diese geschützt zu sein brachten die Venetianer jetzt schon ein weitgehendes Opfer, indem sie zum Dank für den ihnen angedeihenden päpstlichen Schutz der päpstlichen Kammer einen jährlichen Zins zu entrichten sich verpflichteten.

---

[1] Tafel u. Thomas, II, 174.
[2] Ebend., II, 445.

IX.

Baalbek.

Während des vierwöchentlichen Aufenthaltes in Sur blickte ich von dem sonnendurchglühten und stauberfüllten Arbeitsplatze, wo die Arbeiter in buntem Durcheinander lärmten und schrien, oft mit einer gewissen Sehnsucht hinüber nach den in so malerisch geschwungenen Linien sich im Osten hinstreckenden Gebirgen und wurde nicht müde, den aus weiter Ferne zu uns herübergrüßenden schneeigen Hermon zu betrachten, und schon damals reifte in mir der Entschluß, den Boden des alten Phönizierlandes nicht zu verlassen, ohne auch in das Hinterland desselben, das für den Handel der Sidonier und der Tyrier einst eine so hohe Bedeutung gehabt, einen Blick zu werfen, namentlich aber über den Libanon nach Cölesyrien und der uralten Stätte des Sonnencultus zu Baalbek und dann weiter nach dem am östlichen Fuße des Hermon gelegenen Damaskus zu pilgern, von dessen märchenhafter Pracht auch hier aller Mund überfloß. Ist es überhaupt auf einer Reise in einer so völlig neuen Welt fast schwer endlich Halt zu machen und den Heimweg wirklich anzutreten, so machte das, was ich auf einigen von Sur aus unternommenen Excursionen zu sehen bekam, die Lust zu weitern Kreuz- und Querzügen durch dieses schöne Land nur noch größer. Zu diesen Ausflügen in die Nachbarschaft gaben mancherlei interessante Denkmäler der Vorzeit den nächsten Anlaß.

Hat man, die sandige Halbinsel überschreitend, das Festland erreicht und wendet man sich gegen Südosten landeinwärts, so stößt man auf die stattlichen Trümmer verschiedener Wasserleitungen, welche auf langen Bogengängen einst der volkreichen Stadt die Gewässer der Berge zuführten. Namentlich die eine läßt sich ein gutes Stück weit landeinwärts verfolgen, während die andere nur noch an einzelnen aus wirrem Gestrüpp inmitten der Felder aufragenden Pfeilerfragmenten erkennbar ist. Bei der Betrachtung dieser stattlichen Aquäductreste steigt einem freilich nur immer wieder das eine Bedenken auf, nämlich wie es möglich gewesen sein soll, diese Leitungen über oder durch den trennenden Meeresarm hinüber nach Inseltyrus fortzusetzen. Wie das geschehen ist, ist bisher noch von keinem hinreichend erklärt worden. Obgleich die Angaben der Alten nach mehr als einer Seite unklar und undeutbar sind, meine ich doch, daß Inseltyrus überhaupt eine direct von dem Festlande herkommende Wasserleitung niemals gehabt hat. Wie man noch heutigentags durch einfaches Nachgraben in verhältnißmäßig geringer Tiefe gutes Trinkwasser findet, so wird solches wol auch im Alterthum in Inseltyrus auf dieselbe Weise zu gewinnen gewesen sein. Jene Aquäductruinen werden demnach wol immer zu dem festländischen Tyrus gehört haben.

Ueber feuchte Wiesen und dann über gutbestellte Felder nähert man sich weiter ostwärts den ersten Vorbergen des Libanon oder genauer den Bergen von Belad-Beschara, denn nach der landesüblichen geographischen Terminologie wird der Name Libanon hier ausschließlich auf den massigern Gebirgszug im Norden des Kasmieh angewendet. Auf einer weithin die ganze Gegend überragenden Höhe, el-Burdj, finden sich da die stattlichen Reste einer augenscheinlich aus dem Zeitalter der Kreuzzüge herrührenden Burg.

Einer der interessantesten Punkte aber in der Gegend von Sur ist das nur eine kleine Stunde die Küste südwärts, etwa eine Viertelstunde vom Meere gelegene Ras-el-Ain, d. h. das Haupt der Quellen. Dort befinden sich nämlich die von

alters her berühmten sogenannten salomonischen Brunnen. Etwa sechs Meter über die umgebende Ebene ragt ein achteckiges, thurmartiges Gebäude auf. Ersteigt man die Zinnen desselben — von der einen Seite kann man sogar ganz bequem hinaufreiten —, so steht man an einem den ganzen innern Raum einnehmenden Bassin, von über fünfzig Fuß im Durchmesser, voll des köstlichsten, klarsten, seit Jahrhunderten in ungeminderter Fülle hervorsprudelnden Wassers, das von dort abfließend zwei unmittelbar unter dem Bassin erbaute arabische Mühlen in Bewegung setzt, dann aber schon wenige hundert Schritte weiter unbenutzt in das Meer fällt, während es mehr als ausreichte, die ganze Gegend rings um Tyrus zu bewässern und in einen einzigen großen Garten zu verwandeln. Der Ursprung dieser überraschenden Wasserfülle und die sehr eigenthümliche Construction des Brunnens sind noch nicht ganz genügend erklärt worden; als feststehend aber kann man im Widerspruche zu frühern Vermuthungen das eine annehmen, daß das Wasser nicht von weiterher oder etwa gar durch eine unterirdische Leitung dorthin kommt. Nach innen ist das Bassin stufenartig oder besser amphitheatralisch gestaltet, sodaß es nach unten immer enger und enger wird; an der engsten und tiefsten Stelle sprudelt das Wasser in einem gewaltigen Strahle hervor, bis an die Oberfläche hinauf Wirbel erzeugend. Was die Anlage des Brunnens angeht, so ist es wol das Wahrscheinlichste, daß man dabei zuerst das Brunnengebäude fix und fertig hergestellt und im Innern auf das Vortrefflichste mit Cement ausgekleidet und dann erst an der tiefsten Stelle einfach auf Wasser gebohrt hat, von welchem man bei dem allbekannten Wasserreichthum dieser Gegend sicher sein konnte eine Masse zu finden.

Drei kleinere, in ähnlicher Weise über die Ebene erhabene, viereckige Bassins befinden sich in der Nähe, werden jedoch nicht in so geheimnißvoller Weise, sondern aus einer in sie mündenden alten Wasserleitung gespeist.[1]

---

[1] Vgl. die Berichte von Maundrell a. a. O., S. 83, mit einer freilich

Zwei Stunden etwa von Ras-el-Ain landeinwärts, in die Ausläufer des Gebirgs hinauf, trifft man, an ein paar kleinen Dörfern vorbeireitend, eines der interessantesten Denkmäler dieser ganzen Gegend, ein mächtiges Grabmal. Auf einem massigen Kalksteinunterbau von 10 Fuß Höhe steht ein 12 Fuß langer, in Höhe und Breite 6 Fuß messender Sarkophag, von einem gewaltigen, 3 Fuß dicken Deckel geschlossen. Welches hochgestellten Mannes Gebeine einst darin geruht haben mögen, wissen wir nicht. Im Munde des Volks wird das Grab als das Hiram's bezeichnet, wobei es freilich völlig zweifelhaft bleibt, ob unter diesem Hiram der bekannte Baumeister des Salomonischen Tempels oder der berühmte König von Tyrus dieses Namens zu verstehen ist.

Auch über die Grenzen des eigentlich phönizischen Landes hinaus, in das benachbarte Obergaliläa hinein, haben wir von Hiram's Grab aus einen Ausflug gemacht. Durch eine wahre Steinwüste, wo ohne jede Spur von Vegetation verwitterndes, gewaltiges Steingeröll über die glatten Felsen dahingestreut liegt, zwischen dem sich kaum erkennbare schmale Pfade winden, wo die Pferde auf dem nackten Gestein fortwährend ausrutschen und namentlich das Bergabreiten für Pferd und Reiter eine harte Geduldprobe ist, gelangten wir nach dem großen, schon in Obergaliläa gelegenen Dorfe Cana. Unser freundlicher Führer, der in jener Gegend begüterte und daher sehr einflußreiche Jussuf-Aga von Tyrus[1], hatte die bevorstehende Ankunft der „Franken" anmelden und die gesammte Bevölkerung zum Empfange derselben aufbieten lassen. So bot sich uns denn beim Einreiten in das Dorf, das zwar ziemlich ausgedehnt, doch gerade so un-

---

sehr idealisirten Skizze der Brunnen, welcher die Brunnen aus der Zeit Alexander's des Großen herrühren läßt. d'Arvieux, I, 253 und Pocode, III, 240. Mariti, II, 271. Volney, II, 197. Robinson, III, 659. Eine sehr anschauliche Beschreibung des Brunnens zu Ras-el-Ain gibt im Jahre 1422 der schon mehrfach erwähnte Johannes Poloner bei Tobler, Descriptiones Terrae Sanctae, p. 264.

[1] Vgl. oben S. 174.

sauber und elend gebaut ist wie alle andern, ein sehr bewegtes und buntes Bild. Die ganze männliche Einwohnerschaft, alt und jung, war zusammengelaufen, hocherfreut, das ewige Einerlei ihres thatenlosen Daseins durch ein angenehmes Intermezzo unterbrochen zu sehen. Man geleitete uns nach dem Hause eines der Dorfältesten, wo wir, auf einer Matte sitzend, von den Honoratioren des Dorfs umdrängt, nach Landessitte mit Limonade, Kaffee und Cigaretten bewirthet wurden, während die uns von dem Kaimakam von Sur mitgegebenen Sabtijeh, d. i. Gensdarmen, die neugierig herbeiströmende und Thür und Fenster umlagernde Jugend von Zeit zu Zeit auseinandersprengten.

Diese von Tyrus aus während unseres dortigen Aufenthalts unternommenen Ausflüge waren für mich jedoch gewissermaßen nur die Vorstudien für einen nach Erledigung unserer Arbeiten zu unternehmenden Ausflug in das Gebirge durch die Bekaa, das alte Cölesyrien, und über Baalbek nach Damaskus. Volle vier Wochen hatten wir in Sur zugebracht, als die Stunde des Abschieds schlug. Meine bairischen Reisegefährten nahmen ihren Weg gen Süden, in einer leichten Feluke nach Accon segelnd, um von dort nach Jerusalem zu ziehen; ich schlug, begleitet von dem getreuen Nachleh, den Weg nach Norden ein, um zunächst Sidon noch einmal zu besuchen, in Beirut zu rasten und dann den Ritt nach Baalbek und Damaskus anzutreten. Zahlreich umdrängten mich die tyrischen Freunde, als ich zu Pferde stieg; auch von den Arbeitern kamen viele herzu: sie sahen nicht ohne eine gewisse schmerzliche Bewegung die schöne Zeit lohnender Arbeit verstrichen und gingen dem verdienstlosen Einerlei, das für gewöhnlich in Sur herrscht, fast mit Wehmuth entgegen. Der Kaimakam, der alles gethan, uns den Aufenthalt angenehm und die Abwickelung unserer Arbeit leicht zu machen, ließ es sich denn auch nicht nehmen, wie er uns einst feierlich eingeholt hatte, so jetzt mich noch mit allem Ceremoniell ein Stück Wegs zu geleiten. Auf seinem prachtvollen arabischen Hengste, eine Anzahl der phantastisch bewaffneten Sabtijehn voran, von einigen Offizieren und seinem Dragoman begleitet, schloß er sich beim Ausritt

aus dem düstern Thore von Sur an; auch der freundlich
Aga fehlte natürlich nicht. Am Ende der die ehemali
mit dem Festlande verbindenden Landenge verabschiedete
unter Austausch vieler blühender, ceremoniöser Phrasen
Kaimakam; auch gelang es mir, das bewaffnete Geleit,
mir natürlich wieder aufgedrungen werden sollte, nach
Parlamentiren glücklich abzulehnen. Nur Jussuf-Aga b
an meiner Seite; erst in der Nähe des Kasmieh, an de
des Gebietes von Sur, reichten wir uns zum Abschied di
Dann ging es in schnellerer Gangart nach Norden, den
ten Weg, an Athlun vorbei: allmählich entschwand T
noch oft nach rückwärts gelenkten Blicken. Ich begrü
einmal das schmucke Sidon und genoß wieder die lieben
Gastfreundschaft des deutschen Viceconsuls Herrn Abell
dessen freundlicher Führung ich mich in den üppigen G
Osten der Stadt ergehen und an der unbeschreiblichen
gerade in köstlichster Reife befindlichen Aprikosen erlabe
Die Gärten von Saida sind wirklich sehenswerth, ein
saftiger, würziger Früchte kommt sich da wie in einem
vor. Von den zahlreichen verschiedenen Arten der April
eine kleine weißgelbliche, Misch-Misch genannt, mit Rech
wohlschmeckendste gefeiert; dieselbe genießt dabei — u
meiner Erfahrung durchaus mit Recht — des Rufs b
Gesundheit. Dagegen gilt unsere auch massenhaft vork
gewöhnliche Aprikose für schädlich und namentlich der
kann mit ihrem Genusse nicht vorsichtig genug sein: sie
bezeichnender Weise geradezu amazza-franchi, d. i. der „
tödter", und die verderblichen Krankheiten, welche im M
die Heere der Kreuzfahrer in oft so erstaunlich kurzer Zei
sterben ließen, sollen nach der allgemein festgehaltene
lieferung durch den unmäßigen Genuß dieser gewöhnlich
kose veranlaßt worden sein. Ein zweiter Tageritt bra
nach dem schönen Beirut zurück, dessen Herrlichkeit ich
Führung meiner verehrten Gastfreunde erst jetzt recht i
genießen konnte.

Der unbeschreibliche Zauber, welcher in den Augen eines jeden für landschaftliche Schönheit irgend Empfänglichen das stattliche Beirut umkleidet und bei jeder erneuten Betrachtung dieses in seiner Art geradezu einzigen Städtebilds nur noch nachhaltiger und mächtiger wirkt, entspringt wol vorzugsweise aus dem ganz ungewöhnlichen, überraschenden und doch anmuthenden, Großartigkeit und Lieblichkeit in der eigenartigsten Verbindung einigenden Zusammenwirken von Gebirge und Meer. Unvergeßlich bleibt einem jeden, der einmal auf der Höhe von Ras-Beirut gestanden, das Schauspiel, das sich ihm von dort aus geboten: hier das Meer, tiefblau erglänzend und eine wahrhaft blendende Fülle des Lichts ausstrahlend, durchzogen von den silbernen Streifen, welche die Bahn der Dampfer und der unter ihren weithinblinkenden weißen Segeln wie Möven dahinfliegenden Barken bezeichnen; dort, im Norden bis dicht an das Meer herandrängend, die mächtigen, schnell übereinander aufsteigenden Terrassen des kahlen, aber namentlich um Sonnenuntergang in den köstlichsten Farben, oft fast dunkelviolett schimmernden Libanon, dessen Gipfel die winterliche Schneehülle in den Rissen und Spalten bis tief in den Sommer hinein bewahren, über den Abhang hingestreut zahllose Dörfer, Castelle, Klöster, und zwischen Meer und Gebirge die schöne, aufblühende, von frischem Leben rfüllte Stadt. Das Meer, das völkerverbindende, weist hin nach m Westen, nach Europa: von dorther wird auf seinen Wogen e Cultur herübergetragen, welcher die so malerische und interſante, aber doch unrettbar absterbende orientalische Eigenart im ufe der Jahrhunderte erliegen wird. Und die Berge dort üben, welche in so wunderbarer Ruhe, unberührt von dem eere und dem Völkergetümmel, heute so wie vor tausend Jahren t die klare, leichte Luft hinaufragen, gewähren in ihren Schluchn und Thälern, auf ihren schwindelnden Höhen einer kleinen, arr in sich abgeschlossenen, zäh am Alten festhaltenden Welt ine sichere Zuflucht: in jenen auf unzugänglicher Höhe liegenden Dörfern haben die Maroniten Generationen hindurch für ihren Glauben gefochten; in jenen Schluchten und Engen die Drusen

aus dem düstern Thore von Sur an; auch der freundliche Jussuf-Aga fehlte natürlich nicht. Am Ende der die ehemalige Insel mit dem Festlande verbindenden Landenge verabschiedete ich mich unter Austausch vieler blühender, ceremoniöser Phrasen von dem Kaimakam; auch gelang es mir, das bewaffnete Geleit, welches mir natürlich wieder aufgedrungen werden sollte, nach einigem Parlamentiren glücklich abzulehnen. Nur Jussuf-Aga blieb noch an meiner Seite; erst in der Nähe des Kasmieh, an der Grenze des Gebietes von Sur, reichten wir uns zum Abschied die Hände. Dann ging es in schnellerer Gangart nach Norden, den bekannten Weg, an Athlun vorbei: allmählich entschwand Tyrus den noch oft nach rückwärts gelenkten Blicken. Ich begrüßte noch einmal das schmucke Sidon und genoß wieder die liebenswürdige Gastfreundschaft des deutschen Viceconsuls Herrn Abella, unter dessen freundlicher Führung ich mich in den üppigen Gärten im Osten der Stadt ergehen und an der unbeschreiblichen Fülle der gerade in köstlichster Reife befindlichen Aprikosen erlaben konnte. Die Gärten von Saida sind wirklich sehenswerth, ein Freund saftiger, würziger Früchte kommt sich da wie in einem Paradiese vor. Von den zahlreichen verschiedenen Arten der Aprikose wird eine kleine weißgelbliche, Misch-Misch genannt, mit Recht als die wohlschmeckendste gefeiert; dieselbe genießt dabei — und nach meiner Erfahrung durchaus mit Recht — des Rufs besonderer Gesundheit. Dagegen gilt unsere auch massenhaft vorkommende gewöhnliche Aprikose für schädlich und namentlich der Europäer kann mit ihrem Genusse nicht vorsichtig genug sein: sie heißt sehr bezeichnender Weise geradezu amazza-franchi, d. i. der „Frankentödter", und die verderblichen Krankheiten, welche im Mittelalter die Heere der Kreuzfahrer in oft so erstaunlich kurzer Zeit dahinsterben ließen, sollen nach der allgemein festgehaltenen Ueberlieferung durch den unmäßigen Genuß dieser gewöhnlichen Aprikose veranlaßt worden sein. Ein zweiter Tageritt brachte mich nach dem schönen Beirut zurück, dessen Herrlichkeit ich unter der Führung meiner verehrten Gastfreunde erst jetzt recht in Muße genießen konnte.

Der unbeschreibliche Zauber, welcher in den Augen eines jeden für landschaftliche Schönheit irgend Empfänglichen das stattliche Beirut umkleidet und bei jeder erneuten Betrachtung dieses in seiner Art geradezu einzigen Städtebilds nur noch nachhaltiger und mächtiger wirkt, entspringt wol vorzugsweise aus dem ganz ungewöhnlichen, überraschenden und doch anmuthenden, Großartigkeit und Lieblichkeit in der eigenartigsten Verbindung einigenden Zusammenwirken von Gebirge und Meer. Unvergeßlich bleibt einem jeden, der einmal auf der Höhe von Ras-Beirut gestanden, das Schauspiel, das sich ihm von dort aus geboten: hier das Meer, tiefblau erglänzend und eine wahrhaft blendende Fülle des Lichts ausstrahlend, durchzogen von den silbernen Streifen, welche die Bahn der Dampfer und der unter ihren weithinblinkenden weißen Segeln wie Möven dahinfliegenden Barken bezeichnen; dort, im Norden bis dicht an das Meer herandrängend, die mächtigen, schnell übereinander aufsteigenden Terrassen des kahlen, aber namentlich um Sonnenuntergang in den köstlichsten Farben, oft fast dunkelviolett schimmernden Libanon, dessen Gipfel die winterliche Schneehülle in den Rissen und Spalten bis tief in den Sommer hinein bewahren, über den Abhang hingestreut zahllose Dörfer, Castelle, Klöster, und zwischen Meer und Gebirge die schöne, aufblühende, von frischem Leben erfüllte Stadt. Das Meer, das völkerverbindende, weist hin nach dem Westen, nach Europa: von dorther wird auf seinen Wogen die Cultur herübergetragen, welcher die so malerische und interessante, aber doch unrettbar absterbende orientalische Eigenart im Laufe der Jahrhunderte erliegen wird. Und die Berge dort drüben, welche in so wunderbarer Ruhe, unberührt von dem Meere und dem Völkergetümmel, heute so wie vor tausend Jahren in die klare, leichte Luft hinaufragen, gewähren in ihren Schluchten und Thälern, auf ihren schwindelnden Höhen einer kleinen, starr in sich abgeschlossenen, zäh am Alten festhaltenden Welt eine sichere Zuflucht: in jenen auf unzugänglicher Höhe liegenden Dörfern haben die Maroniten Generationen hindurch für ihren Glauben gefochten; in jenen Schluchten und Engen die Drusen

ihre von den Vätern ererbte Freiheit siegreich gegen die türkische Uebermacht vertheidigt. Ein gewisser romantischer Nimbus umschwebt so die Berge des Libanon; die Erinnerung an die Ereignisse, deren Schauplatz sie gewesen, steigert die Lust, sie auch in der Nähe kennen zu lernen.

Wer möchte solcher Versuchung widerstehen? Und wenn man den Libanon überstiegen hat, da zieht die Sehnsucht, das Wunder des Baalbeker Sonnentempels zu sehen, einen auch noch weiter. In die Betrachtung des schneeigen Hermon versunken wird man sich dann aber wieder nicht so leicht überwinden und auf den Anblick des am jenseitigen, östlichen Fuße desselben gelegenen Damaskus, der Stadt der Khalifen, verzichten mögen. Unwiderstehlich wird man weiter und weiter fortgezogen, und so konnte denn auch ich meiner Wanderlust nicht eher Einhalt gebieten, als bis ich aus den wasserdurchrauschten Fruchtgärten des herrlichen Damaskus zugleich den Schneemantel des Hermon und die in der Ferne röthlich verdämmernde große Wüste gesehen hatte.

Auch hat eine solche Reise heutzutage nichts irgend Gefährliches mehr. Eine vortrefflich gebaute und sorgfältig unterhaltene Fahrstraße — die einzige Syriens — führt von Beirut über den Libanon, durch Cölesyrien, heute die Bekaa, und dann über den Antilibanon nach Damaskus. Von beiden Endpunkten geht alle Morgen ein großer Eilwagen ab, nach Art der auf den schweizer Straßen verkehrenden großen Gefährte gebaut, welcher von sechs bis neun starken Maulthieren und Pferden gezogen, alle Stunden die Thiere wechselnd und dem Reisenden nur um Mittag eine halbe Stunde Ruhe gewährend, in wahrhaft fliegender Eile dahinstürmt, die 112 Kilometer, also fast genau funfzehn deutsche Meilen betragende Entfernung von Beirut nach Damaskus, wobei es die bedeutenden Höhen des Libanon und des Antilibanon zu übersteigen gilt, in ungefähr zwölf Stunden zurücklegt. Die allabendlich ebenfalls von beiden Endpunkten abgelassene Post, welche die Nacht hindurch fährt, braucht natürlich bedeutend mehr Zeit. Außerdem aber geht täglich des Morgens

und des Abends von Beirut sowol wie von Damaskus ein Convoi von immer funfzehn besonders gebauten Lastwagen, jeder mit drei Maulthieren bespannt, ab, welcher zu der Reise volle drei Tage braucht. Innerhalb dreier Tage sind also zwölf solche Convois zugleich auf der Straße unterwegs, zu deren Fortbewegung 540 Maulthiere verwendet werden. Danach kann man einmal denken, wie verhältnißmäßig sehr lebhaft es auf jener Straße hergeht, und dann, über welche gewaltige Zahl von Pferden und Maulthieren die im Besitze der Straße befindliche Französische Gesellschaft verfügen muß. Die Straße, welche Graf Edmond de Perthuis in den Jahren 1861—63 erbaut hat, gehört nämlich einer französischen Actiengesellschaft, der Société Impériale Ottomane des postes, und wird von dieser auf Grund des ihr von der türkischen Regierung verliehenen Monopols in einer Weise ausgenutzt, daß sie dem Lande selbst einen sehr geringen, ja eigentlich gar keinen recht erkennbaren Nutzen stiftet, aber freilich wol die Vertheilung recht ansehnlicher Dividenden an die Actionäre ermöglicht. Um den gesammten Verkehr ausschließlich in ihren Händen zu concentriren, erhebt die Gesellschaft für die Benutzung der Straße von allen nicht ihr gehörigen Gefährten und Thieren eine fast unerschwinglich hohe Abgabe, während doch gleichzeitig ihre Frachtsätze viel zu hoch sind als daß der gesammte Waarenverkehr den Convois der Gesellschaft überlassen werden könnte. So ist es ganz erklärlich, daß der eigentlich einheimische Verkehr sich nach wie vor auf der alten Straße bewegt, welche, kaum Straße zu nennen, bald steigend, bald sinkend, über wüstes Steingeröll dahinführt, ab und zu aber auch eine Strecke weit mit der neuen Straße zusammenfällt; auf ihr sieht man zahlreiche Colonnen von Eseln, Pferden und Kamelen einherziehen. Wo sie übrigens von den Straßenaufsehern unbeobachtet sind und namentlich des Nachts benutzen die Treiber sehr gern die bequemere neue Straße und haben dann zu der leichtern Reise noch das besondere Vergnügen, die nichts weniger als beliebte Compagnie um den Wegezoll zu betrügen. Für das wirthschaftliche Gedeihen des Landes ist eine derartige Monopoli-

sirung des Verkehrs unfraglich sehr nachtheilig. Der Getreidereichthum der Bekaa, der Ebene zwischen dem Libanon und Antilibanon, des alten Cölesyrien, der in den syrischen Hafenstädten, namentlich in Beirut mit dem größten Gewinn verwerthet werden könnte, wird, weil der Transport auf der französischen Straße zu theuer, auf dem alten Wege über den Libanon aber zu mühselig ist, nach dem ohnehin schon an Getreide so reichen Damaskus geführt, das über den Antilibanon ohne Kosten und Mühe zu erreichen ist. Auch in andern Beziehungen erfüllt die damascener Straße nicht ganz die Hoffnungen, die man ursprünglich in sie gesetzt hatte. Im Winter z. B., wo sie für die Verproviantirung der armen Gebirgsdörfer so nützlich werden könnte, ist sie in den höhergelegenen Theilen öfters infolge des starken Schneefalls ganz unpassirbar, ja, im letzten Winter (1873—74), der allerdings ein ganz ungewöhnlich strenger gewesen sein soll, ist der Verkehr zwischen Beirut und Damaskus durch die haushoch aufgethürmten Schneemassen während mehrerer Wochen gänzlich unterbrochen gewesen: da soll denn unter den Bewohnern des obern Libanon, welche auf diese Weise von allen Hülfsquellen abgeschnitten waren, der Hunger arge Verwüstungen angerichtet haben. Ein ganz besonderer Vortheil dagegen erwächst aus der französischen Straße der europäischen Colonie in Beirut: ein Ritt oder eine Fahrt von wenigen Stunden bringt einen jetzt nach den am Abhang des Libanon gelegenen, einen herrlichen Blick auf Meer und Gebirge eröffnenden Dörfern, in denen ein großer Theil der Europäer während der heißen Jahreszeit, die in Beirut selbst oft unerträglich ist, sich zu erquickender Sommerfrische niederläßt, und wo man dann in der leichten und kräftigenden Luft der Berge alle Freuden einer heitern Villeggiatur genießen kann. Einzelne beiruter Kaufleute haben sich dort oben bereits hübsche Landhäuser erbaut.

Diese heiße Zeit begann eben, die eigentliche Reisesaison war schon vorüber und die Flucht der Beiruter nach den Libanondörfern hatte ihren Anfang genommen, als ich, durch einige Tage der genußvollsten und behaglichsten Rast von den Anstrengungen

der Arbeiten in Tyrus neugekräftigt, mich von Beirut aus zu dem Ritte nach Damaskus anschickte, jetzt nur von dem getreuen, stets reiselustigen Nachleh begleitet.

Eine Stunde weit geleitete mich mein verehrter beiruter Gastfreund; in leichtem Wagen in den sonnenhellen Morgen hinausrollend durchfuhren wir die tiefe Einsenkung, welche den Beirut tragenden Küstenhöhenzug von dem eigentlichen Libanon trennt. Ungefähr an der Grenze des beiruter Bezirks gegen den Libanonbezirk, eine Stunde von der Stadt, nahm ich Abschied und stieg mit dem meiner dort wartenden Nachleh zu Pferde. Bald trabten wir die anfangs langsam ansteigende damascener Straße aufwärts, dem in wunderbarer Klarheit vor uns liegenden Gebirge entgegen. Bekanntlich hat die Ordnung der eigenthümlich verwickelten Verhältnisse des Libanondistricts, wo die Maroniten dicht beieinander wohnen, unmittelbar als Nachbarn neben und hier und da gemischt mit den fanatischen Drusen, und wo daher die Massacres 1860 zu ganz besonders blutigen Thaten geführt hatten, nach langen Verhandlungen erst durch eine internationale Commission zu Stande gebracht werden können, welche im Hinblick auf die Jahrhunderte hindurch behauptete Sonderstellung dieser Gebiete zu dem türkischen Staate und um die Wiederaufnahme der oft so blutigen Kriege zwischen den feindlichen Bergstämmen zu hindern, den Hoheitsrechten der Pforte ziemlich weitgehende Beschränkungen aufzulegen für nöthig fand. Danach muß einmal der dem Libanonbezirke vorzusetzende Pascha Christ sein und dann bedarf seine Ernennung der Bestätigung durch die Großmächte. Eine Garantie freilich für die Tüchtigkeit des Inhabers dieses wichtigen Postens ist auch damit natürlich nicht gegeben, und gerade von dem zuerst auf diese Weise ernannten Franko-Pascha erzählt die geschäftige Fama noch heute Wunderdinge. Jedenfalls scheint demselben ein ganz absonderlicher Humor eigen gewesen zu sein. Bald hinter der Grenze des Libanondistricts zweigt sich rechts von der damascener Straße der Weg ab nach dem etwas weiter südlich am Fuße des Gebirgs gelegenen großen Dorfe Babda, wo der Libanon-Pascha, der

Anlaß, die kunstreiche Leitung der Straße zu bewundern, welche, aus den schroffabstürzenden Felsen herausgesprengt, in schwindelnder Höhe über dem sich unten öffnenden Abgrund hingeht, in den überraschendsten Windungen der Höhe des Gebirgs zueilend. In gewissen Zwischenräumen stößt man auf die sauber gebauten Häuser der Straßenaufseher; in größern Abständen finden sich die mit den nöthigen Stallungen, Remisen u. s. w. versehenen Etablissements, wo die Relaispferde gehalten werden und die Eilpost umspannt. Zahlreiche Khans sind infolge des lebhaften Verkehrs längs der Straße entstanden, welche den Reisenden zur Rast unter ihrer schattigen Vorhalle einladen. In dem einen dieser Etablissements, in der Nähe schon der Jochhöhe des Passes, wurde um Mittag Halt gemacht, gefrühstückt und die heißeste Zeit des Tags geruht.

Wir befanden uns hier schon 4815 Fuß über dem Meere; nicht weit davon überschreitet die Straße den Kamm des Libanon, an dem Fuße des 6800 Fuß hohen Dschebel-el-Keneiseh, d. i. des Kirchbergs, über welchen in der Ferne die mächtige Pyramide des Sannin (8550 Fuß) in ihren Schneemantel gehüllt aufsteigt. Unendlich überraschend aber ist der Anblick, welcher sich dem Reisenden von hier oben darbietet in dem Augenblick, wo er die Paßhöhe erreicht hat und die Straße sich zu senken beginnt. Stundenlang ist er durch ein vegetationsloses, zerklüftetes Gebirge geritten, und nun breitet sich zu seinen Füßen wie ein üppig grüner Teppich eine an Fruchtbarkeit wahrhaft strotzende Ebene aus, die ihn wie ein Bild aus der deutschen Heimat freundlich grüßt. Langgestreckte, regelmäßig abgetheilte Felder, auf denen der reichste Segen der Ernte entgegenreift, üppige, von Bächen durchrauschte Wiesen, auf denen bunte, wohlgepflegte Heerden sich tummeln, saubere, wohlgebaute Dörfer, von heimlichen Baumgruppen, darunter viel Erlen und Silberpappeln umstanden, das Ganze von der deutlich erkennbaren Fortsetzung der damascener Straße fast schnurgerade quer durchschnitten, der Länge nach durchschnitten von dem wasserreichen Leontes oder Litani, welcher als

Nahr-el-Kasmieh[1] nördlich von Tyrus in das Meer fällt, so liegt die Bekaa, das alte Cölesyrien, vor den Augen des staunenden Wanderers, langhingestreckt eingebettet zwischen dem nach Osten hin sehr schroff, aber nur zu geringer Tiefe abfallenden Libanon und dem sich drüben erhebenden, hier ziemlich unscheinbar aussehenden Antilibanon, von dessen Höhe jedoch der seinen Zug im Südosten überragende gewaltige Hermon Zeugniß ablegt. Das Auge, durch die Eintönigkeit des unbelebten Gebirges ermüdet, weidet sich wahrhaft an dem herrlichen Bilde und saugt das saftige Grün ordentlich gierig ein.

In zahlreichen, kurzen Windungen leitet die Straße den Ostabhang des Libanon hinab. Kaum 2000 Fuß hat man hinabzusteigen, so ist man auf der Thalsohle der Bekaa angekommen, welche 3000 Fuß über dem Meere liegt, sodaß man begreift, wie von ihr aus gesehen die sie begrenzenden Gebirge so wenig imponirend erscheinen. Der Wechsel der Umgebung ist ein absoluter, und nach dem Ritt durch das öde Gebirge auf bequemer, ebener Straße durch dieses fruchtbare Gelände trabend kommt man sich vor wie durch einen Zauberschlag in eine andere Welt versetzt. Ja, auch die Menschen scheinen andere geworden zu sein: sie sehen behäbiger, besser genährt und sauberer aus, und eine für dieses Land ungewöhnliche Wohlhabenheit ist deutlich erkennbar. Wie Cölesyrien ja auch schon bei den Alten seiner Fruchtbarkeit wegen berühmt war, so werden auch heute noch in der Bekaa dem Reisenden höchst erfreuliche, in diesem Lande im allgemeinen sehr seltene Eindrücke zu Theil.

Die Rast in Stora — so hat man den arabischen Namen Haush-Shtawâra Fremden und Einheimischen mundgerechter gemacht —, wo ich mein Nachtquartier nahm und Zeit genug hatte, die nächste Umgebung und ihre Verhältnisse kennen zu lernen, bestätigte und bestärkte jene angenehmen ersten Eindrücke vollkommen. Stora liegt an einem wasserreichen, vom Libanon her dem Leontes oder Litani zufließenden Bache, welcher von

[1] Vgl. oben S. 148 fg. und öfters.

Pferde. Man merkte übrigens recht sehr, daß man sich reichlich 3000 Fuß über dem Meere befand: es war fast kalt und ein grauer Nebelschleier lag über der schweigenden Ebene. Auch aus den Thälern der Gebirge zu beiden Seiten lösten sich, als die Sonne stieg und ihre Strahlen zu wirken begannen, leichte weiße Nebelwolken und verdufteten bald in dem lichtblauen Aether. Während die französische Straße sich hinter Stora zunächst nach Süden wendet, den Leontes überschreitet und sich an dem westlichen Abhange des Antilibanon hinaufarbeitet, um in einer Höhe von 5175 Fuß den Kamm desselben zu kreuzen und dann in dem Thale des Barada Damaskus zuzueilen, schlugen wir die Richtung gegen Norden und Nordosten ein, die Bekaa aufwärts dem Laufe des Leontes entgegen, nach den Quellen desselben und dem nicht fern davon entspringenden, nordwärts fließenden Orontes: denn dort, in dem höchstgelegenen Theile Cölesyriens, nahe der kaum wahrnehmbaren Wasserscheide zwischen Leontes und Orontes liegt Baalbek[1] mit seiner großartigen Trümmerstätte, das Ziel unseres Rittes. Es war ein anmuthiger Weg: das Thal, soweit das Auge reichte, von derselben üppigen Fruchtbarkeit erfüllt, im Grün seiner Wiesen und Felder, weiter hinauf seiner Maulbeer- und Weinpflanzungen prangend, wird links von dem steilen Abfall des Libanon, in dem damals noch viel Schnee lag, rechts von der gleichfalls steilen Westabdachung des Antilibanon begleitet; während die schroff abstürzende Höhe beider Gebirge kaum hier und da ein paar Hütten Raum gewährt, ist der Fuß beider mit einer langen Reihe von Dörfern bekränzt.

Von Stora nach dem etwa eine Stunde entfernten Dorfe Muallakah hat die französische Compagnie eine Straße gebaut, die jedoch unbenutzt liegt und so allmählich verkommt. Auf einer hübschen neuen Brücke überschreitet man den von dem Libanon her dem Leontes zurauschenden Wady-el-Burdony und passirt dann das Dorf Muallakah selbst, welches zwar schon zu

[1] Die Wasserscheide zwischen Leontes und Orontes liegt etwa fünf Viertelstunden nördlich von Baalbek und ist kaum wahrnehmbar.

dem Vilajet von Damaskus gehört, aber eigentlich wie eine Vorstadt des weiter links, am Fuße des Libanon und ein Stück denselben hinauf höchst malerisch gelegenen Dorfs Zahleh erscheint. Zahleh ist das größte Dorf des Libanon und könnte mit seinen etwa 10000 Einwohnern ganz gut als Stadt bezeichnet werden. Es ist ein blutgetränkter Boden: hier vornehmlich war der Schauplatz der blutigen Kriege zwischen Drusen und Maroniten, in Zahleh wurden bei den Massacres von den Drusen und Türken ganz besondere Greuelthaten gegen die nach tapferster Gegenwehr überwältigten Christen verübt, und deren prahlerisches Wort, Gott selber könne das uneinnehmbare Zahleh nicht nehmen, wurde kläglich zu Schanden. Als Curiosität sei übrigens noch erwähnt, daß man bei Zahleh das Grab Noah's zeigt, — einen mächtigen, gegen 40 Fuß langen Erdhügel: und dabei soll, wie einem mitgetheilt zu werden pflegt, Noah noch mit eingeknickten Knien begraben worden sein!

Von Muallakah nach Baalbek hat vor einigen Jahren die türkische Regierung eine Straße zu bauen begonnen, doch ist dieselbe natürlich unvollendet liegen geblieben. Das zur Fertigstellung derselben nöthige Geld ist nicht vorhanden und die mit vieler Mühe und beträchtlichen Kosten hergestellte erste Aufschüttung verkommt völlig nutzlos und ist statt den Verkehr zu fördern eher ein Hinderniß für denselben.

Allmählich schwindet, je höher man die Bekaa hinaufkommt, der erst so üppige Anbau; doch sieht man auch da noch vielfach wenigstens die Anfänge zu einer Urbarmachung des Bodens; auch ist ein reicher Ertrag bei dem unglaublichen Wasserreichthum der ganzen Gegend der mühsamen Arbeit als Lohn sicher. Ueber einen stufenartigen Felsabhang, der in seiner ganzen Breite von ungenutzt verlaufendem, köstlichem, klarem Wasser überrauscht war und in dessen Mitte zur Seite eines in einer Nische gefaßten Brunnens, aus dem wir uns im Vorbeireiten durch einen Schluck eiskalten Wassers erquickten, ein Khan stand, gelangten wir auf die oberste Stufe der Hochebene, den höchstgelegenen Theil Cölesyriens: die Landschaft wird öder, einförmiger; der Hebung

des Thals entsprechend erscheinen die Gebirge zu beiden Seiten vollends unbedeutend; aber die Luft ist hier oben leicht und erquickend, und man leidet weniger unter den Strahlen der inzwischen schon hochgestiegenen Sonne: und vor uns hebt es sich leicht und schlank, thurmhoch aufragend — es sind die Riesensäulen des baalbeker Sonnentempels, dessen gewaltiger Trümmercomplex sich mit imponirender Deutlichkeit gegen die Umgebung abhebt. Ungeduldig das Weltwunder bald in der Nähe zu sehen treiben wir die muntern Pferde zu schnellerm Laufe an; leichtfüßig eilen sie über den bequemen Boden dahin und eine Stunde später springen wir angesichts der herrlichen Ruinen aus dem Sattel.

Baalbek ist ein kleiner freundlicher Ort, ziemlich an dem höchsten Punkt Cölesyriens, etwa 3700 Fuß über dem Meere gelegen, nicht fern von der Stelle, wo die Wasserläufe sich scheiden um gen Norden dem Orontes (Nahr-el-Asi), gen Süden dem Leontes zuzueilen. Ein dem letzteren zufließender munterer Bach durchschneidet das 4—5000 Einwohner zählende Städtchen und dessen Umgebung in mehreren Armen; sein Wasserreichthum wird, durch einige frisch sprudelnde Quellen verstärkt, in Kanälen und Leitungen über die Felder und Gärten ringsum vertheilt und erzeugt ein saftiges Grün, gegen welches die sich im Osten dicht an und über der Stadt erhebenden nackten, vegetationslosen Felsen des Antilibanon scharf contrastiren. Im Westen begrenzt der Libanon die hier sehr schmale Ebene: seinen schroffen Ostabhang hinauf schlängeln sich die mühsamen Pfade, auf denen man das Joch des von hier aus nur unbedeutend erscheinenden Gebirgs überschreitet, um an dem jenseitigen Abhange hinabsteigend die in einer Höhe von mehr als 6000 Fuß über dem Meere befindlichen vielberühmten Cedern zu besuchen und dann bei Tripolis wieder in die Küstenebene einzutreten. Infolge des ungewöhnlich harten Winters lag diesmal aber im Gebirge noch so viel Schnee, daß die Saumpfade über den Kamm noch nicht passirbar waren und man von dieser Seite aus die Cedern noch nicht erreichen konnte. Als Stadt bietet Baalbek wenig: Handel und Verkehr fehlen fast ganz, Ackerbau und Viehzucht nähren die Einwohner; der Bazar

ist sehr ärmlich, und auch davon, daß es der Sitz eines Kaimakam und seiner Beamten ist, hat Baalbek natürlich keinen Gewinn. Und doch muß die Stadt für ganz Syrien einst eine außerordentliche Bedeutung gehabt haben, ja noch heutigentags erscheint sie wie keine andere geeignet die Hauptstadt und in jeder Hinsicht das Centrum der ganzen Provinz zu sein. Denn schon durch ihre Lage im Herzen Syriens scheint sie dazu bestimmt zu sein: gerade hier berühren sich die nördliche und südliche Hälfte Syriens; nach Westen über den Libanon und nach Osten über den Antilibanon kann die Verbindung mit der Küstenlandschaft einerseits und dem seines Productenreichthums wegen so wichtigen Hauran andererseits leicht und sicher unterhalten werden; dazu kommt dann die hohe, sehr gesunde Lage, welche die Hitze selbst im Hochsommer ganz erträglich macht. Dergleichen Einrichtungen aber, wie sie mit der Erhebung Baalbeks zum Centrum der Verwaltung ganz Syriens verbunden sein würden, erfordern Einsicht und Thätigkeit, Energie und Fleiß, und das sind Eigenschaften, welche man bei dem türkischen Gouvernement freilich vergeblich sucht. So ist denn Baalbek für die Gegenwart nur durch seine großartigen Tempelruinen von Wichtigkeit, durch dieselben aber auch zu einem Unicum erhoben: denn in der ganzen Welt findet der Sonnentempel zu Baalbek nicht seinesgleichen.

Schon der alte Namen Baalbeks, Heliopolis, weist auf die Stadt als auf einen Sitz des Sonnengottcultus hin. Sonst freilich wissen wir von der ältesten Geschichte der Stadt so gut wie gar nichts. Unter den römischen Kaisern kommt Heliopolis als römische Colonie vor, welche gegen Ende des 2. Jahrhunderts mit italischem Recht beschenkt wurde. Dann hören wir später, daß Konstantin zu Heliopolis eine Kirche gegründet habe — was man mit Robinson[1] doch wol nicht anders als auf die Umwandlung des alten Sonnengotttempels in eine christliche Basilika deuten darf. Es scheint, daß bei der Bevölkerung von Heliopolis, das seit Jahrhunderten einer der Hauptsitze des üppigen Heliosćultus

[1] Robinson, Neuere biblische Forschungen, S. 680.

und seiner wilden Orgien gewesen war, die durch die Staatsgewalt zur Herrschaft erhobene christliche Religion besonders unbeliebt gewesen ist: wenigstens soll es zur Zeit Julian's des Abtrünnigen gerade dort zu rohen Gewaltthaten der Heiden und Sonnenanbeter gegen die christlichen Einwohner gekommen sein. Daraus würde es sich auch zur Genüge erklären, weshalb Kaiser Theodosius den Sonnentempel, wie berichtet, der Zerstörung preisgegeben. In jener Zeit kommt Heliopolis auch als der Sitz eines Bischofs vor. Mit Damaskus und den andern Städten Syriens theilte dann im vierten Jahrzehnt des 7. Jahrhunderts auch Heliopolis das Schicksal der arabischen Eroberung. Von da ab fehlt uns fast drei Jahrhunderte hindurch jede nähere Kunde von den Geschicken der alten Stadt des Sonnengottes. Erst nach langer Zeit taucht dieselbe bei den arabischen Geographen und Geschichtschreibern unter dem Namen Baalbek[1] wieder auf. Bezeichnend aber ist und einen hinreichenden Anhalt, um sich von der damaligen Bedeutung der Stadt ein ungefähres Bild zu machen, gewährt der Umstand, daß bei Baalbek nur gelegentlich jener Tempel Erwähnung gethan, die Stadt aber stets als eine wichtige Festung geschildert wird. Denn als eine der bedeutendsten Festungen Syriens spielte Baalbek in den Kriegen der Khalifen aus dem Geschlechte der Fatimiden mit den einander im nördlichen Syrien ablösenden Herrschergeschlechtern eine hervorragende Rolle, bis es kurz vor dem Beginn der Kämpfe gegen die Kreuzfahrer der Herrschaft der seldschukischen Sultane von Damaskus unterworfen wurde. In den Jahren 1139—45 stand es dann unter der Herrschaft Zenghi's, 1174 ging Baalbek mit den übrigen Städten Cölesyriens in den Besitz Saladin's über. Zwei Jahre später drang auf seinem Feldzuge gegen Saladin Graf Raimund von Tripolis bis in die Gegend von Baal-

[1] Ueber die verschiedenen Etymologien dieses Namens, der in seinem ersten Theile Heliopolis genau entspricht, dessen zweiter Theil jedoch Schwierigkeiten für die Erklärung darbietet — vgl. Robinson, a. a. O., S. 682, besonders Anm. 5.

bek vor und suchte sie mit Sengen und Brennen heim. Weiterhin finden wir Baalbek dann bei allen den Katastrophen in Mitleidenschaft gezogen, welche Syrien durch die Völkerstürme der folgenden Jahrhunderte trafen. Im Jahre 1260 zerstörten die Horden des Mongolenkhans Hulagu die Festung, 1400 ergab es sich ohne Kampf dem Tataren Timurlenk. Ueber anderthalb Jahrhunderte fehlt es uns dann wieder an jeder Notiz über Baalbek. Zuerst der französische Reisende Balon hat die merkwürdige Trümmerstätte 1548 betreten, von da an ist sie öfters besucht, namentlich von den zahlreichen französischen und englischen Reisenden des 17. und 18. Jahrhunderts. Aus den Berichten derselben ersieht man, wie die Zerstörung der herrlichen Bauten im Laufe der Zeit unaufhaltsame Fortschritte gemacht hat. Zur Erklärung derselben darf man freilich nicht übersehen, daß gerade dieser Theil Syriens von altersher durch die furchtbarsten Erdbeben ganz besonders häufig heimgesucht worden ist. Namentlich das große Erdbeben von 1759 hat in den bis dahin noch weit besser erhaltenen Tempelruinen großes Unheil angerichtet. Aber auch Menschenhände haben das Ihrige dazu beigetragen: wissen wir doch z. B., daß Fakhr-ed-din Baalbek im Kampfe gegen seine Nebenbuhler genommen und zerstört hat.[1]

Der römischen Kaiserzeit, dem 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, gehört die Erbauung der Tempel an, deren Ruinen man noch mit Recht als ein Weltwunder bezeichnen darf. Nicht in einer Tempelruine, sondern in einer Ruinenstadt und zwar einer Ruinenstadt, die einst einem Geschlechte von Riesen angehört hat, glaubt man zu wandeln, wenn man den Tempelplatz mit seinen kolossalen Trümmerstücken durchschreitet: immer von neuem staunt man über diese riesigen Werkstücke, von deren Bewegung wir uns keinen Begriff machen können, über diese auf das zierlichste bearbeiteten, mit den kunstreichsten Ornamenten geschmückten Felsblöcke, die da chaotisch durcheinander geworfen liegen; der Blick erlahmt beinahe, wenn er versucht den schlanken Schaft dieser

---

[1] Vgl. oben S. 79.

Riesensäulen bis zu dem Capitäl hinauf zu verfolgen, und erst ganz allmählich gelingt es aus diesem wirren Durcheinander die planmäßige Ordnung und großartige Symmetrie herauszufinden und klar zu erfassen, welche in diesem Wunderwerke herrschten, ehe es durch Erdbeben und menschlische Barbarei in den jetzigen trümmerhaften Zustand versetzt wurde. Auch wird die Reconstruction des Tempels dadurch erschwert, daß die gewaltigen Mauern desselben später von den Arabern zu Befestigungszwecken gebraucht und daher durch allerhand An- und Einbauten entstellt worden sind, welche man sich entfernt denken muß, um das Bild des herrlichen Baues in seiner ursprünglichen Reinheit erstehen zu lassen.

Zunächst unterscheidet man dann deutlich zwei Tempelbauten. Der eine, größere, aber weniger gut erhaltene Tempel setzt sich aus vier Theilen zusammen, nämlich einer gewaltigen Vorhalle, einem sechseckigen Vorhof, einem größeren viereckigen Vorhof und dem eigentlichen Tempelhause, welche in dieser Ordnung von Osten nach Westen aufeinander folgen. Der ganze Gebäudecomplex steht auf einer sich nach Westen hin abdachenden Anhöhe, sodaß der den westlichsten Platz einnehmende Tempel durch eine kolossale Substruction gestützt werden mußte, welche sich entsprechend dem ungleichen Boden an einzelnen Stellen etwa 20, an anderen 50 Fuß über die umgebende Ebene erhebt. Diese Untermauerung zeigt, daß wir es hier mit einer uralten Cultusstätte zu thun haben. Sie ist nämlich, zum Theil wenigstens, in cyklopischer Bauart ausgeführt. Die Steine sind verwendet worden, wie sie aus dem Steinbruche kamen, und nicht weiter glatt gehauen; auch lassen die dunklen Farben der unteren Steinlagen deutlich erkennen, daß sie älter sind als die oberen Theile des Baues; namentlich aber zeigen die Steine dort jene eigenthümliche Randbehauung, welche für die altsyrische und altphönizische Steinmetzentechnik charakteristisch ist. Offenbar hat man hier bereits in unvordenklichen Zeiten den Sonnengott geehrt, früh hat man angefangen demselben einen prachtvollen Tempel zu errichten, welcher wie alle dem Baal oder Helios geweiheten Stätten

über die Umgebung hoch erhaben liegen mußte, und daher mit jenen Substructionen begonnen, welche als eine wahre Riesenarbeit bezeichnet werden dürfen. Doch ist der Bau durch den Drang der Umstände mehrfach und wol auf lange Zeit unterbrochen worden, sodaß er erst im Zeitalter der Antonine vollendet worden ist, — wenn er überhaupt jemals ganz zu Ende geführt worden ist. Jedenfalls aber sind die Epigonen, welche das in solchem Riesenmaßstabe begonnene Werk ihrer Vorfahren wieder aufnahmen, hinter den Anfängen desselben nicht zurückgeblieben. In der westlichen Mauer dieser Substruction finden sich in einer Reihe nebeneinander liegend drei Steine, von denen der erste 64 Fuß, der zweite 63 Fuß und 8 Zoll und der dritte 63 Fuß lang ist: also drei Steine bilden ein Mauerstück von 190 Fuß 8 Zoll Länge. Die Höhe eines jeden beträgt etwa 13 Fuß, und ungefähr ebenso viel scheint die nicht sicher erkennbare Dicke auszumachen. Und in dem in der Nähe von Baalbek befindlichen Steinbruch, aus welchem diese kolossalen Werkstücke herrühren, liegt ein für diesen Bau bestimmter Koloß, welcher in der Länge 68 Fuß 4 Zoll, in der Breite 17 Fuß 2 Zoll und in der Höhe 19 Fuß 7 Zoll mißt! Ausschließlich den großen Tempel und einen Theil seines Vorhofs zu tragen ist nun aber offenbar nicht die Bestimmung dieses Riesenunterbaues gewesen; vielmehr darf man annehmen, daß das Innere desselben mit kleinern Tempelruinen, Schatzkammern u. s. w. angefüllt gewesen ist. Zunächst nämlich wird dieser Unterbau seiner ganzen Länge nach von zwei gleichlaufenden gewölbten Tunneln durchschnitten, die untereinander wieder durch einen sie rechtwinkelig schneidenden Tunnel verbunden sind. In den Gewölbschlußsteinen finden sich hier und da Spuren von Inschriften; an einzelnen Stellen sind diese Steine mit Büsten in hohem Relief decorirt. Die Zugänge, welche von diesen Tunneln aus in die rechts und links von denselben befindlichen unterirdischen Räume führten, sind vermauert und nicht mehr erkennbar. An einer Stelle aber fehlt in dem untern Theile des Gewölbes ein Stein; mit Leitern und Stricken ausgerüstet stieg ich in Begleitung eines ortskundigen Eingeborenen

zu dieser Oeffnung hinauf und durch dieselbe dann in den sich jenseits öffnenden geheimnißvollen dunklen Raum hinab. Bei dem flackernden Schein eines Reisbündels, das ich mitgenommen und in Brand gesetzt hatte, erkannte ich dann, daß ich mich in einem wohlerhaltenen, reichdecorirten Tempelzimmer befand, dessen schön cannelirte Pilaster mit überreichen korinthischen Capitälen, dessen in der Wand nach dem Tunnel hin erkennbares, mit den herrlichsten Decorationen umsäumtes Portal, dessen in Felder getheilte, mit einem künstlichen Muster, Büsten im Relief und anderm Bildwerk decorirte. Decke genau zu den entsprechenden Theilen des weiterhin zu schildernden sogenannten kleinen baalbeker Tempels paßten. Bei den Einheimischen geht denn auch die Rede, daß der ganze Unterbau mit solchen Kammern angefüllt sei, und ich habe durchaus keinen Grund die Richtigkeit dieser Vorstellung zu bezweifeln, glaube vielmehr, daß eine mit der nöthigen Vorsicht angestellte Untersuchung der Gewölbe die Eingänge zu diesen jetzt unzugänglichen Räumen auffinden lassen und vielleicht noch manches höchst interessante Kunstwerk zu Tage fördern würde.

Wenden wir uns nun zu dem zum Theil auf diesem Unterbau stehenden Complex von Tempelgebäuden, so führte von Osten her eine gewaltige Treppe zu der Plattform mit einem 180 Fuß langen und 37 Fuß tiefen Eingangsporticus, der von zwölf Säulen getragen wurde. Die Treppe ist nur noch aus der aus ungeheuren unbehauenen Steinen bestehenden Fundamentirung erkennbar. Von den Säulen, die 4 Fuß 3 Zoll im Durchmesser hatten, sind nur noch die Piedestale vorhanden. Die auf dieser gewaltigen Treppe befindliche Säulenhalle war rechts und links von pavillonartigen Anbauten flankirt, deren Pilaster den Säulen des Porticus entsprechen; dieselben springen gegen die Treppe, die einst mit der Säulenhalle gleich breit war, bedeutend vor. Diese Pavillons sind von den Arabern in späterer Zeit zu befestigten Thürmen umgebaut worden. Diese Vorhalle nun, welche namentlich solange die majestätische Treppe vorhanden war, einen wahrhaft großartigen Eindruck gemacht haben muß, ist durch drei

Rückwand durchbrechende Portale mit dem sich ihr an-
eßenden ersten sechseckig gestalteten Hofe verbunden. Das
telportal ist 17, jedes der beiden kleinern Seitenportale 10
breit. Von Osten nach Westen mißt der sechseckige Hof
ı 200 Fuß, von Winkel zu Winkel 250 Fuß. Jede Wand
ält eine Art von länglichem Seitengemach, etwa wie die
tenkapellen einer Kirche, das gegen den Hof hin durch vier
ılen begrenzt ist und dessen Rückwand, durch Pfeiler architek-
sch gegliedert, augenscheinlich zur Aufnahme von Statuen und
gleichen bestimmt war. Zwischen je zweien dieser Gemächer
tehen in den Winkeln des Sechsecks kleine unregelmäßige
ıme. Uebrigens hat gerade in diesem Theile des Tempel-
rks die Zerstörung am ärgsten gehaust, und nur mühsam findet
ı sich unter den chaotisch durcheinandergeworfenen Trümmer-
ken zurecht und gelangt erst ganz allmählich dahin die Grund-
men der ganzen Anlage zu erkennen.

An der westlichen Seite des Sechsecks, gegenüber dem von
Treppe her in dasselbe führenden Porticus führten nun ein
Fuß breites Hauptportal und zwei je 10 Fuß breite Neben-
tale in den zweiten, größeren Hof, welcher in der Länge von
ten nach Westen 440 Fuß und in der Breite 370 Fuß mißt.
e nördliche und die südliche Wand sind in demselben in gleicher
ise eingetheilt. In beider Mitte befindet sich nämlich ein
Fuß tiefes kapellenartiges Gemach, einst überdacht und im
ıern mit Statuen geschmückt, gegen den Hof hin von sechs
ulen aus ägyptischem Granit — Syenit — begrenzt. Von
en Säulen, deren Basen und Capitäle aus einem andern Ge-
ı als die Schäfte, vermuthlich wol dem sonst in dem Bau
wendeten grobkörnigen Kalkstein, gewesen zu sein scheinen,
en noch viele über die Trümmerstätte zerstreut umher. Rechts
linkes von diesen Gemächern finden sich dann an der nörd-
en sowol wie an der südlichen Wand zwei ähnliche, aber
nere und halbkreisförmige Räume, deren Ueberdachung nach
ı Hofe hin von zwei Säulen gestützt wurde, die den sechs
ulen des viereckigen Mittelraumes gleich waren und mit den-

selben in einer Flucht standen. An jeden dieser halbrunden Räume reiht sich wiederum ein viereckiges Gemach an, kleiner als das in der Mitte befindliche und von vier Säulen gestützt. Die Ecken, welche die östliche Mauer mit der südlichen und nördlichen bildet, sind je zu drei kleinern, nach außen hin geschlossenen Räumen benutzt. Gegen Westen ist die Mauer nur in den an die südliche und nördliche Wand zunächst angrenzenden Theilen ausgeführt und enthält da zwei mächtige Nischen, welche unverkennbar zur Aufnahme kolossaler Statuen bestimmt waren. In ihrer Mitte liegt, den von dem sechseckigen Hofe herführenden Portalen genau gegenüber und in der Breite der Seite des Sechsecks genau entsprechend, die schmale Eingangsseite des Haupttempels. Die diesem zugekehrte Ostseite des großen, viereckigen Vorhofs enthält rechts und links von den drei Portalen zwei gewaltige, 18 Fuß tiefe Nischen, die man sich natürlich auch einst durch Kolossalstatuen eingenommen denken muß. An jede von diesen grenzt dann wieder ein kapellenartiges Seitengemach, das mit seinen vier Säulen und auch mit seinen Dimensionen auf das genaueste den kleinen Räumlichkeiten dieser Art an der nördlichen und südlichen Längenwand des Vorhofes entspricht.

Von dem sechseckigen Hofe her den obengeschilderten großen Vorhof durchschreitend geht man gerade auf den großen Tempel zu, welcher den Abschluß der ganzen großartigen Anlage bildet. Derselbe hatte eine Länge von 290 Fuß und eine Breite von 160 Fuß und war rings von einer Säulenhalle umgeben, und zwar so, daß an den Breitseiten je 10, an den Langseiten je 19 Säulen standen, im ganzen also — da die Ecksäulen doppelt gerechnet sind — 54. Dieser herrliche Peristyl liegt nun freilich vollkommen in Trümmern; aber ein gütiges Schicksal hat doch wenigstens einige Theile davon vor der Zerstörung gerettet und uns so einen sichern Anhalt zur Reconstruction des Baues gegeben, der ohne Frage in seiner Art geradezu einzig gewesen ist. Aus den erhaltenen Basen ergibt sich, daß die Säulen des Peristyls 7 Fuß 3 Zoll im Durchmesser hatten. Im Verhältniß dazu erscheint dann allerdings die nur 8 Fuß betragende Ent-

fernung der Säulen voneinander sehr gering, doch entspricht diese dichtgedrängte Säulenordnung ja eben der Entwickelungsperiode der römischen Kunst, in welcher dieser Prachtbau errichtet worden ist. Von der Kolossalität desselben bekommt man aber erst einen richtigen Begriff, wenn man sich in das Studium der von dem Peristyl allein noch aufrechtstehenden sechs Säulen vertieft. Vertieft — das ist wirklich nöthig, denn da der Riesenbau freiliegt und kein anderes Menschenwerk unmittelbar daran stößt, so fehlt es dem Beschauer anfangs an jedem Maßstabe, und im Hinblick auf die zu beiden Seiten aufsteigenden Berge und das sich darüber in unermeßlicher Höhe wölbende tiefblaue Himmelszelt wollen einem diese Säulen zuerst gar nicht so ungeheuer erscheinen, vollends da sie so unendlich leicht und schlank und graziös aufsteigen und durchaus nicht den Eindruck der Massenhaftigkeit machen. Erst durch allerhand Experimente, welche die verschwindende Zwerghaftigkeit des Menschen im Vergleich zu diesen Kolossen erkennen lassen, findet man den Maßstab, der zur rechten Würdigung dieses Wunderbaues nothwendig ist. Der Schaft der aufrechtstehenden sechs Säulen mißt 63 Fuß; das im Verhältniß zu dem Schaft etwas schmächtige, aber unendlich reich geschmückte korinthische Capitäl und der auf den Capitälen liegende, ebenfalls reich ornamentirte Architrav fügen fernere 14 Fuß hinzu: so stehen diese sechs schlanken Riesen je 77 Fuß hoch vor dem staunenden Blick, und eine Art von Schwindel ergreift einen, wenn man unmittelbar am Fuße einer derselben Platz nimmt und nun den Schaft entlang nach dem Architrav hinaufblickt. Die Säulen, aus glatt polirtem Marmor, sind meistens aus drei Stücken zusammengesetzt, welche durch eiserne, einen Fuß lange und einen Fuß dicke Zapfen verbunden sind, so fest verbunden, daß hier und da selbst der Sturz aus so gewaltiger Höhe sie nicht hat trennen können. Um so größere Entrüstung aber wird einen jeden ergreifen, der sieht, wie türkische Barbarei die ganz gebliebenen Schäfte an den Stellen, wo die Säulentrommeln verbunden sind, zerschlagen hat um die paar Pfund Eisen und das zur Verlöthung derselben gebrauchte Blei ihrer

Habgier nicht entgehen zu lassen! Ja, selbst an den noch aufrecht stehenden Säulen hat man unten große Stücke herausgeschlagen und versucht die die untern Trommeln mit der Base verbindenden Eisenstücke freizulegen und herauszubrechen! Erst in allerneuester Zeit hat das türkische Gouvernement einige Maßregeln gegen solche Barbarei getroffen und überhaupt angefangen etwas für die Erhaltung der Trümmer in ihrem dermaligen Zustande zu thun.

Weit besser erhalten und vor allem merkwürdig wegen des herrlichen Reichthums und sorgfältigen und zierlichen Ausführung seiner Ornamente ist ein zweiter, im Gegensatze zu dem eben geschilderten als der kleine bezeichnete Tempel zu Baalbek, welcher freilich noch höchst respectable Dimensionen hat. Derselbe liegt außerhalb des großen Tempelbezirks, etwas südlich von dem großen Tempel und auch etwas tiefer als dieser, ist jedoch ebenfalls genau von Osten nach Westen orientirt. Auf diesen Tempel ist es vermuthlich zu beziehen, wenn uns berichtet wird, daß Antoninus Pius zu Heliopolis einen Jupitertempel gebaut habe; es ist hier eben eine Vermischung des römischen Jupiter mit dem syrischen Baal als Sonnengott eingetreten, wie ja überhaupt gerade diese den Uebergang zwischen Westen und Osten vermittelnde Landschaften vorzugsweise die Heimat für jene Verquickung abendländischer und morgenländischer Religionssysteme, welche für das gesammte geistige und insbesondere das religiöse Leben der spätrömischen Zeiten so charakteristisch ist. Ja man kann sagen, daß diese Vermischung in dem baalbeker Tempelbau ihren architektonischen Ausdruck gefunden hat und es ist daher sehr zutreffend, wenn Julius Braun denselben geradezu eine lateinische Uebersetzung oder Ergänzung altsyrischer Fragmente und eines altsyrischen Plans nennt.[1]

Ohne einen Vorhof zu durchschreiten stieg man zu dem sogenannten kleinen Tempel ehemals eine die ganze Breite desselben

[1] J. Braun, Geschichte der Kunst (2. Ausgabe), I, 348.

einnehmende, dreißig Stufen zählende Freitreppe hinauf; denn auch dieses Bauwerk steht auf einer besondern Substruction, welche es über das Niveau der Umgebung erhebt, aber niedriger und nicht so kolossal ist wie die des großen Tempels. Der Tempel selbst ist mit Einrechnung der ihn umgebenden Säulenreihen 225 Fuß lang und 120 Fuß breit. Nach der Treppe hin, an der Vorderseite, standen zwei Reihen von je neun Säulen. Diese Theile, die Treppe und die Säulenhalle, sind leider durch spätere sarazenische Einbauten fast ganz verdeckt und liegen zum größten Theil in dem Mauerwerk eines recht plumpen Festungsthurmes. Doch sind an den beiden Langseiten und an der Rückseite (im Westen) genug von diesen Säulen erhalten um ein klares Bild ihrer Herrlichkeit zu gewinnen. An der Basis 6 Fuß 3 Zoll im Durchmesser; aus drei durch eiserne Klammern unlösbar fest zusammengehaltenen Trommeln bestehend, etwa 8 Fuß voneinander entfert steigen die röthlichen Marmorsäulen mit ziemlich starker Verjüngung, von einem zierlichen korinthischen Capitäl gekrönt, 45 Fuß hoch auf. Auf ihnen ruht ein 7 Fuß messendes Gesims, welches von einem doppelten, reich ornamentirten Fries umgeben ist. Dieses Gesims war mit den Mauern der eigentlichen Tempelzelle verbunden und die so entstehende Decke des Säulenumgangs mit außerordentlich reichem, auf das feinste ausgemeißeltem, kunstreich verschlungenem Gitterwerk ineinander verschränkter Sechsecke verziert, aus deren Mitte mächtige Büsten von Kaisern oder Göttern niederblicken, während die daneben entstehenden rautenförmig verschobenen Felder andere Darstellungen in hohem Relief enthalten, die meist auf den Zeus-Mythus Bezug haben: da sieht man z. B. Leda mit dem Schwan, Ganymedes von dem Adler geraubt u. dgl. m. Leider ist auch diese sehr schöne und in decorativer Hinsicht höchst wirksame Decke bei dem Zusammensturze des Tempels zum größten Theile mit zerstört worden und liegt in gewaltige Blöcke zerspalten rings um den Tempel zerstreut. Da kann man denn sehen, daß die Reliefs, welche von unten gesehen wie die feinste Zeichnung erscheinen, bis zu mehr als einem halben Fuß aus dem Stein herausge-

arbeitet sind. Zwischen der östlichen Doppelcolonnade und dem eigentlichen Tempelhause bilden die etwas vorspringenden Langwände des letztern eine Art von Vorhalle. Von dieser aus tritt man in den innern Tempelraum.

Das Portal, welches in diesen führt, ist von unbeschreiblicher Schönheit und findet an üppigem Reichthum der Decoration in der Sculptur aller Zeiten wol kaum ein ebenbürtiges Seitenstück. Ringsum ist es von Laubwerk, Arabesken u. s. w. breit umrahmt, an denen man sich wegen des Reichthums und der unendlichen Sauberkeit und Feinheit der Ausführung wirklich nicht satt sehen kann. Dabei sind die Seitenpfosten des Portals aus einem einzigen gewaltigen Stein; doch stehen sie so tief in dem hier aufgethürmten Schutt, daß man von der ursprünglichen Höhe dieser herrlichen Pforte kein Maß nehmen kann. Die Breite derselben beträgt über 21 Fuß. Die Oberschwelle ist aus drei gewaltigen Blöcken zusammengesetzt, welche an beiden Seiten und unten dieselben reichen Ornamente aufweisen. Doch hat sich in Folge der durch die häufigen Erdbeben veranlaßten Erschütterungen das Gefüge gelockert und der mittlere von den drei Steinen ist tief gesunken, sodaß er lange Zeit den Eintretenden mit zerschmetterndem Sturze bedrohend unsicher hängend schwebte, jetzt aber, um weitere Zerstörung dieses Prachtstücks abzuwenden, durch einen darunter aufgemauerten Pfeiler gestützt wird. An der untern Seite dieses Mittelsteins war ehemals in zierlichem Relief dargestellt ein Adler sichtbar, einen Federbusch auf dem Kopfe, in den Klauen den Schlangenstab, mit dem Schnabel Guirlanden haltend, deren Enden nach beiden Seiten hin von fliegenden Genien getragen wurden: es war offenbar der dem syrischen Sonnengott als Sinnbild dienende Adler. Beide Längswände des innern Tempelraumes sind durch cannelirte Pilaster mit reichen korinthischen Capitälen getheilt, zwischen denen sich zwei Reihen von Nischen übereinander hinziehen; die untern Nischen sind oben muschelförmig gewölbt, die obern mit dreieckigem Giebelwerk gekrönt; es sind durchweg die uns allen aus der Renaissance bekannten Formen, die wir hier in der Zeit der absterbenden an-

tiken Kunst vorherrschend finden. In den sämmtlichen Nischen standen ehemals, wie man noch erkennt, auf einem etwas vorspringenden Piedestale Statuen. Aus diesem herrlichen Raume, welcher, da in den Wänden keine Art von Oeffnung vorhanden ist, seine Beleuchtung von oben empfangen haben muß, also nicht ganz überdacht gewesen sein kann und der bei seinen stattlichen Dimensionen — er ist 90 Fuß lang und 74 Fuß breit — einen ungemein feierlichen und dabei doch heitern Eindruck macht, stieg man dann eine dem Eingangsportale gegenüber befindliche Treppe hinauf zu dem über den übrigen Raum um einige Fuß erhöhten eigentlichen Heiligthum und dem dort stehenden Altar. Zu beiden Seiten der da hinauf führenden Treppe sind überwölbte Pforten, welche den Eingang bildeten zu den unterirdischen Gewölben unter dem Tempel. Die die Treppe begrenzenden Mauerpfeiler sind an der dem Hauptraume zugekehrten Seite mit Reliefs geschmückt; auf dem einen erkennt man noch deutlich die Darstellung eines festlichen Zuges von Frauen mit wallenden Gewändern, Stäben und Guirlanden. Im Hintergrunde dieses Allerheiligsten erblickt man eine große Nische, welche offenbar zur Aufnahme einer Kolossalstatue bestimmt war.

Wie schwächlich aber und wie unvollkommen bleibt doch auch die genaueste und anschaulichste Beschreibung im Vergleiche mit der Wirklichkeit! Nirgends in der Welt, glaube ich, finden sich wahrhaft gigantische Kolossalität und graziöseste Leichtigkeit, ja spielende Zierlichkeit so miteinander gepaart wie in dem baalbeker Sonnentempel. Wenn man sich diese Riesenquadern betrachtet, diese Säulenschäfte, die drei, vier Männer mit ausgebreiteten Armen kaum zu umspannen vermögen, diese mannshohen Deckenstücke mit ihren $1/2$ bis 1 Fuß hoch herausgearbeiteten Reliefs — da will es einem beinahe kaum glaublich erscheinen, daß das dieselben Dimensionen sind, welche dort, wo die Säulen aufrecht stehen, die Decke das Peristyl überwölbt, so leicht und zierlich, so elegant erscheinen, daß jede Vorstellung der Massenhaftigkeit dabei schwindet. Und dazu nun diese großartige Planmäßigkeit

der ganzen Anlage, diese harmonische Gliederung gewaltiger Räume, diese nirgends durchbrochene, bis in die kleinsten Theile consequent durchgeführte Symmetrie! Immer neues Erstaunen ergreift den Beschauer, je mehr er sich in diesen Wunderbau vertieft und je vollständiger derselbe in seiner einstigen Vollendung vor seinem geistigen Auge wiederersteht. Man denke sich nun diese Räume, diese Hallen und Höfe gefüllt von den Scharen der zum Gottesdienst von weit und breit zusammenströmenden Männer und Weiber, man male sich die bunte Pracht der zum Opfer ziehenden Priester und ihrer Gehülfen aus, man vergegenwärtige sich die lautschallende Musik, den jubelnden Gesang, die tobende, tosende Festesfreude, mit welcher die Anrufung des Sonnengottes verbunden war, und man wird der Herrlichkeit dieses Baues immer noch neue Wunder abgewinnen. Es geht die Rede, daß vor dem westlichen Hauptportale des großen Tempels ein Spiegel aus blankgeschliffenem Metall aufgestellt gewesen sei, sodaß der erste Sonnenstrahl, sobald er jenseit des Antilibanon aufflammte, in der glatten Fläche blendend wiedergespiegelt wurde: in diesem Momente begann der jubelnde Gottesdienst, erschallten die enthusiastischen Festgesänge, dann stürmten die Festzüge der begeisterten Frommen einher, dann dampfte das Opfer und erfüllte der Weihrauch die Hallen und Nischen mit seinem berauschenden Dufte.

Und noch heutigentags muß, wer die ganze, wahrhaft überwältigende Erhabenheit dieses baalbeker Wunderbaues auskosten will, denselben in dem Moment des Sonnenaufganges sehen. In todtenstillem Schweigen liegt die Ebene ringsum; ein leichter Nebel verschleiert die Gebirge zur Rechten und Linken; über dem Fluß und den Bächen der feuchten Gegend wallen in der frischen Morgenkühle sich mannichfach zusammenballende und wiederum lösende Dünste: — da erglühen plötzlich, noch ehe die Sonne selbst sichtbar geworden, die Capitäle und Architravstücke auf den sechs Riesensäulen in wunderbarem Purpurlichte, rothgolden strahlend, wie von himmlischem Feuer übergossen, während unten

noch alles in Dämmerung liegt. Bei diesem einzigen, wirklich überwältigenden Schauspiele begreift man, wie die Naturvölker gerade die Sonne anbeten, und es geht einem eine Ahnung auf von dem Eindruck den man hier empfangen haben muß, als dieser herrliche Bau noch nicht in Trümmern lag, sondern in unversehrter Riesenschönheit gen Himmel ragte. —

X.

Damaskus.

Die Strahlen der über den Bergen des Antilibanon aufsteigenden Sonne, in deren Purpurglanze die Capitäle der baalbeker Riesensäulen eben goldig gefunkelt, drangen in die schweigende, dämmernde Bekaa und die feuchten Morgennebel begannen sich zu zertheilen, als ich zu Pferde stieg, noch einen langen, vollen Blick auf die Ruinenpracht des Sonnentempels warf um mir das Bild desselben in unverwischbarer Festigkeit einzuprägen und dann munter in den frischen Morgen hinaus trabte.

In rascher Steigung ging es den Westabhang des Antilibanon hinauf, der in seinem Innern mannichfaltiger gestaltet und wilder zerklüftet ist als der Libanon. Mehr als einmal mußte man eine eben erst mühsam erkletterte Höhe gleich auf der andern Seite geradewegs wieder hinabsteigen, mehrfach auf so abschüssigen Pfaden, daß auf dem spiegelglatten, wie polirten Gestein selbst die zuverlässigen Pferde keinen sichern Halt mehr fanden und sorgfältig von dem Reiter hinabgeleitet werden mußten. Still und öde war es im Gebirge, kaum daß wir hier und da eine Rinder- oder Ziegenheerde das dürftige Gras abweidend fanden. Nach den Gipfeln hinauf lag noch viel Schnee, der allmählich abthauend die Rinnsale und Bäche, an denen der Antilibanon reich ist, reich mit belebendem Wasser füllte.

Nach mehrstündigem, anstrengendem Ritt erreichten wir so das wie ein schmaler Spalt in das Gebirge gerissene Thal des

dem Leontes (Litani) zufließenden Wadi Yafuseh, welcher hoch angeschwollen dahinrauschte, die schroffen Felsenwände, die ihn einzwängen, unterwühlend, aber wo deren Zurücktreten irgend Raum gewährte, mit freundlichen Silberpappeln und Erlen umkränzt. Dem Flusse entgegen zogen wir südöstlich, erstaunt auch in dieser wilden Gebirgsgegend die Spuren der römischen Weltherrschaft zu finden: denn die dem Felsen mühsam abgewonnene Straße kennzeichnet sich an einigen Stellen deutlich als ein Werk der römischen Kaiserzeit und die Brücke, auf der man an einer besonders malerischen Stelle den Fluß überschreitet, heißt noch heutigentags die „Römerbrücke" (Dschisr-Romanu). Hoch oben zur Linken, auf einer kaum zugänglich erscheinenden, schroff absteigenden Felswand sieht man die Eingänge zu alten Grabkammern und in das Gestein gesprengten Tempelzimmern. Bald darauf wandte sich unser Weg nach Süden: wir verfolgten das mannigfach gewundene Thal eines dem Wadi Yafuseh zufließenden Baches aufwärts und erreichten so gegen Mittag das 4500 Fuß hoch gelegene Dorf Surghaya und damit die Paßhöhe des Weges.

Die Gegend um Surghaya erinnert einigermaßen an eines der kleinern schweizer Hochthäler. Ringsum von Bergen eingeschlossen, von denen Schneewasser und kleine Quellen herniederrieseln, zeigt sie vielfach sumpfigen, mit Steingeröll bedeckten Boden. Aber einzelne schöne Nußbäume und noch in frischprangendem Grün stehende Felder brachten in die sonst öde und arme Landschaft eine angenehme Abwechselung. Surghaya ist das höchstgelegene Dorf im Antilibanon — eine Gruppe elender, fast wie Schutt- und Schmuzhaufen aussehender Hütten, von einer kleinen Anzahl verkommener, jammervoll aussehender mohammedanischer Bauern bewohnt, welche dieses Jahr, wo das ungewöhnlich lange Liegenbleiben der fußhohen Schneedecke die rechtzeitige Bestellung der ohnehin nur geringen Ertrag gebenden Felder gehindert hatte, einer langen, schweren Hungerzeit entgegengingen. Fast zu Skeleten abgemagerte, in Lumpen gehüllte, von Schmuz starrende Weiber, die durch ihr Elend schon so ganz indolent geworden

waren, daß sie nicht einmal mehr daran dachten sich zu verschleiern, kamen heran und sahen mit staunenden und doch zugleich abschreckend gierigen Blicken zu, als mein Teppich auf unbehaglichem Steingeröll ausgebreitet wurde und ich mich zum Frühstück darauf lagerte. Wenn man die unappetitlichen Kleisterfladen sah, die hier für Brot galten und das einzige, knapp genug zugemessene Lebensmittel dieser Armen ausmachten — selbst „Lebben", geronnene Milch, die es sonst in dem dürftigsten Khan gibt, war hier nicht zu haben —, so begriff man allerdings kaum, wie diese Leute überhaupt noch am Leben waren. Elend und Verkommenheit genug bekommt man ja auch in diesem Theile des Orients zu sehen: nirgends entsinne ich mich solche Jammergestalten, solche Noth gesehen zu haben wie da oben zwischen den trümmerhaften Hütten von Surghaya.

Weiter ging es dann eine Zeit lang über eine steinige Hochebene; man passirt die Wasserscheide zwischen den den westlichen Abhang des Antilibanon hinab nach der Bekaa fließenden Gewässern und den ostwärts zur Ghutaa von Damaskus gehenden: bald senkt sich der Weg in das jenseitige Thal und folgt dem Laufe eines wasserreichen Baches, welcher zum Barada, dem Flusse von Damaskus, eilt. Die Gegend muthet nach der Steinöde um Surghaya auf das freundlichste an: sie ist auf das sorgsamste cultivirt; der munter dahin rauschende Bach treibt zahlreiche Mühlen; in seinem schmalen, durch eine Menge von künstlichen Leitungen reichbewässerten Thale wird die Obstzucht eifrig und mit gutem Erfolge betrieben, namentlich sieht man auch hier wieder köstliche, breitästige Nußbäume. Je breiter das Thal weiter hinab allmählich wird, um so herrlicher wird die Pracht der üppig fruchtbaren Gärten, deren kostbares Grün einen wohlthuenden Gegensatz bildet zu den kahlen Höhen des Gebirgs auf beiden Seiten. Bei guter Zeit erreichten wir das ziemlich stattliche Dorf Zebedany, welches mitten in einer namentlich an Granatbäumen reichen Gartenlandschaft gelegen ist. Nach einigem Suchen fand sich in demselben denn auch in einer Hütte ein leidliches Unterkommen für die Nacht: wenn man zwölf Stunden

auf mühseligen Gebirgswegen zu Pferde gewesen ist, macht man, wie sich denken läßt, in dieser Hinsicht keine besondern Ansprüche mehr.

Mit Sonnenaufgang brachen wir am nächsten Morgen auf, um das Ziel des sehr starken Tagerittes, das ersehnte, die Phantasie immer mächtiger beschäftigende Damaskus möglichst früh zu erreichen und wenigstens noch den ersten vollen Eindruck seiner soviel gepriesenen Wunder aufnehmen zu können. Die erste Stunde von Zebedany aus führt der Weg durch herrliche Gärten. Es war hier oben im Gebirge gerade die Zeit der Granatblüte, und wahrhaft berauschende Düfte erfüllten die ganze Gegend. Dann ging es eine Zeit lang über eine steinige Hochfläche. Nun wurde ein Parallelzug des Antilibanon auf steilen Wegen überstiegen und man trat in ein gerade gegen Süden streichendes Längenthal des Gebirgs. Den schneeigen Hermon, welchen ich so oft von Tyrus aus gegrüßt, hat man nun schon zur Rechten, im Westen. Ueber Klippen und Felsen schlängelt sich der Pfad hoch über dem wie ein Spalt schmal eingesenkten Thale des nach Damaskus fließenden Barada. Rechts und links hat man öde Felsen, an deren Abhang die ungemein betriebsamen Bewohner jedoch auch schon hier und da den Versuch gemacht haben mit einer Maulbeerpflanzung festen Fuß zu fassen, und unter sich, in der Furche des Thals hat man eine Gartenpracht, so herrlich, daß man laut aufjauchzen möchte beim Anblick dieses üppigen, saftstrotzenden Grün, dieser feuerroth glühenden Granatblüten, dieser unter der süßen Last ihrer goldenen Früchte fast zusammenbrechenden Aprikosenbäume.

So geht es mehrere Stunden lang fort. Man reitet auf schmalem Pfade im öden Gebirge und unter sich hat man ein Paradies. Aber das Herrlichste stand doch noch erst bevor! In ein Seitenthal einbiegend erreicht man nach wenigen Minuten Ain-Fijeh (sp. Fidscheh), die Quelle Fijeh. In einem engen Thalkessel steht ein Wäldchen der riesigsten Nußbäume, mit anderem üppigen Grün gemischt, und dazwischen hindurch schießt, als gewaltiger Bergstrom aus einer thorartigen Felsenöffnung

hervorbrechend, ein Zufluß des Barada, donnernd und tosend, sein krystallklares, eiskaltes Wasser in einem herrlichen Gemisch tiefen Blaues und schneeigen Weiß mit unwiderstehlicher Gewalt dahinjagend. Wie ein Stück aus dem Schwarzathal oder aus den deutschen Alpen heimelte mich diese unendlich malerische, in diesem Lande doppelt gewaltig wirkende Scenerie an! Diese Quelle Fijeh, welche von den arabischen Geographen, entsprechend ihrer Gewohnheit nicht den entferntesten Ursprung eines Flusses, sondern seinen reichlichsten Zufluß als die eigentliche Quelle anzusehen, irriger Weise als Quelle des Barada bezeichnet wird, muß übrigens schon in sehr frühen Zeiten eine mächtige Anziehungskraft geübt haben. Denn unmittelbar über der Quelle ist eine alte Plattform, zum Theil aus dem Felsen selbst herausgearbeitet, zum Theil aus gewaltigen Quadern aufgemauert; dieselbe trägt die Reste eines kleinen Tempels. Etwas seitwärts davon findet sich ein ähnlicher Bau mit den wohlerhaltenen Resten eines mächtigen Gewölbes: auch das scheint ein Tempel gewesen zu sein, und zwar ging, wie es scheint, ein abgeleiteter Arm der Fijehquelle unten durch denselben. In den Wänden sieht man Nischen; auch ein Säulenbruchstück liegt dort. Die Bauart ist einfach und roh; nach ihr möchte man auf ein hohes Alter dieses Baues schließen, über dessen Ursprung und Bestimmung aber jede Angabe fehlt. So köstliche Rast, wie an der Fijehquelle habe ich nirgends gehalten! Aber die Sehnsucht nach dem Anblick von Damaskus trieb mich vorwärts und selbst die Glut der Mittagsstunde hielt mich nicht ab von schnellem Weiterreiten. Doch sollte meine Geduld noch ordentlich auf die Probe gestellt werden.

Von dem herrlichen Fijeh aufbrechend ritten wir noch anderthalb Stunden auf der Höhe über dem Thale des Barada entlang, dessen schmaler Grund einem einzigen langgestreckten Garten gleicht. Dann aber tritt man in eine trostlose Bergwüste ein, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Wasser, ohne Schatten, verrufen als Tummelplatz wegelagernder Beduinen und deshalb des Nachts selbst von Karavanen möglichst gemieden. Hier wird die Geduld des nach Damaskus Anblick begierigen Reisenden auf

eine harte Probe gestellt: eine Höhe nach der andern ersteigt man, jedesmal glaubt man oben der Wunderstadt ansichtig zu werden — immer neue Thaleinsenkungen, dahinter immer neue Berge hat man vor sich, alles wüst und öde. Endlich gewinnt man, nachdem das mehrere Stunden so gegangen, wieder einen Einblick in das grüne Baradathal. Aber fast enttäuscht kommt man sich vor, wenn man dann schließlich statt des ersehnten Damaskus nur das in einer Erweiterung des Baradathals gelegene Dummar erblickt, das sich dort, von dem Flusse durchrauscht, aus üppigem Grün hervorlugend, mit den eleganten Landsitzen reicher damascener Kaufleute geschmückt, doch stattlich genug präsentirt. Dabei liegt ein großes arabisches Dorf. An Dummar vorbei führt die im Baradathale von der Höhe des Antilibanon herabkommende französische Straße von Beirut nach Damaskus, die wir in Stora verlassen haben und hier wieder erreichen. Doch folgen wir ihr jetzt nicht. In möglichst gerader Linie, die vielfach sich schlängelnden Saumwege zu vermeiden, erklimmen wir, die keuchenden Pferde zu einer letzten Anstrengung anspornend, die zur Linken vor uns liegende steile Höhe des kahlen Kasyunbergs; ein auf dem Gipfel desselben stehender Wely — das Grab eines mohammedanischen Heiligen — von einem säulengetragenen Kuppeldach überwölbt, dient bei dem mühseligen Ritt ohne Weg und Steg als weithin sichtbares Ziel. Endlich ist nur noch der letzte Absatz zu erklimmen: — jetzt sind wir oben, und blicken in die tief unter uns liegende Ebene hinab, und da liegt sie vor uns, die schönste der Städte, jedenfalls die schönste von den Binnenstädten des Orients. Das Auge vermag die Herrlichkeit kaum mit einem male zu fassen. Es bedarf einiger Zeit und einer Art von Sammlung um das sich vor ihm entfaltende Bild in seiner Totalität, in seiner wunderbaren, seiner eigentlich doch unbeschreiblichen Schönheit zu fassen.

Das ist Damaskus!

Zu unsern Füßen breitet sich, im Westen von der Kette des Antilibanon begrenzt, über welchen die gewaltige Pyramide des schneeigen Hermon beherrschend hervorragt, eine große Ebene

aus, die Ghutaa. Die Berge, welche dieselbe umkränzen, sind kahl und wüst, aus röthlichem Gestein und schillern in den herrlichsten Farbentönen, und darin liegt, einem Häusermeer vergleichbar, die volkreiche Stadt wie gebettet in einem unabsehbaren Meere der duftigsten, sie wie ein einziger riesengroßer Wald umgebenden, wasserdurchrauschten Gärten, die Stadt in stundenlanger Ausdehnung, mit zahlreichen Vorstädten, überragt von der dunklen Masse des umfänglichen Castells, unzähligen Kuppeln und Minarets — das langgestreckte Dach der riesigen Hauptmoschee mit ihrer stattlichen Kuppel und den schlanken Minarets ist deutlich erkennbar —, den mächtigen Gewölben der großen Khans, voll stattlicher, von ihrem Reichthum und ihrer Bedeutung schon in die Ferne hin Kunde gebender Gebäude, und hinter dem allen in wunderbarem, röthlich-violettem Farbenspiele verschwimmend in hehrem Schweigen die große Wüste. Ein Ruf des Staunens, des Entzückens, jubelnden Genusses entfuhr mir unwillkürlich, als ich auf dieses Panorama hinabsah, dessengleichen es wol in der ganzen, weiten, schönen Welt nicht wieder gibt.

Es wird einem ordentlich schwer sich von diesem wahrhaft berauschend schönen Anblick zu trennen. Aber drinnen in der herrlichen Stadt sollen sich ja erst recht alle Wunder des Orients aufthun! Halsbrechende Felsensteige — es ist der letzte Theil der alten Straße von Beirut nach Damaskus — ging es nun hinab. Das vorstadtähnliche Dorf Salahiyeh blieb zur Seite liegen, Bald kamen wir in die Gartenregion, eine gute halbe Stunde ritten wir zwischen den üppigen, von den Armen des Barada und zahlreichen Kanälen überreich bewässerten Gärten hin, über deren Mauern die gewaltigsten Nuß-, Apfel-, Birnen- und Aprikosenbäume herüberragten, die Zweige gebeugt unter der Last der Früchte. Durch eine promenadenartige Allee, an deren einer Seite einige neue, recht stattlich aussehende Kasernen stehen, kamen wir in die Stadt selbst und stiegen bald danach in dem vor etlichen Jahren neu eingerichteten und vortrefflich gehaltenen griechischen Hotel ab, das europäischen Comfort mit orientalischem Luxus vereinigt und den Reisenden der lästigen Nothwendigkeit

überhebt die Gastfreundschaft der Mönche in einem der Klöster in Anspruch zu nehmen.

Wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht kommt dem Abendländer diese völlig neue, völlig fremde Umgebung vor, in welche er sich mit dem Eintritt in Damaskus versetzt sieht. So Schönes und Interessantes die syrischen Küstenstädte bieten, — die Nähe und der über die See her wirkende Einfluß des Westens machen sich dort doch jederzeit bemerkbar. Aber hier in Damaskus hat man den reinen, unverfälschten, wahren Orient in seiner ganzen Eigenart, seiner Abgeschlossenheit, seiner Farbenpracht vor sich. Diese Eigenschaft aber übt einen zum mindesten ebenso großen Zauber aus wie die unbeschreibliche Herrlichkeit der Lage von Damaskus, wenn man es, wie ich nach dem mühsamen Ritte durch die Wüstenberge zuerst von der Höhe des Kasyunbergs aus erblickt. Wie es sich da präsentirt, gilt Damaskus wol mit Recht für die schönste Stadt des Orients. In diesem Punkte sind die Araber, die Söhne eines Wüstenlands, gewiß competente Richter: ihr nicht verwöhnter, unbefangener und lebendig fassender Blick machte sie gerade für landschaftliche Schönheit besonders empfänglich. So sind sie denn auch von dem ersten Augenblicke der Bekanntschaft mit Damaskus an von der Herrlichkeit dieses Städtebildes wie berauscht, und noch heutigentags schlägt das Herz des Arabers höher und nimmt sein bilderreicher, farbenprächtiger Ausdruck einen kühnern Flug, wenn von Damaskus die Rede ist. In der Volkssprache heißt die Stadt nur esch-Scham — das ist der allgemeine Name für ganz Syrien, der zunächst nur das im Norden liegende bezeichnet, (ähnlich wie man in Aegypten Kairo schlechtweg Musr, das ist mit dem Gesammtnamen von Aegypten nennt) —; Dimeschk, die arabische Form des aus dem Hebräischen stammenden Namens Damaskus kommt nur in der arabischen Schriftsprache, bei den gelehrten Geographen vor. Will der Araber aber Damaskus als das bezeichnen, was es ihm ist, dann schwärmt er entzückt von der „Paradiesduftigen“, von dem „Muttermal auf der Wange der Erde“, dann preist er das „Gefieder des Paradies-

pfauen", das „Halsband der Schönheit". Denn Damaskus zählen die Mohammedaner den vier irdischen Paradiesen zu: dreimal selig pries Mohammed die Stadt, weil die Engel ihre Flügel über dieselbe gebreitet; ja, er verzichtete auf ihre Eroberung, weil dem Menschen nur Ein Paradies bestimmt sei, und er das seinige im Himmel zu finden hoffe.

Aber außer dem Zauber der Lage und der noch völlig ungetrübten Eigenart echt orientalischen Lebens hat Damaskus noch eins, was es zu einer der besuchenswerthesten Städte der ganzen Welt macht. Damaskus ist nämlich die älteste Stadt der Welt, die einzige, welche, obgleich im Laufe der Jahrhunderte von manchem schweren Schicksale heimgesucht, doch niemals ganz zerstört worden ist, die niemals zu existiren aufgehört, sondern sich in ununterbrochener, continuirlicher Folge durch die Jahrtausende hindurch entwickelt hat und die noch heutigentags auf ihrem ursprünglichen Platze, auf ihrem alten Boden und nicht auf den Trümmer- und Scherbenhaufen älterer Ansiedelungen steht. Babylon und Ninive so gut wie Memphis und Theben sind untergegangen; Jerusalem und Rom stehen zwar auf dem alten Platze, jedoch als neue Städte über unter ihnen begraben liegenden ältern; keine der vorhandenen Städte aber kann sich an Alter dem heutigen Damaskus vergleichen.

Schon zu Abraham's Zeiten war Damaskus eine bedeutende Stadt: ja, Abraham, der Ahnherr der Araber und der Gründer der Kaaba, gilt in der einheimischen Ueberlieferung als Urkönig von Damaskus. Auch weisen einzelne Bautenreste auf ein sehr hohes Alter der Stadt hin: halbwegs etwa zwischen derselben und dem Ateibehsee, in welchen der Baradafluß mündet, an dem linken Ufer des Flusses, erhebt sich ein künstlicher Kegelberg von an der Sonne getrockneten Backsteinen, ganz so wie sich deren als älteste Bauten unter den Trümmern von Ninive und Babylon finden. In den vielfach zusammengestürzten Mauern der Stadt und auch in denen des in ihrer Mitte gelegenen Castells sieht man an mehrern Stellen gewaltige Quadern mit den unverkennbaren Spuren uralter, syro-phönizischer Bearbeitung. Die man-

nichfach wechselnden Schicksale des Reichs von Damaskus im 10. und 9. Jahrhundert vor Christi Geburt kennen wir aus den Beziehungen desselben zu den jüdischen Reichen: von Israel war Damaskus eine Zeit lang abhängig. Nach dem Verluste seiner Selbständigkeit verfiel Damaskus dann der Reihe nach der assyrischen, der babylonischen und endlich der persischen Herrschaft. Nach der Schlacht bei Issos (333 v. Chr.) durch Parmenion besetzt kam Damaskus sammt den dort aufgehäuften Schätzen des Perserkönigs in die Gewalt Alexander's des Großen. Später gehörte es dann zu dem syrischen Reiche der Seleuciden, war vorübergehend auch den Ptolemäern von Aegypten unterthänig. Nachdem es dann kurze Zeit mit dem übrigen Syrien zu dem Reiche des Tigranes von Armenien gehört hatte, fiel es endlich infolge des Mithridatischen Kriegs (64 v. Chr.) durch die Siege des Cnejus Pompejus mit ganz Syrien in die Hände der Römer. Aus der altchristlichen Geschichte ist Damaskus dann bekannt durch die Bekehrung des Apostels Paulus: in der Hauptstraße der Stadt will die christliche Tradition noch diejenige erkennen, in welcher Paulus wohnte, „die da heißet die gerade"; auch zeigt man an der zerfallenen Stadtmauer noch die Stelle, wo Paulus nach der Legende, in einem Korbe hinabgelassen, flüchtete. Später war Damaskus Bischofssitz und als solcher dem Patriarchate von Antiochien untergeordnet. Mohammed selbst hatte auf die Eroberung der Stadt verzichtet: sie soll ihm, wie wir sahen, zu paradiesisch gewesen sein. Im Jahre 635 aber wurde sie durch die Feldherren des Khalifen Omar, Khalid und Ibn-Obeideh genommen. Von der einen Seite mit stürmender Hand, von der andern auf Grund eines mit den dort den Widerstand aufgebenden Christen geschlossenen Vertrags eintretend, trafen die Eroberer — so wird berichtet — in der Mitte der mächtigen St.-Johanneskirche zusammen, und deshalb wurde nach strengem arabischen Kriegsrecht nur der gewaltsam genommene Theil der Kirche zur Moschee gemacht, der andere blieb den Christen. Und so hat sich in den hochgewölbten Hallen des herrlichen Baues denn jahrelang das wunderbare Schauspiel wiederholt, daß Predigt und

Gesang der Christen sich mit der Predigt und dem Gesang der Mohammedaner mischten! Man sieht, damals war in dem Islam noch keine Spur vorhanden von jenem entsetzlichen Fanatismus, welcher in unsern Tagen, vor noch nicht drei Lustren, Damaskus und ganz Syrien zum Schauplatz der furchtbarsten Christenverfolgung gemacht hat.

Während der Herrschaft der Ommijaden war Damaskus Hauptstadt des Khalifats. Aber auch als die Abbasiden ihre Residenz nach Bagdad verlegten, blieb es eine der wichtigsten Städte des Reichs. Nach mancherlei Wechselfällen kam Damaskus dann an die Fatimiden von Aegypten; dann wurde es den Seldschukensultanen unterthänig. Im Jahre 1148 wurde es während des unglücklichen zweiten Kreuzzugs von Konrad III. und Ludwig VII. von Frankreich vergeblich belagert: heiß wogte damals der Kampf in den üppigen Gärten im Westen der Stadt. Im Jahre 1260 ergab sich Damaskus ohne Widerstand dem Mongolen Hulagu und erkaufte auf diese Weise Schonung. Nachdem es dann längere Zeit Gegenstand des Kampfes zwischen verschiedenen Dynastien gewesen war, fiel es 1401 in die Gewalt des Dschingis-Khan Timurlenk, welcher aus der ihrer Gewerbthätigkeit wegen schon damals weitberühmten Stadt die geschicktesten Handwerker wegführen und in Samarkand ansiedeln ließ. Im Jahre 1516 endlich wurde Damaskus durch Sultan Selim I. erobert, und seitdem ist es dauernd — die Episode der ägyptischen Herrschaft in unserm Jahrhundert abgerechnet — unter der Herrschaft der Türken geblieben.

Unter den geschichtlich denkwürdigen Gebäuden der Stadt gebührt unfraglich der erste Platz der Hauptmoschee, der ehemaligen St.-Johanneskirche. Dieselbe ist die größte Moschee im gesammten Gebiete des Islam: in ihr haben sich die Ommijaden ihr glänzendstes Denkmal gesetzt. Es ist ein etwa 400 Fuß langer, dreischiffiger Bau. Die Seitenschiffe sind von dem Mittelschiff durch zwei Reihen von je zwanzig prächtigen Säulen mit schönen, zum Theil antiken Capitälen getrennt. Das Querschiff ist beinahe nur angedeutet und springt nur sehr wenig über die

Längswände vor. Ueber der Kreuzung der Schiffe wölbt sich eine stattliche Kuppel: die einst als ein Weltwunder angestaunte ursprüngliche Kuppel ist durch eine Feuersbrunst zerstört und die jetzige ist nur ein eilig ausgeführter Reparaturbau. An die Moschee grenzt ein von prächtigen Arkaden umgebener, marmorgepflasterter Hof, in dessen Mitte ein kapellenartiges kleines Gebäude steht und plätschernde Brunnen sprudeln, um den Gläubigen zu den vorgeschriebenen Waschungen vor dem Gebete zu dienen. Die Moslemin von Damaskus waren von alters her als besonders fanatisch verrufen, und noch vor wenigen Jahren hätte der Christ sein Leben riskirt, der die Moschee zu betreten gewagt hätte. Jetzt darf man sie gegen eine Abgabe von hundert Piastern und unter dem Schutze eines Kawassen des betreffenden Consulats in allen ihren Theilen besichtigen, nachdem man die Stiefel mit den landesüblichen gelben oder rothen Pantoffeln vertauscht hat; denn wie kein Mohammedaner mit der Fußbekleidung, womit er die Straße berührt hat, die Matte oder den Teppich seines Zimmers betritt, so muß dieselbe namentlich auch bei dem Eintritt in die Moschee abgelegt werden. Manchem glaubenseifrigen Muselmann aber glaube ich es doch noch angesehen zu haben, daß es ihm hart ankam, den „verfluchten Hund“ — das ist der Christ jedem strengen Jünger Mohammed's — durch die geweihten Räume schreiten zu sehen und ihn nicht zu Boden schlagen zu dürfen.

Allem Anscheine nach hat, entsprechend der Völker- und Religionsschichtung, welche hier stattgefunden, auf dem Platze, welchen jetzt die Moschee, einst eine christliche Kirche, einnimmt, früher ein heidnischer Tempel gestanden, vermuthlich der Juno, wie man aus einem römischen Inschriftfragment hat schließen wollen, das sich an einem Gesims befindet. Dafür sprechen auch die dicht bei der Moschee befindlichen, jetzt in den Bazar eingemauerten stattlichen Säulen und die von diesen getragene, über das Dach des Bazars hinausragende Hälfte eines sehr schön gearbeiteten römischen Tempelporticus.

Das Schönste aber von der Moschee bleibt doch der ent-

zückende Blick, welcher sich von dem schlanken Minaret über die zu Füßen ausgebreitet liegende Stadt und ihre Umgebung, auf den Hermon und die Wüste darbietet. Während ich auf dem einen dieser schlanken Thürme stand, erschien auf der Galerie des andern ein zahlreicher Chor von Muezzins, in taktmäßigem Gesange die Stunde des Gebets auszurufen: eines einzelnen Muezzins Stimme würde in dem Getöse, welches die Stadt und namentlich den Bazar erfüllt, völlig ungehört verhallen.

Sich in dieses Getöse, dieses bunte Menschengewirr zu stürzen, ist nun aber doch eigentlich das Interessanteste, was der Abendländer in Damaskus thun kann, ist zugleich ein immer neues Vergnügen, das einen unerschöpflich reichen Gewinn bietet: so überwältigend ist die Fülle, die Buntheit, die Fremdartigkeit des einem da Gebotenen, daß man nicht Augen genug hat, um alles zu sehen und nicht Ohren genug, um alles zu hören.

In mannichfach gewundenen und vielfach verzweigten Straßen ziehen sich die Bazars durch die Stadt: sie ganz und gar zu durchmessen braucht man einige Stunden Zeit. Bald sind es breitere oder schmalere Straßen, wo sich zur Rechten und zur Linken die Buden der Handwerker und die Läden der Kaufleute aneinanderreihen; öfter sind es nach oben hin durch ein Lehmdach geschlossene und gegen die glühende Sonne geschützte Gänge. Sie zerfallen in eine Anzahl von Quartieren, die durch Thore voneinander getrennt sind; abends werden diese geschlossen und man muß sich bei jedem einzelnen die Passage durch einige Para Backschisch an die Wächter erkaufen. Daher ist abends sogut wie gar kein Verkehr in den Straßen, in denen natürlich auch die Beleuchtung etwas völlig Unbekanntes ist. Eigenthümlich ist den Bazaren die Vereinigung der das gleiche Gewerbe Treibenden und der mit demselben Artikel Handelnden zu einer geschlossenen Gruppe. Wenn ich von dem griechischen Hotel aus nach dem Bazar ging, so passirte ich zuerst den Platz, wo der Pferdemarkt war und wo man den ganzen Tag ein lebhaftes Geschäft im Kauf und Verkauf der schönen und stattlichen damascener Pferde machen sehen konnte. Daran reihten sich nach der einen Seite

die Stände der Futterhändler und der Schmiede, nach der andern die der Sattler, wo man die kostbarsten Sättel, Decken und Zaumzeuge sehen konnte. Dann folgen die dichtgedrängten Reihen der Schlächter und der Garköche, die auf einer Art von Spicknadel Fleischstückchen aufspießen und auf einem Roste über Kohlen braten oder besser schmirgeln lassen: die Leute aus dem Volke, Soldaten oder dergleichen, treten heran, zahlen ihre paar Para und führen die Nadel eifrig zum Munde. Dann geht man lange Zeit zwischen den Ständen der Tischler, der Korbflechter, der Töpfer, der Kleinhändler mit Hemden, Jacken und dergleichen. Wo die Straße breit genug ist, haben sich die Brot- und Kuchenverkäufer, namentlich aber die Obsthändler niedergelassen. Ganze Berge von Aprikosen sieht man da, und für zwei Piaster kauft man genug, um ein paar Menschen mit den herrlichen Früchten satt zu machen. Denn die Aprikose ist die Frucht, welche Damaskus besonders charakterisirt: es gibt von derselben in den Gärten um die Stadt nicht weniger als vierzig verschiedene Arten; an Saftreichthum aber und an üppigem Wohlgeschmack thut es die kleine weißgelbliche Mischmisch allen zuvor. Unsere gewöhnliche Aprikose dagegen genießt in Syrien schlechten Rufs: sie heißt geradezu amazza-franchi, d. i. Frankentödter, denn durch ihren Genuß sollen die Seuchen entstanden sein, denen die Kreuzfahrer so massenhaft zum Opfer zu fallen pflegten.

Besonders interessant ist der überdachte, nach der großen Moschee zu gelegene Theil des Bazars. Da sind zunächst die Buden der Pantoffelmacher: Tausende und Abertausende von rothen Pantoffeln in allen Größen stehen da zur Wahl, und Hunderte von Arbeitern sitzen tagaus tagein neue verfertigend. Weiterhin wiederholt sich dasselbe für die ganz allgemein getragenen Stiefeletten. In einer gewaltigen Halle dicht an der großen Moschee hausen die Goldschmiede; auch für sie ist Werkstatt und Laden eins: reizende Gold- und Silberarbeiten, namentlich die zierlichsten Filigransachen kann man da sehen, obgleich sich die größten Künstler in diesem Fache, das von alters her in Damaskus besonders blühte, seit Jahren nach Beirut gezogen haben, wo der

Absatz leichter und größer ist, gerade wie zu Anfang unsers Jahrhunderts eine gleiche Auswanderung nach dem von Achmed-el-Dschezzar zu hoher Blüte erhobenen Accon stattgefunden hatte. Unter diesen Umständen ereilt die berühmte damascener Goldschmiedekunst vielleicht allmählich dasselbe Schicksal wie die einst noch viel berühmtere Waffenfabrikation: damascener Klingen aller Art kann man heutigentags nur noch als Alterthümer, als Curiositäten kaufen, fabricirt werden sie gar nicht mehr. Dagegen blüht noch die alte damascener Kunst der Weberei und Stickerei: die damascener Teppiche zeichnen sich durch Geschmack, Dauerhaftigkeit und Farbenpracht aus; an Seidenwebereien sieht man wahre Kunstwerke — Kuffien (Kopftücher) in den herrlichsten Farben strahlend, dabei mit Gold und mit Silber durchwirkt, Abeyen oder Beduinen aus der feinsten weißen Seide, mit zierlichen Goldstickereien eingefaßt, seidene Shawls, in welche unnachahmlich geschmackvolle bunte Muster eingewebt sind, die zierlichsten Stickereien auf feinster Seidengaze, wahre Kunstwerke der Nadel — an dergleichen Herrlichkeiten liefert Damaskus eine wahrhaft unerschöpfliche Fülle. Auch diese Artikel sind in den Bazars vielfach vertreten; auch das Weben und Wirken selbst zu beobachten hat man dort vielfach Gelegenheit. Um aber den Reichthum an Teppichen, Seidenstoffen und dergleichen recht kennen zu lernen, muß man in die an dem Bazar gelegenen großen Khans eintreten. Das sind gewaltige Kaufhäuser, in deren Mitte sich ein stattlicher Hof mit einem Wasserbassin befindet. Da lagern die Kamele der ankommenden und abziehenden Karavanen und mächtige Waarenballen im Werthe von Tausenden von Thalern. Der von einer mächtigen Kuppel überwölbte Hofraum ist ringsum von Galerien umgeben: von diesen aus tritt man in den verschiedenen Stockwerken in die Contore und Lager der in den Khan eingemietheten Kaufleute, meist Großhändler. Der größte und kuppelreichste dieser Khans, schon als Bauwerk eine Merkwürdigkeit, ist der nach seinem Erbauer Asad-Pascha-Khan genannte, der in seinem riesigen Hofe und seinem gewölbereichen

Erdgeschoß für nicht weniger als 2000 Kamele und deren Ladungen Raum bieten soll.

Aber die Herrlichkeiten des Bazars sind damit noch keineswegs erschöpft. Dort reihen sich die Werkstätten der Drechsler aneinander, welche das zu bearbeitende Stück durch eine mit den Händen hin- und hergezogene Schnur drehen, den formgebenden Meißel aber mit den Fußzehen halten und dagegenstemmen; daneben sind die Buden der Kunsttischler, welche Tische, Stühle, Wiegen u. s. w. aus Nußbaumholz verfertigen und aus Perlmutter die reizendsten Muster darin auslegen. Dort sind die Läden der Süßigkeiten- und Confiturenhändler, dort die der Droguisten und der Specereihändler, bei denen man das förmlich mit Gold aufgewogene echte damascener Rosenöl kauft. Dazwischen finden sich denn vielfach die mit den mannichfachsten, interessantesten Dingen gefüllten Buden der Antiquitäten- und Curiositätenhändler, wo man alle Arten von Waffen, altarabische Säbel, damascener Klingen, arabische Sättel, Kupfergefäße von altdamascener Arbeit, arabische Mosaiken und dergleichen in buntem Durcheinander aufgestapelt erblickt. Weit Herrlicheres freilich als in diesen offenen Ständen habe ich in dieser Gattung bei meinem damascener Freunde Abu-Antika, d. h. dem Antikenvater, gefunden, welcher ein ganzes großes Haus mit solchen Kostbarkeiten gefüllt hat und wenn man richtig mit ihm zu handeln weiß, auch durchaus nicht theuer ist. Ueberhaupt ist es mit dem türkischen Kaufmann eigentlich ganz gut handeln: er ist im allgemeinen ehrlich und hält Wort; mit dem orientalischen Christen dagegen muß man sich vorsehen, und zwar sind Araber und Griechen in dieser Hinsicht gleich schlimm und wetteifern miteinander in der Kunst des Betrügens.

Aber nicht minder wie die verschiedenen Handelsartikel und die mit der größten Geschäftigkeit betriebenen gewerblichen Thätigkeiten — denn von orientalischer Trägheit ist in Damaskus nicht die Rede — fesseln uns bei den Wanderungen durch den Bazar die Menschen, welche sich da in buntem Durcheinander drängen.

Der vornehme Türke, der arabische Lastträger, der stattliche bis an die Zähne bewaffnete Beduine mit der schwarzweißen Abeye aus Kamelwolle, der Jude im seidenen, pelzverbrämten Kaftan, der Grieche in der schmucken Arnautentracht, der Armenier in feierlichem Schwarz, der Perser mit der hohen Lammwollmütze und dem knappanliegenden uniformartigen Rock, der in Lumpen gehüllte Blinde, welcher sich mit seinem Stocke weitertastend bettelnd einherzieht, dazwischen die türkischen Offiziere in ihren abendländisch geschnittenen Uniformen — so wogt es zu Fuß, zu Pferde, zu Esel und zu Maulthier mit Lärmen und Rufen chaotisch durcheinander, und eine ähnliche Musterkarte könnte man aus den langsam einherschreitenden Weibern, verschleierten und unverschleierten, zusammenstellen.

Den christlichen und jüdischen Theil der weiblichen Einwohnerschaft von Damaskus zu beobachten hat man namentlich in den als öffentliche Lustorte benutzten Gärten an dem einen Ende der Stadt vortreffliche Gelegenheit. Im Schatten herrlicher Bäume hocken die Weiber da auf den von ihren Dienern ausgebreiteten Teppichen, bemüht ihren besten Putz und ihren oft sehr reichen Schmuck nach Möglichkeit zur Schau zu stellen, in lebhafter Unterhaltung, einander scharf beobachtend und mit echt weiblichem Scharfblick kritisirend, oder aber sie versinken ganz in den Genuß des auch bei dem weiblichen Geschlechte sehr beliebten Narghileh, verzehren in großen Quantitäten die Süßigkeiten der verschiedensten Art, welche die ab- und zugehenden Händler feilbieten und meist mit lautem Rufe anpreisen. Dazwischen geht denn auch namentlich die jüngere Männerwelt ab und zu, unter der einer oder der andere aus der jeunesse dorée sich in abendländischer Tracht aufspielen zu müssen meint. Man sitzt so an kleinen Tischen, trinkt Kaffee, nimmt einen Raki mit Wasser, das durch den Schnee des Hermon gekühlt ist, oder schlürft einen eiskalten, erquickenden Scherbet, während verwildert genug aussehende Burschen, Kellnerdienste verrichtend, hin- und herlaufen, Tische und Stühle zurechtsetzen, Kaffee präsentiren, die Narghilehs bereit machen oder durch eine Kohle wieder in Brand setzen,

rig darauf passend, daß niemand ihnen mit dem gehofften Bakschisch entwischt.

So verbringen die Damascener die Nachmittagsstunden, nn die ärgste Hitze vorbei ist, im süßesten dolce far niente; nn aber die Sonne zu sinken beginnt, dann entleert sich der t so belebte Garten, in langen Reihen wandeln die in weiße icher gehüllten Frauen von dannen und zerstreuen sich allmäh-), zum Abschied sich neigend und küssend, in die verschiedenen eile des christlichen und des jüdischen Quartiers, und bald hdem die Sonne im Westen gesunken ist, ist alles still und t, und die erst so laut und wirr belebte Stadt ruht in ligem Schweigen.

Beilage.

Verzeichniß

den Kaimakaten[1] Saida, Sur und Merj-Ajun gelegenen Dörfer, Meierhöfe und Mühlen.

Kaïmakat Saïda.

Bezirk Schukeif.

Dörfer.

et-tahta.
el-fôka.
bnît.

-Scharkîyé.
-Garbîyé.
ïn.

hît.
ît.

îyé.

Gharbîyé.

ır.

Sarfand.
Kafûr.
Dwêyr.
Scharkîyé.
Zêydîyé.
Numêyrîyé.
Zifta.
Deyr ez-Zahrâné.
Djabûsch.
Kafr Rumân.
Samra.
Nusf-Nimra.

Meierhöfe[2]:

Hama.
Towl.
Zamûl.
Schalba'âl.
Basfûr.
Kal'ât-Hussein.
Beyad.
Kafr Djôz.

---

s Kaimakamat (arabisch El-kâim-makâmîja „la lieutenance") ist ilâja, d. h. der von einem Wâlî regierten Provinz unterstehen- er Verwaltungsbezirk mit einem eigenen Beamten, der kâim-makâm Stellvertreter, heißt. (Consul Dr. Wetzstein.)

s arabische mezra'a, „Saatflur", bezeichnet einen von der übrigen abgesonderten oder abliegenden Complex von Feldern, es mag hm ein wirklicher Meierhof stehen oder nicht. Im letztern Fall häufig vor alters ein Dorf, dessen Name sich in dem der mezra'a at. (Consul Dr. Wetzstein.)

Kas'ânîyé.
'Ain el-Kantara.

Mühlen:

Mukêideh, en N'âsâné, el Kamlé } in Saida selbst.
el-Djisr.
el Âlalîye.
el Hadj-Hassan el Kurdîyé.
Chidâmîyé.
Djarîné.
Barnach.
el-M'ûâllaka.
el-Kat'ânîyé.

2. Bezirk Djiba'â.

Dörfer:

Ghaziyé.
Fitarîye.
Hussêinîye.
Nedjârîye.
'Adawîye.
Chirbat-el-Basal.
M'âmârîye.
Hidje.
Zêyta.
Nasf-Maghdûsché.
Bustan Deyr es-Salîm.
Tanbûrîyé.
Mutîyrîijé.
'Âzmanîye.
Hûmêïn.
Kunêïtrâ.
Chuzêiz.
Arka.
Ghurrâ.
Chirbat Katâyib.
Rûmêin.
Djanûla.
Churîyba.
Tabâya.
Sarba.
Hûmîn-el-foka.
'Ârab Salem.
Sedjd.
Djardjuz.
Djebâ'â.
Zahlat.
Basalîya.
'Âin Kâna.
Kafr Fîla.
Nusf-Charbâya.
Kafr-Schilâl.
Kafr-Milké.
Barta.
Kafr Hatta.
Kafr Butêyt.
Madj'dal.
Muhâribîyé.
Maksam Djensata.
el-Kiryat.
'Âin-ed-Dilb.
'Âdâwîye.
Hara.
Rub' 'Âbdowal Chinusiâl.
Maksam Hussein Zaba.
Maksam Djôwhari Effendi.
» Bezri Effendi.
Djabal 'Âdjram.
Bustan Chalifi.
» Katachda.

Meierhöfe:

'Ârab Djabal.
'Arab Sakr.
Burâk-et-Tall.
Bustan Missleh.
» Safanti.

Mühlen:

M'âmârîyé.
Hîdje.
Âknazat.
Mathanat nusf-Mafdûsche.
el-Hamdânîye.
es-Saksaké.

3. Bezirk es-Schômar.

Dörfer:

Mowdjeb.
Saksakîyé.

ıît.
:ra.
kla.
ed Dweyr.
ıâr.
m.
:a.
yé.
:rîyet es-Sayîd.
rrîyat Zerr.
ıa.
yé.
e.
ı.
é.

Meierhöfe:

b.
ljâl.
ra.
e.

Mühlen:

Wadi el-'Âkabîye.
Matâhen en-Nahr.

4. Bezirk Merdj'ayûn.

Dörfer:

Djudêyre.
Kafr Fila.
Hôra.
Deyr Mimâs.
Chabarta.
Kulêy'â.
Buwêyda.
Djurêyn.
Balat.
Deblin.
Zanbîye.
Eyl es-Saka.
Chiâm.
Mutallala.
Eyl el-kamh.
Sanbarîye.
Zuk et-Tahtâni.
Sarda.

Mühlen:

el-kôlkîye.
Mathanat eyl-el-kamh.
» ez-Zak.

II. Kaimakamat Sur.

Dörfer:

Ras el 'Âin.
Kâna.
Hanâwîyê.
'Âin Ba'âl.
Burdj Schemâli.
Ruklîyê.
Reschknaniyê.
Sadikeïn.
Djebal el-Butm.
Remadiyê.
Scheikiyê.
Kanîsá.

Hunêyn.
Tarr Harfá.
Kuleïlé.
'Amrân.
Firrûyân.
Dibkîn.
Mu'allîye.
Mulkîyet es-Sahel.
es-Sama'îye.
Betyûle.
Deyr-kanûn-Ras-el 'âin.
Muârraká.
Yanûh.
Tôwra.
Âbbâsîye.
Tar Ribâ.
Burdj Rihâl.
Deyr kamûn en-Nahr.
Budêiras.
Djanâta.
Fak'îye.
Tarr Samhât.
Sikkat Yama.
Sikkat Yadn.
el-Mansûri.
Mahrûne.
Muschârraf.
Bayâd.
Tebnîn.
Ghaya ez-Zut.
Beît Yâhun.
Balîdé.
Mâlkîyet ed-Djabal.
Kudêis.
G'hayrûn.
Yârun.
Rumêïsch.
Akrân.
'Alma.
Djubbêin.
Madjdal Zôn.
Scheihan.
Râmîye.
es-Salhâni.
Kôzah.

Dêyl.
Hanîn.
'Âin Eyl.
Tubra.
Rêschak.
Sarbîn.
Yaschêr.
Kafra.
Sâris.
Deyr en-Nattar.
el-Yahûdîye.
Djamdjamé.
Chirbet Salam.
Deyr Siryân.
el Kassîr.
ez-Zekîye.
et-Tawêyri.
Burdj el-Falâwîyel.
Telâdîyé.
Deyr Kîfa.
Kafr Radneïn.
Tarr Zibna.
Sal'â.
en-Naffâchîyé.
Yanha.
Kafrîné.
Schammâr.
Karzôn.
Samra.
Nusf Ma'ârûb.
Bârisch.
Dard 'âîna.
Deb'âl.
Wâdi Djîlô.
Bâzûrîyé.
Burdjkiblé.
'Âin abû 'Âbdân.
Baklîyé.
Mudjâra.
Rewhêïn.
Bârêin.

Meierhöfe:

Wardâni.
Debbâs.

Sayîd.

n.
Hâmûl.

n.
er-Rafîd.
ka.

e.
ye.

ni.
ser.

Mühlen:

in.
âmi.
ir.

yé.

makamat Merǵ-ajûn.

1. Bezirk Hônîn.

Dörfer:

êl.

r-râs.
ebel.

śa'ab.

Ḥaddâtâ.
Śaḳra.
Megdel-silim.
Tûlîn.
Ḳabrîchâ.
Ṭalûsâ.
Ėl-Ḳanṭara.
Ḥûlâ.
Merkebâ.
ʿOdêsa.
Rubb-ṭelâtîn.

Meierhöfe:

Benî-heijân.
Dûbeih.
Menâra.
Kuwêkîja.

2. Bezirk Merǵ-ajûn.

Dörfer:

El-chijâm.
Ibl-es-saḳî.
El-ǵedîda.
Dibbîn.
Belâṭ.
Buwêḍa.
Ḳulêʿa.
Ėl-chirba.
Dêr-mîmâs.
Kefr-Kelâ.
Hôra.
El-maṭalla.
Ibl el-ḳamaḥ.
Zûḳ et-taḥtânî (d. i. der untere Zuk).
Sumêrîja.

Meierhöfe:

El-gurên.
Seradâ.

Mühlen:

El-Ḳaǵar.
von Zûḳ et-Faḥtânî.
» El-Chalîsa.
» Belât.

von Dibbîn.
» Ibl es-saḳî.
El ǵirdôna (d. i. die Rattenmühle).

3. Bezirk Hûla.

Dörfer:

El-châliṣa.
Zûḳ el-fôḳânî (d. i. das obere Zuk).
En-nâima.
Eṣ-ṣâlihîja.
Chiṣâṣ-el-ḥalebî.
Ez-Zewîja.
Lezzâza.
Chijâm- Abs.
El-ḳibtîja.
El-Manṣûra.
Ed-Duwâra.

Meierhöfe:

Defna.
Eṣ-ṣalîb.
El-chorwêja.
El-ʿazîzîjât.
Chan ed-duwêr.
Śokâ.
Nuchêla.

Mühlen:

von El ḳibtîja.
» Lezzâza.
» Chisâs.
des Emir Ali (aus dem Hause Sihab in Hasbeya).
der Sitt — d. i. der Fürstin — (ist wol eine Fürstin aus dem Hause Sihab.)
Et-tebba.
des Emir Hasan.
Sît.
von ed-Duwâra.

Register.

A.

N.

O.

P.

R.

V.

W.

Z.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

